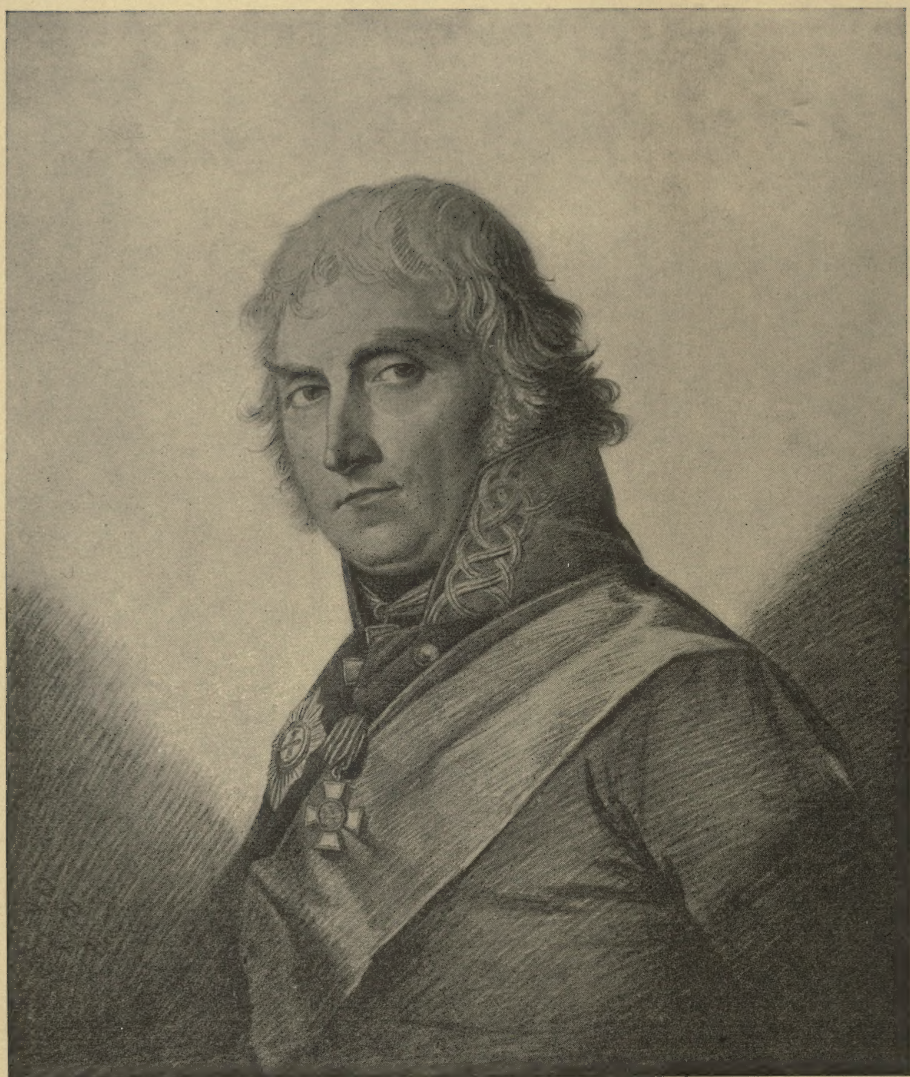
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1912



Friedrich Maximilian Klinger.

Kreidezeichnung von Bossi im Frankfurter Goethemuseum.

Jahrbuch

des

Freien Deutschen Hochstifts.

1912.





Frankfurt am Main.
Druck von Gebrüder Knauer.



Inhalt.

I.

Aus den Lehrgängen.





Die deutsche Auswanderung nach Amerika und das Deutschamerikanertum vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Von Professor Dr. Hermann Oncken in Heidelberg.

I.

Die Deutschen sind niemals in der Geschichte ein seßhaftes Volk gewesen. Jahrhundertelang bleibt die Völkerwanderung, die Überflutung des abendländischen Kulturkreises durch wandernde germanische Kriegerstämme die stärkste Lebensäußerung dieser Rasse. Wanderungen höchsten Stiles sind es, die hernach die deutsche Geschichte erfüllen: die Römerzüge der deutschen Kaiser, die Kolonisation des deutschen Ostens, die überseeische Expansion der hansischen Kaufleute. In solche weltgeschichtliche und nationalgeschichtliche Zusammenhänge, die von dem bis zur Unerschöpflichkeit fruchtbaren Zentrallande Europas ausgehen, läßt sich auch die deutsche Auswanderung nach Amerika, und ihr Produkt, das Deutschamerikanertum, einreihen: nach dem Umfang der fortbewegten Massen die weitaus gewaltigste aller dieser Wanderungen, freilich nicht die größte nach dem politischen und kulturellen Ergebnis. Nicht ein Stück deutscher Staatsgeschichte, nur ihr Spiegelbild: aber ein ergreifendes und von tiefsinniger Lehre erfülltes Stück deutscher Volksgeschichte. Eine Entwicklung, die in wechselnder Gestalt schon Jahrhunderte erfüllt und deren Probleme noch heute nicht zur Ruhe gekommen sind.

Die Deutschen haben nicht allzuviel innerliche Teilnahme und gelehrtes Interesse für diese Entwicklung aufgebracht — begreiflich in dem Zeitalter, da wir selbst erst unseren Nationalstaat erbauen mußten. Naturgemäß waren die

Deutschamerikaner die ersten, sich ihrer Herkunft und ihrer besonderen Stellung im Staatswesen bewußt zu erinnern; aus ihrer fast unübersehbaren und sich zerstreuenden Geschichtsliteratur sind neuerdings auch zusammenfassende Werke hervorgegangen. Wenn diese das ganze Problem vornehmlich im Zusammenhange der amerikanischen Geschichte auffassen, so wird der folgende Versuch es zugleich in den Zusammenhang deutscher Geschichte einzugliedern unternehmen. Wir wollen also in dem Auswanderer nicht allein den werdenden amerikanischen Bürger sehen, sondern ihn auch als Sohn deutscher Erde befragen, warum er uns verließ, was er mitnahm und was er suchte, was er von seinem alten nationalen Erbe seinem neuen Vaterlande brachte und auf dessen Boden fortzuentwickeln vermochte. Wir wollen zugleich Bilder aus der deutschen Vergangenheit geben.

Es ist bekannt, daß an der Erschließung Amerikas das alte Kolonial- und Wandervolk, das selbst den nationalen Staat fast verloren hatte, keinen selbständigen Anteil nehmen konnte. So erscheinen die deutschen Auswanderer im 16. und 17. Jahrhundert nur als Einzelne und Versprengte, oder im Dienste fremdnationaler Kultur und Macht stehend. Es sind zunächst Vorläufer ohne Fühlung mit dem gesamtdeutschen Körper. Zu ihnen gehört z. B. der Frankfurter Jakob Leisler (1640—1691), der als holländischer Soldat 1660 nach New York kam und sein Glück machte. In der großen Erschütterung Englands im Jahre 1688 stieg er, als der stuartische Gouverneur entwich, zum Oberbefehlshaber der führerlosen Kolonie empor und berief den ersten gemeinsamen Kongreß aller Kolonien. Dann aber konnte er sich gegen den Rückschlag der holländischen Plutokratie nicht behaupten und wurde 1691 als Usurpator und Haupt des New Yorker Demos hingerichtet. Das ungerechte Urteil ist schon bald umgestoßen worden. Heute geht von Leislers Namen, von diesen demokratischen Anfängen und Unionsanläufen ein gewisser Glanz aus, dessen gerade die Deutschamerikaner sich freuen und den auch der Frankfurter Magistrat durch Pflanzung zweier Eichen im City Hall Park zu New York neuerdings geehrt hat. Aber dieser Amerikaner deutscher Herkunft, ohne Verbindung mit deutschen Volksgenossen und deutscher Kultur, ist doch nur eine

isolierte Erscheinung, die nicht eigentlich an die Spitze des Deutschamerikanertums gestellt werden kann.

Dieser erste Mann war Franz Daniel Pastorius (1651—1719). Von ihm sind die idealen Antriebe ausgegangen, die für größere Massen bestimmend wurden, so daß sein Leben typisch für die Anfänge deutschen kolonialen Lebens in Amerika geworden ist. Der Abkömmling einer begüterten und gebildeten Familie lutherischen Glaubens, Sohn eines Bürgermeisters in der fränkischen Reichsstadt Windsheim, war er nach einigen Jahren der Tätigkeit als Advokat 1678 nach Frankfurt übergesiedelt; hier war ihm das innere Erlebnis beschieden, das seinem ganzen Leben die Wendung gab. Er trat in den Kreis Speners und der collegia pietatis ein, der Versammlungen im Saalhof, die eine neue und innerliche religiöse Gemeinschaftsbildung anstrebten. Es waren Menschen feineren und empfindlicheren Gemütes in rauher Zeit, auf Toleranz und Sonderung bedacht, selbst über Spener hinweg von der offiziellen Kirche sich gänzlich lösend — schon war William Penn auf seiner ersten Propagandareise (1677) mit ihnen in Fühlung getreten. Dergestalt war die geistige Konstellation beschaffen, aus der des Pastorius deutsch-amerikanisches Lebenswerk seine Kräfte ziehen sollte.

Während er in den Jahren 1680/82 als Begleiter eines Edelmanns die große europäische Tour machte und sich in dem Entschlusse bestärkte, dieser Welt abzusterben, hatte die Übertragung des späteren Pennsylvanien an Penn stattgefunden. Die Frankfurter Stillen im Lande beschlossen sich an dem Unternehmen zu beteiligen und gründeten eine „Teutsche Compagnie", die 15 000 acres des neuen Landes ankaufte; auch eine Krefelder Gesellschaft, vorwiegend aus Mennoniten zusammengesetzt, erwarb 15 000 acres; Pastorius aber, von seiner Europareise zurückgekehrt, ging im Jahre 1682 im Auftrage der Frankfurter Gesellschaft als ihr Wegebereiter hinüber. Seine Antriebe waren die gleichen, die einst die Puritaner der „Mayflower" erfüllt hatten: Toleranz, religiöse Gemeinschaftsbildung und eine halbasketische Sehnsucht, auf neuem Grunde eine neue Gesellschaft zu begründen („drum gib ich Weltlust, dir, viel tausend gute Nacht") und dem deutschen Gomorra der Weltkinder „auch dem äußern

Menschen" nach zu entgehen. Während die Frankfurter Genossen selbst hernach zurückblieben, gründete Pastorius, zusammen mit den Krefeldern die Siedelung, die den Namen Germantown (bei Philadelphia) führte und 1689 eine Charter erhielt. Es war der Ausgangspunkt einer spezifisch deutschen Kolonisation in Amerika.

Alle seine Fähigkeiten stellte Pastorius in den Dienst der Allgemeinheit. Er war in der jungen Kolonie abwechselnd Bürgermeister und Ratschreiber, Einnehmer, Friedensrichter und Schulmeister; er führte die Gemeindebücher und verfaßte alles, bis zu den Medizinbüchern, was das primitive koloniale Dasein brauchte; auch die Sendschreiben an die deutschen Glaubensgenossen ließ er drucken, mit denen die deutsche Literatur der Auswanderungspropaganda einsetzt. Er hatte eine stattliche Bibliothek mitgeführt, aber seine eigenen Manuskripte und Drucke wuchsen sich auch zu einer kleinen Bibliothek aus; er war mit seiner innerlichen Art und seinem enzyklopädischen europäischen Wissen ein Kulturmittelpunkt und suchte in seinem „beehive" (Bienenkorb) diese Kultur dem vom Mutterboden abgesprengten kleinen Häuflein dauernd zu vermitteln. Gewiß ein Frommer, aber kein Kopfhänger, von einem leisen rationalistischen Zuge gelenkt, der zu Benjamin Franklin hinüberzudeuten scheint: alles in allem eine sehr sympathische Erscheinung unter den Deutschen seiner Zeit.

Indem der Frankfurter Pietist sich zum Quäker fortbildete, war er seinen eigensten Grundsätzen treu geblieben. Er übte sie nicht nur in der Behandlung der Indianer, sondern auch in der großen amerikanischen Schicksalsfrage, der Negersklaverei. Pastorius und die Führer der Krefelder verbanden sich schon 1688 zu einem öffentlichen Protest, mit dem die geistige Vorgeschichte der Negeremanzipation einsetzt. Sie verwarfen allen Unterschied nach Rasse, Herkunft und Farbe: „hier gilt Freiheit des Gewissens, hier sollte auch Freiheit des Leibes gelten"; und bitter klagten sie, welche Schmach man vor den europäischen Glaubensgenossen durch dies Zulassen auf sich lüde. Erst nach 30 Jahren wagte auch das offizielle Quäkertum Stellung zu der Frage zu nehmen. So sind es versprengte Stille im Lande und Dissenters gewesen, die einen deutschen Idealismus voll Unbedingtheit und Gewissensstärke zuerst jenseits des Ozeans vertreten haben.

Bewußt empfand Pastorius sich auch in der Fremde als Deutscher, und zugleich als der Erste einer langen Reihe, „gleich einem Vorläufer vermutlich vieler nachfolgender ehrlicher Landsleute". Durch seine Sendschreiben hatte er selbst zur Nachfolge aufgerufen, und als er starb, war mit der pfälzischen Auswanderung eine neue Erscheinung, die deutsche Massenauswanderung, längst ins Leben getreten.

II.

Wie bei Pastorius war es zunächst ein religiöser Antrieb, der die pfälzische Auswanderung auslöste, die religiöse Bedrückung durch die neue katholische Dynastie der Kurfürsten. Unter verwandten religiösen Antrieben sind noch während des ganzen 18. Jahrhunderts Lutheraner und Reformierte, vor allem aber Sekten jeglicher Art aus Deutschland hinübergegangen, so daß es nicht zu viel gesagt ist, wenn man behauptet, ein gut Teil des deutschen Pietismus des 18. Jahrhunderts habe sich in Amerika erst entfaltet. Dazu gesellten sich für die Pfälzer und Oberrheiner die wirtschaftlichen Antriebe, das Elend, das die Raubkriege Ludwigs XIV. begleitete und ihnen die wehrlose Heimat zur Hölle machte. So mußte in dieser Landschaft, die in dem Rhein obendrein den leichten Zugang zum Ozean besaß, allmählich die Auswanderungslust immer mehr anwachsen und schließlich zu einem Taumel ausarten, der 1709 zur ersten und 1717 zur zweiten Massenauswanderung führte.

Alle Merkmale solcher Erscheinungen lassen sich hier beobachten: eine Publizistik zur Ermunterung oder zur Warnung, kapitalistische Unternehmerinteressen und Agenten, dazu Mangel an jeglicher obrigkeitlichen Leitung und Kontrolle. So bleiben bei den ersten Experimenten grauenhafte Begleiterscheinungen nicht aus; von den 13000 Pfälzern von 1709 lagen die meisten den Winter über im Felde bei Greenwich wartend, tausende wurden nach Irland überführt, manche gar als Sklaven nach Jamaica, und nur die stärkeren Naturen überwanden hernach die Nöte der Seereise und der Ausbeutung. Damals wurde der Name der „Palatines" ein Hohn- und Jammername. Auch als die Auswanderung besser

geregelt wurde, blieben manche Übelstände erhalten oder begannen sich nun erst auszubilden, wie das System der Redemptionisten. Wer den Preis der Überfahrt, der von 6—10 Louisdor bald auf 14—17 stieg, nicht zu zahlen vermochte, konnte ihn nach der Landung abverdienen, durch unfreie Arbeit, die an einen Herrn, der ihn einlöste und „kaufte", für 3, 5, 7 Jahre gebunden blieb. Jedes Schiff, das mit deutschen Auswanderern einlief, pflegte einen Teil der Passagiere durch Zeitungsanzeigen auszuverdingen. Noch im Jahre 1817 heißt es in einer Baltimorer Zeitung von einem solchen, gleich einem Schwarzen ausverdungenen Deutschen: „Er ist ein guter Lehrer, versteht Französisch und Latein, ein ausgezeichneter Arbeiter, spricht Englisch vollkommen." In solchen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" prägt sich die dienende Stellung unseres Anteils an der Welt aus, die damals unser Los war. Es war ja nicht ein an Menschenüberfluß leidendes, sondern ein wirtschaftlich und politisch rückständiges Land, das diese Deutschen verließen, um zunächst mit der gänzlichen Unfreiheit sich die Hoffnung der Freiheit zu erkaufen. Es ist wahrlich ein anderes Ding, ob eine Nation als ein politisches und kulturelles Herrenvolk seinen Söhnen draußen in der Welt neue Daseinsmöglichkeiten schaffen kann oder ob es sie in dienender Stellung unter fremde Art hinausstößt.

Welche gesunde Zähigkeit aber mußte dem zum Teil auf solche Elemente aufgebauten Deutschamerikanertum innewohnen, wenn es sich trotzdem behauptete! Die härtere Arbeitsgewöhnung erzielte bald eine hohe materielle Leistung; französische Beobachter rühmen gerade diesen Pennsylvania-Deutschen überall die intensivere Bebauung und die freundlichere Pflege der Häuser und Gärten nach. Was sie an Literatur und überhaupt an eigener Kultur aufzuweisen hatten, blieb natürlich überwiegend religiös bestimmt: Traktate, Gesangbücher, Kalender. Nach einem gescheiterten Versuche Franklins (1732) schuf der aus Westfalen stammende Buchdrucker Christof Sauer in Germantown, „ein sehr ingenieuser Mann, ein Separist, der auf die 30 Handwerke ohne Lehrmeister erlernet", ein eigenes Organ, „der hochdeutsch Pennsylvanische Geschichtsschreiber oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreich" (1739), das bald halbmonatlich und schließ-

lich wöchentlich erschien; ja er wagte sich 1743 mit Glück an das große Werk eines Bibeldruckes, nach der Übersetzung Luthers, mit Frankfurter Typen. Mit diesen Kulturäußerungen, die das Werk des Pastorius fortsetzten, wuchs das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Selbsthilfe, wie die Gründung der „Deutschen Gesellschaft" in Philadelphia im Jahre 1764 zeigt, die sich („Wir Sr. Königl. Majestät von Großbritannien Teutsche Untertanen in Pennsylvanien") die Fürsorge für die Redemptionisten deutscher Zunge zur Aufgabe setzte. Und aus ihrer Mitte erwuchsen starke Persönlichkeiten, wie das Neuland sie bildet, wie der Pfarrer Heinrich Melchior Mühlenberg, der 1748 die erste lutherische Synode berief und dessen Sohn, General Mühlenberg, zu den Unterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung gehört; oder der Pfälzer Nicolaus Herxheimer, der im Mohawktale (im Staate New York) im Unabhängigkeitskriege an der Spitze von 240 Deutschen gegen Engländer und Indianer den Heldentod fand. So erstand hier eine neue deutsche Welt, von dem kategorischen Imperativ des kolonialen Lebens erzogen und mit den Tugenden harter Pflichterfüllung ausgestattet, stark genug, einen eigentümlichen Einschlag in das amerikanische Leben abzugeben. Schon 1753 sorgte sich Franklin um die Erhaltung der englischen Sprache in Pennsylvanien und im Jahre 1778 schätzte man im englischen Parlament die Gesamtzahl der Deutschen auf über 180000. Gerade diese Elemente, durch kein Band der Pietät an das englische Mutterland gefesselt, gingen entschlossen in den Kampf um die Unabhängigkeit hinein.

Aber eben für diese Deutschamerikaner entstand eine tragische Situation dadurch, daß das soldatenlose England sich entschloß, zur Niederwerfung der Kolonien die Kontingente deutscher Fürsten zu mieten, die von jeher als habsüchtige, aber pünktliche Truppenlieferanten bekannt waren. Zuerst schloß ein englischer Unterhändler in Braunschweig ab, auf 4300 Mann. Für jeden Fußsoldaten 51 Thaler: „drei Verwundete gelten als ein Toter, und ein Toter wird nach der Rate des Werbegeldes mit 30 Kronen bezahlt." Die Hauptlieferung übernahm der Landgraf von Hessen-Kassel, dessen Haus den kräftigen und unverbrauchten Volksschlag seit langem auch in auswärtigen Kriegen zur eigenen Bereicherung verwandte; man glaubte

hier das Dekorum dadurch zu wahren, daß man sich nicht zu einem nackten Truppenlieferungvertrage herbeiließ, sondern nur auf der Grundlage einer Allianz, eines Schutz- und Trutzbündnisses unter dem Scheine der politischen Gleichberechtigung verhandelte; es waren ungewöhnlich schöne Regimenter, in denen die Hessen über 8000 Mann stellten. Von kleineren Fürsten drängte sich der Erbprinz von Hanau begehrlich heran, ferner der Fürst von Waldeck, in dessen Ländchen sogar die Pfarrer von den Kanzeln zum Anschluß auffordern mußten, und als einziger süddeutscher Fürst — er ist es vermutlich, den Schiller in „Kabale und Liebe" im Auge hatte — der Markgraf von Brandenburg-Ansbach, der mit gezogener Büchse dabeistand, als seine Landeskinder in Ochsenfurt auf die Mainschiffe verladen wurden. Es waren im Ganzen 29000 Mann, darunter 17400 allein von Hessen-Kassel, die während des Krieges geliefert wurden; da 17300 Mann zurückkehrten, so ist der Totalverlust auf 11800 Mann, die drüben Verbliebenen eingeschlossen, anzusetzen. Der Gesamtbetrag der dafür an die Fürsten gezahlten Subsidien belief sich auf 7 Millionen Pfund Sterling.

Es ist eines der trübsten Kapitel aus der Geschichte des deutschen Kleinfürstentums in der Zeit des untergehenden ancien régime; und mit Recht konnte Napoleon bei der Absetzung des Kurfürsten von Hessen sich später darauf berufen, daß gerade dieses Haus durch seinen Truppenhandel sein Dasein verwirkt habe. Die öffentliche Meinung Europas saß empört zu Gericht. Mirabeau aber erinnerte in seinem „Rat an die Hessen und die übrigen von ihren Fürsten an England verkauften Völker Deutschlands" (1777) die Truppen auch an ihre deutschamerikanischen Stammesbrüder: „Mehr als die Hälfte dieses Volkes besteht aus Euren Landsleuten, Freunden und Verwandten. Sie sind bis ans Ende der Erde geflohen, um der Tyrannei zu entgehen und die Tyrannei verfolgt sie bis dahin." Im englischen Parlamente hielt man das Verfahren sogar aus nationalen Gründen für bedenklich: „diese kriegerischen Transporte, die wir ausrüsten, dienen so gut wie die mit Pfälzern beladenen Schiffe dazu, Amerika mit Deutschen zu bevölkern". Die deutschen Truppen haben den Ruf der Treue und Tapferkeit auch drüben bewährt, sie erwiesen sich

weder als elende Mietlinge noch desertierten sie, sondern leisteten das Eigentliche; das mag man in den Erinnerungen der Gemahlin des hessischen Generals von Riedesel oder auch in der Autobiographie Seumes, des sächsischen Studenten der Theologie, der von Werbern verschleppt worden war, nachlesen. Umso mehr wandte sich der Haß der Amerikaner gegen die fremden Truppen; die Bezeichnung „Hessians" war nach den „Palatines" schon der zweite Name eines deutschen Volksstammes, der zur Kennzeichnung eines unfreien und verächtlichen Menschen mißbraucht wurde. Das war das Schicksal der Deutschen auch in diesem Weltkampfe: während ein kleines französisches Corps und die Blüte des französischen Adels sich für die amerikanische Freiheit einsetzten, waren diese 30000 Mann verurteilt, ihr Blut für eine verlorene Sache der Unfreiheit zu verspritzen. Diese Rolle entsprach nur dem politischen Dasein, das daheim die Gesamtnation führte.

Eine Zeitlang war Friedrich der Große die Hoffnung der amerikanischen Politiker gewesen. Er verurteilte mit bitteren Worten den Truppenhandel und erschwerte den Durchzug, soviel er nur konnte; aber ihn zu verhindern, dazu reichte seine Macht so wenig aus wie das Geheiß der kaiserlichen Werbeverbote. Da er keine Flotte besaß, konnte er den Amerikanern nicht mehr bieten als seine Sympathien, aber die Amerikaner wußten, was die Sympathie dieses einen Mannes für sie zu bedeuten hatte. Nur einzelne Deutsche konnten sich unmittelbar an ihre Seite gesellen; außer den Deutschamerikanern selbst, von denen wir die Namen Mühlenberg und Herxheimer nannten, ist der fränkische Bauernsohn Kalb zu nennen, der in dem französischen Regiment Deux-Ponts diente, zum „Baron de Kalb" und General aufrückte und auf dem Schlachtfelde blieb. Vor allem aber ein fridericianischer Offizier: Friedrich Wilhelm von Steuben. Er wurde der Organisator des amerikanischen Heeres, der die ungeübten Milizen mit dem Drill, der Ordnung und Ausbildung des preußischen Heeres erfüllte. Und wenn sein äußerer Ruhm auch nicht an den Lafayettes heranreicht, so hat der Freund Washingtons, der nach getaner Kriegsarbeit sich, ein zweiter Cincinnatus, in eine Blockhütte des Urwaldes zurückzog, doch als der Roon der jungen amerikanischen Armee sich

ein unvergeßliches Verdienst erworben. Also diente wenigstens ein Funke des fridericianischen Geistes dazu, den Brand der amerikanischen Freiheit zu entflammen. Ein junger Offizier aber in einem ansbachischen Söldnerregiment, das auf englischer Seite kämpfen mußte, mochte von dem Volkskriege Erfahrungen heimtragen, die ihm in der Stunde der Not, als es die Freiheit des eigenen Volkes galt, wieder lebendig wurden. Das war Gneisenau.

III.

In dem reizvollen Wechsel der Motive, die zur Auswanderung führten, beobachtet man immer wieder, daß ein neues Motiv zuerst die Einzelnen, die Köpfe, ergreift, und dann erst auf breitere Schichten überspringt, um allmählich, wenn der Antrieb nachläßt, wieder abzulaufen. So steht es auch mit der deutschen Auswanderung, die nach dem Ausgang der napoleonischen Periode einsetzt, der Auswanderung aus den Motiven politischer Unzufriedenheit.

Einer der ersten war Karl Follen, einer der Gründer der deutschen Burschenschaft und Führer ihrer radikalsten Gruppe in Jena und Gießen; ein Eiferer für einen deutschen Nationalstaat, aber von einem schlechthin verhängnisvollen Fanatismus getrieben und durch seine moralische Verantwortlichkeit für die Ermordung Kotzebues an einer Tat beteiligt, deren politische Folgen für Deutschland das größte Unheil brachten. Im Jahre 1829 nach Amerika ausgewandert, wurde er Lehrer des Deutschen in Harvard, unitarischer Prediger in Boston und bis zu seinem frühen Tode (1840) einer der Vorkämpfer der Sklavenemanzipation. Der deutsche Radikalismus, daheim noch von zügelloser Unreife, versuchte also auch drüben die Konsequenzen der demokratischen Idee zu ziehen und die amerikanische Demokratie zu lehren, daß sie an diesem einen Punkte an innerer Unwahrheit leide.

Aus stärkerem und edlerem Holze, bedeutender auch für sein neues Vaterland, war Franz Lieber (1800—1872). Ein Berliner von Geburt, zog er schon mit 15 Jahren in den Krieg gegen Napoleon, wurde bei Ligny und Belle-Alliance schwer verwundet, schloß sich dann Jahn und den Turnern

der Hasenhaide an und wurde von dem Verbot der Turnplätze und dem Beginn der Verfolgungen mitbetroffen. Er ging 1821 als Philhellene nach Griechenland, sah sich nach seiner Rückkehr fortdauernder Überwachung ausgesetzt und entschloß sich 1827 zur Auswanderung in die junge Republik, „die, so unvollkommen sie noch sein mag, doch ein Feld für die Übung und Verwendung von Talent und Fähigkeit gewährt." Sein Geist versenkte sich tief in das Wesen der amerikanischen Freiheit. Sein bedeutendstes Werk „On civil liberty and selfgovernment" suchte die innersten Probleme vom Wesen der Freiheit und ihren Zusammenhang mit der institutionellen Selbstverwaltung im Sinne des individualistischen Liberalismus zu lösen. Als Professor des Staats- und Völkerrechts an der Columbia-Universität in New York stand er unter den Bekämpfern der Sklaverei in erster Linie. Unzweifelhaft hatte er sich politisch und geistig amerikanisiert. Und doch war das Wort Niebuhrs zu dem Auswandernden: „bleiben Sie ein Deutscher" nicht umsonst gesprochen: der Greis noch schrieb in der Spannung des Juli 1870: „meine ganze Seele ist erfüllt von einem Gedanken, von einer Empfindung: — Deutschland!" In der Seele aller dieser Deutschamerikaner, und vielleicht am meisten der Generationen vor 1870, lebte etwas von der sehnsüchtigen Stimmung, die einer ihrer Dichter, Konrad Krez, einmal zu den Versen formte:

> Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
> Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
> Und schutzlos hast du mich hinausgetrieben,
> Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
> Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben
> Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland.

Politische Unzufriedenheit mit den heimischen Verhältnissen und zugleich Liebe zu eben diesem Vaterlande wirkten auch zusammen, als die Auswanderung in den dreißiger Jahren, in der Enttäuschung über die Rückschläge nach der Julirevolution, breitere Schichten erfaßte und zu Versuchen einer Organisation in größerem Stile führte. Gerade die Doppelnatur dieses Antriebes war es, die sich in dem Programm der unter der Führung von Fr. Münch und Paul Follen stehenden Gießener Auswanderungsgesellschaft äußerte:

„wir dürfen Deutschland nicht verlassen, ohne eine nationale Idee zu verwirklichen oder wenigstens den Anfang mit ihrer Verwirklichung zu machen: der Grundstein eines neuen freien Deutschland in der großen Nordamerikanischen Republik soll von uns gelegt werden.“ Es waren doch die echten und rechten Deutschen, die innerhalb der Union einen Musterstaat und zwar zugleich ein deutsches Staatswesen und einen Idealstaat aufbauen, die bewußt das anlegen wollten, was in Pennsylvanien ohne Plan, aus einem religiösen Idealismus heraus, gewachsen war. Es konnte freilich nicht ausbleiben, daß dem Hochflug der Träume der „latin farmers“ in Missouri der Erfolg in der Wirklichkeit versagt blieb. Noch weniger glückte ein anderes Experiment mit der gleichen Tendenz, die Auswanderung national zusammenzuballen und zu organisieren, das Unternehmen der Fürsten und Herren des Mainzer Adelsvereins von 1842; die Aussichten, die Texas nach seiner Losreißung von Mexiko an sich wohl dafür geboten hätte, fielen durch seine Aufnahme in die Union (1845) rasch zu Boden. Aber auch außerhalb dieser großen Pläne stieg der Strom der Auswanderung unablässig, durch die wachsende Amerikaliteratur wie die Schriften Dudens gefördert, und wenn auch der deutsche Typus des Enttäuschten nicht ausblieb und in dem „Amerikamüden“ (Lenau war das Urbild) des Wieners Kürnberger einen literarischen Niederschlag fand, so blieb doch Amerika Traum und Ziel vieler vormärzlichen Stimmungen; die wachsende Fühlung mit den Bürgern einer großen Republik trug unmerklich dazu bei, auch in der alten Heimat die Vorliebe für die Republik als ideale Staatsform zu nähren.

Erst nach dem Scheitern der deutschen Revolution nahm dieser Strom einen gewaltigen Umfang an. Er wuchs zu einem elementaren Ereignis im deutschen Volksleben. Hatte man früher unter den kolonisierenden Völkern die Franzosen als Offiziere ohne Soldaten, die Deutschen als Soldaten ohne Offiziere, die Engländer als Offiziere und Soldaten bezeichnet, so fehlten jetzt den Deutschen auch die Offiziere nicht, breitere Gruppen von Bildung und, was viel schwerer wog, von politischem Sinn, von politischen Idealen, und die Massen hinter ihnen wurden vollends unübersehbar. Schon seit 1846

waren jährlich über 50000 ausgewandert, im Jahre 1852: 145000, 1853: 142000, 1854: 215000, in einem Jahrzehnt ungefähr eine Million, somit eine Masse, die nicht spurlos in dem Körper des amerikanischen Volkes verschwinden konnte.

Es war vor allem das Heer der Geschlagenen von 1848. Da fand man die ganze badische Revolution mit Hecker und Struve, Sigel und Brentano an der Spitze. Manche dieser deutschen Radikalen waren enttäuscht von dem, was sie in Staat und Kirche in Amerika fanden, und bestritten von der Höhe ihrer verstiegenen Ideale dieser Gesellschaft glattweg den Anspruch, daß sie die wahre Demokratie vorstelle: sie kritisierten mit einem haltlosen Doktrinarismus und hingen ebenso unbelehrbar an dem Traume einer deutschen Republik. Aber die weitaus meisten brachten der neuen Heimat mehr, die Arbeit ihrer Hände und einen offenen politischen Sinn, der ohne rückwärts zu blicken, sich in die Aufgaben des amerikanischen Staates entschlossen einlebte. Das war der Weg, den der Erfolgreichste der Achtundvierziger, Karl Schurz (1829—1906), beschritten hat. Er hat seine bedeutenden Schicksale in seinen plastisch erzählten Memoiren, den echten Memoiren eines Deutschamerikaners, da sie halb deutsch, halb englisch geschrieben sind, halb hüben und halb drüben spielen, auch seinen alten Landsleuten wieder nahe bringen können und sich dadurch bleibend mit unserem Gedächtnis und der deutschen Literatur verbunden.

Der Bonner Student, der dem blutigen Jammer des badischen Aufstandes durch seine kühne Flucht aus den Rastatter Kasematten mit genauer Not entgangen und dann durch seine Befreiung Kinkels ein gefeierter Mann geworden war, hatte schon nach wenigen Jahren der Emigration sich aus einem ideologischen deutschen Demokraten in einen realistischen amerikanischen Demokraten verwandelt, den Schwärmer abgestreift und auf dem Boden Wisconsins, wohin jetzt eine breite Welle der Auswanderung abfloß, den praktischen Politiker angezogen. „Meine politischen Meinungen," so schrieb er an die Idealistin Malwida von Meysenbug, „haben eine Art innere Revolution erlebt, seit ich in dem Buche lese, in welchem allein das Wahre steht, im Buche der Wirklichkeit." Er begriff, daß das Wesen der Demokratie

nicht ein Ideal schlechthin darstellt, sondern daß ihre praktische Ausführbarkeit an die historischen Bedingtheiten in Volk und Staat gebunden bleibt. Im Jahre 1848/9 war der künstliche Versuch einer verschwindenden Minderheit gescheitert, einem Volke die deutsche Republik aufzuzwingen, das innerlich und äußerlich nicht demokratisch verfaßt war und zur Erlangung des nationalen Staates die militärisch-monarchische Führung gar nicht entbehren konnte. Auf dem amerikanischen Kolonialboden aber war die Demokratie historisch und natürlich zugleich erwachsen, auf demokratische Gesinnungen in allen Lebensverhältnissen, als den Ausdruck ihrer notwendigen Daseinsform, seit Generationen gegründet. Schurz fand in ihr den Boden für die Betätigung seiner reichen Kräfte des Charakters und des Geistes, aber er konnte den raschen Weg nach oben doch nur zurücklegen, weil er als Wortführer der Deutschamerikaner eine Laufbahn zu machen verstand. Er hatte den größten Anteil daran, daß diese Gruppen, politischer geartet als die Generationen ihrer Vorläufer, auch politische Leistungen vollbrachten. Die eine bestand in dem Anteil an der Wahl Lincolns zum Präsidenten, die ohne die Stimmen der Deutschamerikaner wohl nicht durchzusetzen gewesen wäre: in dem Anschluß an die Partei der Republikaner und die Sache der Negeremanzipation fand der deutsche radikale Idealismus, einst schon vorgebildet in den religiösen Postulaten des Pastorius und der Krefelder, wieder aufgenommen von Männern wie Follen und Lieber, nun seinen ihm gemäßen Ausdruck. Die andere Leistung war die Beteiligung der Deutschamerikaner am Bürgerkriege.

IV.

Indem das ganze Deutschamerikanertum für die Sache des Nordens und damit der Staatseinheit in die Schranken trat, hat es für die Sache der Union Unvergängliches geleistet und ein Stück weltgeschichtlicher Rolle durchgeführt. Es ist keine Frage, daß es vor allem innerlich damals seine große Stunde durchlebte.

Was ihre äußere Leistung im Kriege angeht, so ist sie, eben wegen der Mittelstellung der Deutschamerikaner, lange

Zeit nicht genügend gewürdigt worden, da die Angloamerikaner die Ausschließlichkeit ihres Ruhmes pflegten und wir uns mit vagen Vorstellungen begnügten. Erst das Buch des Deutschamerikaners Wilhelm Kaufmann hat das Verdienst, diesem Zustande ein Ende zu machen. Die Zahl der deutschamerikanischen Kämpfer im Kriege betrug nicht weniger als 216000, von denen allerdings nur 36000 in reindeutschen Regimentern mit deutschen Offizieren und meist deutscher Kommandosprache, die übrigen 180000 in gemischten Regimentern fochten. Mancher ehemalige preußische Offizier und mancher alte Revolutionssoldat stand in ihren Reihen. Schurz vertauschte seinen Gesandtenposten in Madrid mit der Stellung eines Brigadegenerals, der badische Revolutionsführer Sigel erwarb sich als Divisionsgeneral große, wenn auch umstrittene Verdienste; am glücklichsten vielleicht war der (noch lebende) Rheinländer Osterhaus, der während des Krieges von der Pike bis zum Range eines Korpsführers aufdiente. Freilich, die große und entscheidende Tat blieb diesen Männern versagt, und gerade die Amerikaner waren bestrebt, den Fehlschlag von Chancellorsville nicht zu vergessen, statt daran zu denken, daß allein die Deutschen es waren, die beim Beginn des Krieges den Staat Missouri für die Union behaupteten.

Und wie tief war der Anteil, den die deutsche Nation an diesen erschütternden Ereignissen nahm. Während die englischen und französischen Sympathien der Sache des Südens zuneigten, hielten die deutschen fast wie ein Mann zu der Sache des Nordens, wegen des vielen deutschen Blutes, das in diesem Lager focht, und wegen des idealen Antriebes, der hier verkörpert war. Vielleicht auch empfanden sie, daß ihr eigener Kampf um die Erlangung der nationalen Einheit und der Kampf der Amerikaner um die Behauptung der nationalen Einheit wesensverwandte weltgeschichtliche Vorgänge waren, ja daß beide sogar durch fast unsichtbare politische Fäden mit einander verknüpft waren. Das verwegene Spiel Napoleons, die Lähmung der Union durch den Bürgerkrieg zur Durchbrechung der Monroedoctrin und zur Intervention in Mexiko zu benutzen, konnte nur gelingen, wenn der Süden die Union sprengte; daraufhin wagte er sich jenseits des Ozeans so stark militärisch zu engagieren, daß er in der

großen deutschen Krise nach Königgrätz zum Losschlagen unfähig war. Der Sieg der Nordstaaten und sein Rückzug aus Mexiko aber wirkten erschütternd auf die Grundfesten seiner europäischen Machtstellung zurück. Indem also die Deutschamerikaner die mexikanische Politik des Franzosenkaisers zu Falle brachten, trafen sie indirekt auch eine Gesamtpolitik, die sich der Vollendung unserer deutschen Einheit in den Weg gestellt hatte: ihr Ringen für die neue Heimat kam in einem Moment, wo hüben und drüben die Zukunft der Nationen auf dem Spiele stand, auch der alten zugute. Und wenn man das auch nicht mit voller Klarheit erkannte, in den Sympathiebeziehungen zwischen Deutschen und Amerikanern bildeten damals die Deutschamerikaner das lebendige Mittelglied. Nie war auch für sie das geistige Band, das nach Deutschland hinüberreichte, so eng geknüpft. Es war ein Achtundvierziger, Friedrich Kapp, der ehemalige preußische Referendar aus Hamm und Teilnehmer am Frankfurter Septemberaufstande, der in der Zeit, wo er in Amerika weilte (1850—1870), dieses Band durch historische Studien zu festigen suchte; als Bürger zweier Welten schrieb er das Leben Steubens und Kalbs, die Beziehungen Friedrichs des Großen zu Amerika und die Geschichte des Soldatenhandels, schließlich die Anfänge der deutschen Auswanderung nach dem Staate New York. Er zuerst begann alle diese Probleme in einem größeren Zusammenhange zu sehen und den Deutschamerikanern ihre eigentümliche historische Stellung zum Bewußtsein zu bringen.

Diese aber erlebten gleich darauf die Erfüllung der deutschen Einigung erhobenen Gemütes mit. Aus aller Herzen schrieb der Achtundvierziger Kaspar Butz damals die Verse:

Wenn Wünsche Kugeln wären, wenn Blitz und Donnerschlag
Der längst Verbannten zürnen, jetzt am Entscheidungstag,
Wie würd' der Donner rollen gewaltig übers Meer,
Für Deutschland eine Salve und für sein tapfres Heer!

Vergessen ist ja alles, vergessen jede Not,
Vergessen jedes Urteil, ob es auch sprach: der Tod!
Für dich, o Muttererde, du Land der Herrlichkeit,
Auch deine fernen Söhne, sie stehen mit im Streit!

Auch in der Führung der Staaten, man braucht nur die Namen Bismarck und Bancroft zu nennen, empfand man

die Schicksalsgemeinschaft der beiden Völker, die jetzt politisch einander näher rückten: wie Preußen den Vereinigten Staaten den Schutz seiner Staatsangehörigen im französischen Kriege übertrug, so rief Amerika in seinem Streite über die San Juan-Frage die Schiedsrichterschaft Kaiser Wilhelms an.

Unter diesen Erlebnissen wandelte sich auch das Gefühl der Deutschamerikaner zu ihrer Heimat. Sehnsucht wurde zu Stolz. Sie fühlten sich in der neuen Heimat nicht mehr als Bürger zweiter Klasse, anders als die „Palatines" und „Hessians" und Redemptionisten, waren sie stolz auf die große Kulturnation, die sich jetzt zu einer geeinten Staatsnation erhoben hatte und in der Welt ihren Mann stand. Daß ein Deutschamerikaner erster Generation wie Schurz zum Staatssekretär des Innern aufstieg, schien ein Ausdruck der Achtung, die man nunmehr in der Union erobert hatte. Die Zweiseelenempfindung, an der die meisten gekrankt hatten, wurde zwar nicht völlig überwunden, aber in etwas gemildert.

Inzwischen sollte gerade das neue Reich der Auswanderung einen erneuten Aufschwung bringen. Nach der Hochflut am Anfang der fünfziger Jahre waren die Zahlen allmählich, zumal während des Bürgerkrieges, bedeutend gesunken, um gegen den Ausgang der sechziger Jahre anzusteigen und im Laufe der siebziger Jahre noch einmal wieder abzuflauen. Dann aber stiegen sie sprunghaft in die Höhe, betrugen 1881: 210000, 1882: 250000, 1883: 195000 und erhielten sich bis 1892 über 100000. In dem Jahrzehnt von 1880/90 waren über 1,5 Millionen ausgewandert. Unter den Motiven dieser neuen und stärksten Auswanderungswelle fehlte das politische nicht ganz: die Wirkungen des Sozialistengesetzes führten manche Männer hinüber, die zur Einbürgerung sozialistischer Theorien in der Union beigetragen haben. Aber die Hauptsache war das wirtschaftliche Motiv, die Unmöglichkeit, in der damaligen wirtschaftlichen Struktur des kolonienlosen und agrarischen Reiches den Überschuß der Kräfte unterzubringen. Und so ist denn erst mit der fortschreitenden Industrialisierung unseres Volkes die Auswanderungsziffer wieder gewaltig gesunken, schon 1895 auf 32000: sie war schon im Jahre 1898 niedriger als je seit den dreißiger Jahren und bewegt sich auch noch heute in ganz bescheidenen Grenzen.

Die Gesamtzahlen der deutschen Auswanderer belaufen sich von 1820 bis 1900 auf über 5 Millionen. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, wie viel deutsches Blut in der heutigen Bevölkerung der Union steckt. Der Ansatz für 1790 beläuft sich auf 350000. Die Schätzung Mannhardts schießt mit 25 Millionen weit über das Ziel hinaus, auch diejenige Fausts mit 18 Millionen möchte ich mir nicht aneignen, und über 15—16 Millionen nicht hinausgehen. Dieser Verlust für das Deutschtum ist wohl die bitterste Nachwirkung der Tatsache, daß wir in den Jahrhunderten der Welterschließung draußen standen. Der Verlust der Zahl, des deutschen Blutes, bedeutet zugleich einen nie wieder einzubringenden Verlust an Kapitalkraft, einen Energieverlust, einen Persönlichkeitsverlust und auch, in ganz anderem Sinne als etwa für Großbritannien, einen unersetzlichen nationalen Kulturverlust.

Die Schicksale der letzten Millionen, in deren Massen auch das Herdenmotiv bestimmend mitspielt, sind nicht mehr wie früher einfach zu verfolgen. Die verschiedensten Schichten hat man zu scheiden. Die verlorenen Söhne, die häufig nicht wieder emporkommen; die Gebildeten, die in den Schulen und Hochschulen, in der Medizin und Musik sich betätigen; die Massen industrieller Arbeiter und Landarbeiter, die in die Industrie der großen Städte oder den Großbetrieb der großen Farmen gezogen werden; die jüngeren Bauernsöhne, das gesundeste Element, die in Illinois und Wisconsin, in Jowa und Dakota, in Nebraska und Texas die Farmen bebauen; und schließlich diejenigen, die nur den unbegrenzten Möglichkeiten des Verdienens folgen. Mit der Wandlung der Menschen und Dinge hüben und drüben ist auch von dem Zauber früherer idealer Antriebe ein gutes Teil verflogen.

Ebenso unübersehbar ist die Summe der wirtschaftlichen Leistung. Ich will nicht von den Milliardären deutscher Herkunft sprechen, davon, daß die Rockefellers und Astors aus der pfälzischen Auswanderung des 18. Jahrhunderts stammen oder daß die Zuckerkönige Havemeyer und Spreckels als norddeutsche Bauernjungen hinüber gegangen sind; nicht von dem Anteil an den großen Industrien, etwa von der spezifisch deutschen Brauindustrie, von Namen wie Pabst und Schlitz in Milwaukee, Anheuser-Busch in St. Louis; von den großen

Ingenieuren wie Roebling, dem Erbauer der Brooklyn-Brücke, und Henry Villard, dem Unternehmer der Pacific-Bahn, oder von den Chefs großer Bankhäuser, wie Speyer, die gerade von Frankfurt aus in New York heimisch geworden sind. Wir wollen den Deutschamerikanern den Stolz und den Sport überlassen, diese Listen zu entwerfen und zu ergänzen. Was sie beweisen, ist, daß der Kern gesunden Volkstums, der in den Auswandernden uns verloren ging, sich in mannigfacher Betätigung glänzend bewährt hat. Der individuelle und kulturelle Gehalt dieser Persönlichkeiten aber und das Spezifische ihrer wirtschaftlichen Leistungen ist in der Hauptsache schon als Produkt des neuen Bodens anzusetzen, und steht daher mit dem historischen Problem des Deutschamerikanertums doch nur in loser Verbindung.

V.

Diesem Problem des Deutschamerikanertums der Gegenwart wollen wir uns zum Schluß zuwenden und fragen, was es für Amerika, was es für Deutschland und was es für sie selbst bedeutet und welchergestalt seine Aussichten in der Zukunft sein werden.

Es liegt viel Wahrheit in dem bittern Worte Kapps: „Was wir deutsches Element in den Vereinigten Staaten nennen, das ist kaum mehr als die gerade lebende eingewanderte Generation, welche in sich abstirbt.“ Es ist die vom nationalen Standpunkt schmerzliche Tatsache nicht zu leugnen, daß das Deutschamerikanertum als sichtbarer Bestandteil in einem Absorptionsprozeß ohne gleichen allmählich verschwindet, und dieser Prozeß ist umso merkwürdiger, als nicht ein kulturell tiefstehendes Volk, sondern Söhne eines der alten und großen europäischen Kultur- und Machtvölker aufgesogen werden. Dieser Prozeß vollzieht sich sogar in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weit schneller als früher. Das rührt einmal daher, daß das nationale Wesen des amerikanischen Staates sich neuerdings bewußter ausgeprägt hat. Ihm gegenüber sind die Deutschen zerstreut, schon dem Raume nach, gemäß den historischen Etappen der Einwanderung, von Pennsylvanien bis Texas; sie verfügen weder über eine Geschlossenheit des Stammes, noch des

religiösen Glaubens, noch der sozialen Klasse, sie sind vielmehr in alledem heute viel uneinheitlicher als die Auswanderung des ersten Jahrhunderts; es kann nicht anders sein, als daß sie auch in dem amerikanischen Parteileben, anders als 1860, auseinandergehen und daher politisch weder Einheit noch Macht darstellen. Sie sind ja unter den verschiedensten Antrieben und aus den verschiedensten, unter sich zusammenhanglosen kulturellen Schichten hinübergegangen. Umso weniger können sie sich der einheitlichen und überwältigenden Einwirkung der Anglo-Amerikanisierung entziehen, die von dem öffentlichen Leben und den politischen und rechtlichen Institutionen, von dem geschäftlichen Leben und den Anforderungen der Technik und des Gewerbes, von der Schule vor allem mit ihren nationalisierenden Tendenzen, schließlich von dem gleichmachenden gesellschaftlichen Dasein ausgeht und auch das häusliche Leben, die Kinder trennend von den Eltern, zuletzt unwiderstehlich ergreift. Während ihr Zusammenhang mit der deutschen Kultur abstirbt, müssen sie oder doch ihre Kinder die angloamerikanische Kultur in sich aufnehmen, wenn sie sich behaupten wollen. Ob an dem unausbleiblichen Prozeß eine gewisse Weichheit unserer Stammesart eine Schuld trägt, ist schwer zu entscheiden; die nähere Verwandtschaft mit dem angloamerikanischen Volke trägt gewiß (wie bei den Skandinaviern) das Ihre dazu bei; vielleicht aber macht unser zwischen den Polen des Kosmopolitismus und Individualismus schwankendes Wesen uns noch ohnmächtiger als die unzweifelhaft ungünstigen Voraussetzungen es ohnehin tun.

Aber auch in diesem Prozeß, der auf die Dauer einen reinen kulturellen Verlust für die deutsche Nationalität zeitigt, verschwindet das Deutschamerikanertum nicht restlos. Es gibt doch Momente des Rückhalts.

Einmal die Kirchen, wenn auch in sich gespalten, mit ihren sittigenden Einflüssen und gesellschaftlichen Bindungen. Dann ein gewisses Kulturgemeinschaftsgefühl, vor allem von der Mittelschicht dargestellt, nicht weit und tief reichend, aber doch vorhanden, ob es sich nun um ein Schillerdenkmal oder das deutsche Volkslied gruppiert. Vor allem ein Komplex deutscher Sitten und Gewohnheiten, eine freiere Geselligkeit

mit Freude an der Natur, Musik und fröhlichem Lebensgenuß, im Vereinsleben und auch beim Bier; gerade die Sonntagsfrage und die Alkoholfrage, in denen man auf die entgegengesetzten Traditionen stößt, haben, so äußerlich und anfechtbar das zunächst auch klingen mag, dazu geführt, daß man dem sittlichen Ideal puritanischer Färbung, mit seiner erziehlichen Strenge, seiner Freudlosigkeit und manchmal auch Heuchelei ein anderes entgegensetzt, in dem eine weitere Sphäre der individuellen Selbstbestimmung geöffnet bleibt.

Neuerdings aber scheinen mir noch neue Momente hinzugetreten zu sein, die den Prozeß der restlosen Anglo-Amerikanisierung nicht nur verlangsamen, sondern bis zu einem gewissen Grade auch einschränken können.

Das erste Moment liegt in der Beschaffenheit der amerikanischen Kultur, die nicht Eigenkultur ist, vielmehr in hohem Maße von der Aufnahme fremder Werte lebt und mehr ist und sein will als nur englische Kultur. So hat sie sich auch einem Einströmen deutscher Kultur geöffnet. Deutsche Literatur und deutsche Sprache, deutsche Musik, deutsche Erziehungsformen, von dem Kindergarten bis zur Universität, sind Dinge, die in steigendem Maße gepflegt und geschätzt werden. So lernt die schon halb amerikanisierte Mittelschicht deutschen Ursprungs, daß das, was sie vielleicht achtlos weggeworfen hat, von den englischsprechenden Oberschichten mühsam aufgesucht wird. Sie wird genötigt, eine Sprache höher zu achten, die beherrschen zu können ein Kennzeichen eines gebildeten Amerikaners wird, sie lernt begreifen, daß diese deutsche Kultur etwas Erstrebenswertes an sich ist und drängt sich, wie man an den Universitäten des Westens beobachten kann, an die Stätten, die ihnen den Eingang zu dem längst verschütteten Erbbesitze wieder erschließen.

Dazu kommt, daß die Stellung der Deutschamerikaner innerhalb der völkischen Elemente ihres Staates sich verschoben hat. Während im Jahre 1882 180 000 Engländer und Irländer, 250 000 Deutsche, 105 000 Skandinavier, dagegen nur 30 000 Italiener und 21 000 Russen einwanderten, zählt man schon im Jahre 1903 nur noch 26 000 Engländer, 35 000 Irländer, 40 000 Deutsche, dafür aber 230 000 Italiener, 206 000 Österreich-Ungarn, 136 000 Russen. Das Mischungs-

verhältnis verschiebt sich seitdem immer mehr von der germanischen und germano-keltischen Seite auf die slawische und romanische Seite. Der Deutschamerikaner, früher häufig als Bürger zweiter Klasse neben dem Engländer über die Achsel angesehen, gehört jetzt zu den „erwünschtesten" Siedlerelementen, er hat gegenüber den niedern Rassen an nationalem Selbstgefühl gewonnen. Und so beginnt er seine historische Stellung in der gewaltigen Völkermühle der Union mit Stolz und Bewußtsein zu ergreifen. Er weiß, daß er, wenn er den Pastorius und Herxheimer, den Steuben und Sigel Denkmäler errichtet, damit seine deutsche und auch seine amerikanische Geschichte ehrt, daß er und die Seinen mehr als Völkerdünger sind: Teile einer Nation mit einer großen und ergreifenden Geschichte, mit einer eigenen und unsterblichen Kultur.

Die Deutschamerikaner haben sodann begriffen, daß für die traditionelle Pflege der Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika, die trotz vereinzelter Störung durch keinerlei politischen Gegensatz je getrübt wurden, vielmehr durch gewaltige wirtschaftliche Bande zusammengehalten werden, gerade sie die berufenen Träger sind. Es ist im Lande der public opinion von Gewicht, wenn sie — neben den Irländern — gegen die naheliegende englisch-amerikanische Verbindung am stärksten reagieren, wenn sie immer wieder betonen, daß Amerika ein Land englischer Sprache, aber nicht englischer, sondern gemischter Kultur, nicht englischen, sondern gemischten Blutes ist, wenn sie die Berücksichtigung ihrer politischen Sympathien, soweit es im Rahmen des nationalen Interesses angängig ist, verlangen. Die Staatsmänner passen sich dem an. Zwei deutschamerikanische Politiker, darunter der Kongreßmann Bartholdt von Missouri, waren jüngst vom Präsidenten auserlesen, dem Deutschen Kaiser das Steubendenkmal in Potsdam darzubringen.

Schließlich kommt als günstiges Moment die beginnende Organisation des früher in unzähligen, meist landsmannschaftlichen Vereinen auseinanderfallenden Deutschamerikanertums hinzu, um dem Prozeß der restlosen Absorption entgegenzuwirken. Am 6. Oktober 1901, dem Landungstage des Pastorius fand zu Philadelphia in der Halle der „Deutschen Gesellschaft von Pensylvanien von 1764" die Gründung des Deutschamerikanischen Nationalbundes statt, der das Einheits-

gefühl in der Bevölkernng deutscher Herkunft zu erwecken und zu steigern sich vorsetzte. Sein Programm empfahl unter anderm die Einführung des Unterrichts der deutschen Sprache in der öffentlichen Schule, mit der Begründung, daß neben der englischen Sprache die deutsche Zunge die Weltsprache bilde; es regte ferner zur systematischen Erforschung der deutschen Mitarbeit an der Schöpfung des Adoptivvaterlandes, zur Grundlegung einer wahrhaften deutschamerikanischen Geschichte an. Unter der energischen Leitung von Dr. Charles J. Hexamer, dem Sohne eines Achtundvierzigers, wuchs der Nationalbund, der die Feier des 6. Oktober als des „Deutschen Tages" einführte, so schnell, daß schon 1909 die Mitgliederzahl der angeschlossenen Vereine 1½—2 Millionen betrug. Das führte auch den nach dem Erfolg urteilenden Amerikanern zu Gemüte, daß ein lebensfähiger Faktor im öffentlichen Leben sich gebildet hatte. Man trägt von diesen Bewegungen doch den Eindruck davon, daß es sich nicht nur um die Galvanisierung absterbender Elemente, sondern wirklich um neues Leben, um das Bewußtwerden lebendiger und unzerstörbarer kultureller Zusammenhänge handelt.

Und das ist der Punkt, an dem auch wir Deutsche etwas tun können, mehr tun sollten, als bisher geschehen ist. Wir sollten die gebotene Hand herzlich ergreifen und diese Kulturzusammenhänge pflegen, wir sollten uns bewußt werden, daß drüben, im Deutschamerikanertum, ein Stück deutscher Volksgeschichte lebt, das zu unserem nationalen Dasein gehört. Wenn man jüngst bei uns mit dem nationalen Takte die Seltsamkeit für vereinbar hielt, eine deutsche Napoleon-Gesellschaft zu gründen, dann läge es gewiß näher, eine Gesellschaft zum Studium deutscher Volksgeschichte jenseits des Ozeans zu errichten: sie würde uns in tausend und abertausend Zügen die große Lehre predigen, daß die deutsche Nation weiter reicht und reichen wird als der deutsche Staat, in dem wir heute leben.

Altgermanische Religionsgeschichte.

Von Professor Dr. Karl Helm in Gießen.

I.[1])

Unter den mancherlei Irrwegen, welche die ältere wissenschaftliche Betrachtung der germanischen Religion gewandelt ist, war der folgenschwerste zweifellos jener, der zur Systematisierung führte. Ein Gesamtbild und System einer germanischen Religion, die einheitlich und unveränderlich geherrscht haben sollte vom schwäbischen Meer bis zum fernen Island, spukte in den Köpfen der Gelehrten zur Zeit J. W. Wolfs und P. Simrocks. Und während manch anderer Irrtum mit seiner wissenschaftlichen Überwindung definitiv begraben wurde, lebt dies System — obwohl von der Wissenschaft auch längst als falsch erkannt — noch immer fort, durch manche populäre Darstellung festgehalten und weitergeschleppt. Es ist dies eines der augenfälligsten Beispiele dafür, daß populäre Werke oft auf veralteten wissenschaftlichen Anschauungen fußen und dem herrschenden wissenschaftlichen Standpunkt ein bis zwei Menschenalter nachhinken. So betrachten weite Kreise auch heute noch jene Götter, von welchen uns die eddische Überlieferung berichtet, als die Götter, die auch von unseren Vorfahren angerufen worden seien: Freyja und Balder, Walhalla und Götterdämmerung sind Vorstellungen, die sich bei vielen ohne weiteres einstellen, wenn sie von deutscher Religion hören. Angesichts der Zähigkeit, mit welcher derartiges festgehalten wird, erwächst dem Gelehrten, der sich mit Ausführungen über

---

[1]) Der erste der fünf Vorträge diente in seinem größten Teil der Orientierung über die religiösen Begriffe und die allgemeinen Probleme der Religionswissenschaft. Von einem Bericht hierüber wird abgesehen. — Von sämtlichen Vorträgen können hier natürlich nur die Hauptpunkte hervorgehoben werden, auf ausführliche Begründung eigener Ansichten mußte ebenso verzichtet werden, wie auf eine Besprechung abweichender Auffassungen. Ich verweise dafür, soweit die ersten drei Vorträge in Betracht kommen, auf meine Altgermanische Religionsgeschichte, Bd. I, Heidelberg, C. Winter 1912.

die germanische Religion an einen weiteren Kreis wendet, umso stärker die Aufgabe, aufzuräumen mit eingewurzelten und vielleicht sogar lieb gewordenen aber haltlosen Anschauungen, wie es die Wissenschaft längst getan hat. Will man richtigeres an deren Stelle setzen, so gilt es vor allem im Auge zu behalten, daß nirgends und zu keiner Zeit eine Religion etwas unwandelbares ist, daß sich deshalb das Bild auch der germanischen Religion vor unsern Augen auf Schritt und Tritt verschieben muß. Vielleicht erscheint die Differenzierung und der Wandel für manche Zeiten, namentlich für die weit in der Urgeschichte zurückliegenden, gering — ganz fehlen sie gewiß nirgends und sie werden umso stärker und zugleich umso besser erkennbar, je weiter wir in die historischen Zeiten und zu höher entwickelten Stufen der Religion vorschreiten. Es ergibt sich daraus, daß nicht die Beschreibung eines rein fiktiven Zustandes, sondern die Beobachtung und Verfolgung der einzelnen Stufen und der im Laufe der Zeit sich vollziehenden Wandlungen, d. h. die historische Betrachtung die Aufgabe einer wissenschaftlichen Orientierung über die religiösen Zustände und Anschauungen der Germanen ist.

Um dies einigermaßen befriedigend zu können ist es nötig — das sollte eigentlich selbstverständlich sein — keine wichtigen Teile des Quellenmaterials ungenützt liegen zu lassen, wie es z. B. heute noch oft mit dem archäologischen Material geschieht, es gilt ferner, das Quellenmaterial zeitlich und lokal streng zu gruppieren, und es gilt endlich, nicht ohne dringendste und begründetste Veranlassung zu verallgemeinern. In vier großen Abschnitten läßt sich an der Hand der Quellen die geschichtliche Entwicklung übersichtlich zusammenfassen; sie mögen die Titel führen: 1. die vorgeschichtliche Zeit, 2. die römische Zeit, 3. die Westgermanen bis zur ihrer Bekehrung, 4. der germanische Norden.

Es ist selbstverständlich, daß diese Abschnitte eine lückenlose Geschichte nicht repräsentieren können, sie bieten aber den vorläufig einzig möglichen Ersatz einer solchen Geschichte.

II. Die vorgeschichtliche Zeit.

Die germanische Religionsgeschichte hat mit dem Totenkult und den damit zusammenhängenden Vorstellungen zu beginnen,

nicht etwa weil diesen Vorstellungen absolut genommen die Priorität vor andern religiösen Vorstellungen zukäme, sondern weil die prähistorische Hinterlassenschaft der Germanen auf diese Seite ihres religiösen Lebens am frühesten Licht fallen läßt — zwar noch nicht in den allerersten Anfängen unserer Vorgeschichte aber doch in dem jüngeren Abschnitt der Steinzeit. Man errichtete damals jene Steinkammern, welche in verschiedener Ausgestaltung als einfache Steingräber und als Riesenstuben in dem damals von Germanen bewohnten Gebiet verbreitet sind. Sie sind als Schutzbauten zu erklären, durch welche man den Leichnam vor Vernichtung zu schützen suchte, weil man glaubte, daß die Fortexistenz der Seele an die Erhaltung des Leibes geknüpft sei. Zum Vergleich hat man auf entsprechende Erscheinungen bei andern Völkern hingewiesen und im Zusammenhang damit erhebt sich die Frage, ob dieser Brauch und die ihm zugrunde liegende Vorstellung einheimisch oder importiert sind. Die Vorstellung einer Seele, deren Nachleben an die Erhaltung des Leibes geknüpft ist, begegnet so allgemein, daß sie auch für die Germanen als autochthon gelten muß. Dagegen ist die Art der Schutzbauten gewiß fremd, denn Totenwohnungen pflegen nach dem Muster der Wohnungen der Lebenden gebildet zu werden. Einheimischen Verhältnissen hätten also, da die Germanen damals wie auch viel später noch in leichtvergänglichen Hütten wohnten, ebensolche Totenhütten entsprochen. Sie werden wohl auch vorhanden gewesen sein. Der Brauch steinerne Totenhäuser zu errichten, muß dagegen aus der Fremde gekommen sein, aus dem Süden und Osten Europas, wo wir ihre kunstvolleren Entsprechungen finden. Die Beigaben und die Speisung der Seele vervollständigen das Bild des damals geübten Kultes, nirgends aber findet sich ein Anhalt dafür, daß man die Vorstellung eines Totenreiches außerhalb des Grabes gekannt hätte.

Unter den Wandlungen des Totenkultes, die sich in vorgeschichtlicher Zeit verfolgen lassen, sind die wichtigsten das Verschwinden der Totenwohnungen, das Aufkommen des Einzelgrabes an Stelle der früheren Massengräber und endlich in der Bronzezeit der Übergang vom Begraben zum Verbrennen der Leichen. Ohne tiefgehende Änderungen in den Vorstellungen des Seelenglaubens sind solche Umwälzungen

der Bräuche nicht denkbar, am wenigsten die Sitte der möglichst raschen Vernichtung des Körpers durch die Verbrennung, die in einem so auffallenden Gegensatz zu der früher geübten möglichst guten Erhaltung desselben steht. Der Zweck dieser Vernichtung war die Bannung der Seele. Die Scheu vor der Seele des Gestorbenen, die in der Steinzeit im allgemeinen eine geringe Rolle gespielt haben muß, sofern nur die Bestattung des Leibes in rituell vorgeschriebener Weise geschah, scheint jetzt gewachsen zu sein und zu Maßnahmen geführt zu haben, die den Lebenden mehr als früher vor Berührung mit der Seele des Toten schützten. Auch das Aufkommen des Einzelgrabes ist vielleicht schon unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen.

Der historische Zusammenhang, in welchen die germanische Leichenverbrennung eingefügt werden muß, ist sehr weit ausgreifend: im Laufe des zweiten Jahrtausends v. Chr. sind alle indogermanischen Völker Asiens und Europas zur Verbrennung übergegangen. Die zu Grunde liegenden Ideen haben sich also über unerwartet große Strecken durchgesetzt. Der nächstliegende Ausgangspunkt, von wo aus die Verbrennung zu den Germanen gekommen sein muß, ist das damals noch nicht germanische Mitteldeutschland gewesen. Welche weiteren fremden Einflüsse hier wirkten, entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis, ist auch für die germanische Religionsgeschichte erst von sekundärer Bedeutung: auch so können wir feststellen, daß selbst in dieser frühen Zeit die religiöse Entwicklung der Germanen nicht rein aus sich heraus geschah. Mag auch die Vorstellung, welche die Grundlage für die Leichenverbrennung abgab, im Keim auch bei ihnen schon vorhanden gewesen sein, die grundsätzliche rituelle Folgerung daraus geschah erst unter fremdem Einfluß.

Während die Altertümer von Art und Wandlungen des Seelenglaubens in Stein- und Bronzezeit ein zwar nicht lückenloses aber doch auch nicht ganz unbefriedigendes Bild vermitteln, sind die Zeugnisse für andere primitive religiöse Vorstellungen und Bräuche weit weniger zahlreich. So ist der primitive Zauberkult natürlich nicht in dem Umfang, in dem er für diese Zeit angenommen werden muß, zu belegen; doch besitzen wir eine nicht geringe Zahl von Amulettfunden aus

den verschiedensten Epochen der Prähistorie, darunter mehrere umfangreiche Amulettkollektionen. Und den Amuletten sind auch einige symbolische Zeichen, das Hakenkreuz und die Triskele zuzufügen, denn welches auch deren ursprüngliche Bedeutung gewesen sein mag, die Germanen scheinen sie nur noch als heilige, schützende, Übel abwehrende Zeichen gekannt und verwendet zu haben.

Vom religionsgeschichtlichen Standpunkt aus ist die Tatsache, daß Totenkult und Zauberbräuche in der prähistorischen Zeit schon auftreten, beinahe als etwas selbstverständliches zu bezeichnen. Weniger ist dies bei den Göttervorstellungen der Fall; umso wichtiger wird die Frage, ob wir über solche in dieser Zeit etwas feststellen können, ob wir eine Entwicklung der Göttervorstellungen verfolgen können und eventuell in welcher Richtung sich diese bewegt. Die Art wie Tacitus später von den Göttern der Germanen redet, zeigt deutlich, daß er in ihnen Götter erblickte, wie die römischen waren, persönlich, frei waltend, keine Fetische, keine dämonische Wesen beschränkter Natur. Die Vorstufen dieser Göttervorstellungen müssen der Prähistorie angehören und drei Entwicklungsreihen sind in dieser noch erkennbar. Die erste zeigt uns eine Gottheit, bei welcher die Entwicklung nicht bis zur vollsten Höhe verfolgt werden kann: die Sonne. Bis in die Zeit der großen Steingräber sind die Scheiben und Radfiguren zurückzuverfolgen, welche mit dem Sonnenkult in Verbindung gebracht werden. Gewiß mit Recht: die am Himmel einherrollende Radscheibe ist eines der primären mythischen Bilder, eine der primitivsten Apperzeptionen der Sonne; und bis in späte Zeit hat diese Vorstellung in der Sprache wie in Volksbräuchen, die auf alten Sonnenzauber zurückgehen, ihre deutliche Spur hinterlassen. Aus prähistorischer Zeit ist das wertvollste Stück, das sich hier anreiht, der der Bronzezeit angehörende Sonnenwagen von Trundholm, der die von einem Pferde gezogene Sonnenscheibe darstellt. Damals wurde die Sonne also nicht mehr als ein selbstständig am Himmel einherrollendes Rad vorgestellt, ein Pferd ist als bewegende Kraft hinzugetreten; — andererseits zeigt das Bild uns noch nicht einen anthropomorph vorgestellten Sonnengott, wie ihn andere Völker kennen. Ob die Vorstellung eines Sonnengottes in prähistorischer Zeit

bei den Germanen über das hinausgewachsen ist, was der Trundholmer Fund erkennen läßt, ist umso zweifelhafter, als wir bei der Gesamtheit der Germanen auch später keinen stark hervortretenden persönlichen Sonnengott finden.

Die Verfolgung der an das Gewitter anknüpfenden Vorstellungen führt ein gutes Stück weiter: sie beginnt für uns auf primitivstem Standpunkt und endet im Bereich der persönlichen Gottesvorstellung. Am Anfang stehen die in Stein- und Bronzezeit zahlreich gefundenen Nachbildungen von Beilen und Äxten, wobei unter Nachbildungen solche Exemplare zu verstehen sind, die aus irgend einem Grund zu praktischem Gebrauch nicht gedient haben können. Beil und Axt können als primäre mythische Bilder des erschlagenden Gewitters gelten, als Gewitterfetische; sie dürfen umso eher als solche erklärt werden, weil auch spätere Zeit die Vorstellung von dem vernichtend in die Erde fahrenden Donnerfetisch, dem Donnerkeil festgehalten hat und weil andererseits auch die auf diese primitivste Vorstellung folgende Vorstellung durchaus lebendig bei den Germanen war: die Auffassung der Axt als Waffe eines Gewitterdämons oder Gottes. Ein solcher ist in historischer Zeit Thorr, der Träger einer eisenzeitlichen Waffe; doch gehen ihm andere Gewitterer voraus, welche Bronze- resp. Steinwaffen tragen. Aus der Bronzezeit besitzen wir ein Figürchen mit einer Axt in der Hand, wohl den Gott vorstellend, und Bronzehämmer, die im Kult des Thor Verwendung fanden — zweifellos Residua aus viel älterer Zeit — nennt uns noch eine späte historische Quelle. Ein die Steinwaffe tragender Gewitterdämon aber, seinem ganzen Habitus nach ein Vertreter der primitiven Frühzeit, lebt noch fort in dem nordischen Hrungnir, den die Sage mit Thor im Kampf zusammentreffen und diesem unterliegen läßt, eine Kultsage, welche die Verdrängung eines Gottes früherer Zeit durch einen späteren in Gestalt eines Kampfes darstellt, zugleich ein Beleg, daß der Gewitterer tatsächlich schon früh als menschengestaltiges dämonisches Wesen — wir können hinzusetzen: in Riesengestalt — vorgestellt wurde.

Deutlich liegt endlich die dritte Entwicklungsreihe vor uns, die Wandlung vom göttlich verehrten Holzblock, Stamm, Balken zum menschengestaltigen Gott mit den dazwischen zu

erwartenden Übergangserscheinungen. Für die Verehrung eines Holzblocks ohne weitere figürliche Bearbeitung in prähistorischer Zeit hat ein glücklicher Umstand wenigstens einmal im Skjelmoor (Dänemark) ein Zeugnis konserviert. Häufiger ist die Übergangsstufe festzustellen, daß an einem Holzblock notdürftig durch Herausarbeiten der wichtigsten Glieder die Gestalt eines Menschen angedeutet wird; solche Idole sind an mehreren Stellen in Dänemark gefunden worden, sie haben sich auch in historische Zeit hinübergerettet. Auch sprachliche Tatsachen lassen sich zur Bestätigung der archäologisch gesicherten Entwicklungsreihe anführen, da bei mehreren Worten der Bedeutungswandel Stab > Götze bezw. Gott nachweisbar ist.

Während die Entwicklungslinien der Göttervorstellung vorgeschichtlicher Zeiten so in einigen großen Zügen erkannt werden können, muß die Antwort auf die Frage, welche einzelnen Gottheiten diese Zeit kannte, noch recht unbefriedigend ausfallen. Zwar für Sonne und Gewitter steht es fest und die Holzidole scheinen durch ihre phallische Darstellung auf Fruchtbarkeitsgottheiten hinzuweisen; aber anderes läßt sich nicht belegen, ohne daß seine Existenz deshalb ohne weiteres geleugnet werden dürfte, z. B. der Himmelsgott, der zu Beginn der historischen Zeit bereits als ein Gott erscheint, der den Höhepunkt seiner kultischen Stellung überschritten hat und darnach gewiß mindestens bis in die Bronzezeit zurück datiert werden muß. Ebenso gehört eine Erdgöttin zum Bestand fast jeder primitiven Religion — auch eine solche wird auf Grund von Rückschlüssen der vorgeschichtlichen Zeit der Germanen zugeschrieben werden müssen, ohne daß wir in den Funden irgend welchen Anhalt haben. Für die Existenz eines vorgeschichtlichen Meeresgottes haben wir in einem großen, hundert goldene Boote umfassenden, Opferfund einen sicheren Beleg. Ein Totengott oder Totengötter lassen sich dagegen wieder nicht nachweisen.

Der Kult der prähistorischen Zeit — abgesehen vom Totenkult — ist uns nur in recht spärlichen Fragmenten bekannt. Man kann zwar mit Sicherheit sagen, daß aus alten Zauberbräuchen sich allerhand kultische Handlungen entwickeln mußten, eine solche ist mit großer Wahrscheinlichkeit auf Grund des Trundholmer Fundes zu erschließen: die kultische Umfahrt eines Götterbildes, wie sie auch spätere Zeit kennt. Wir

können ebenso aus den historischen Verhältnissen rückschließen auf prähistorische Kultfeste großen Stils mit Opfern von Früchten, Tieren und Menschen, aber keine Zeugnisse geben uns die Bestätigung für den einzelnen Fall. Ebenso ist das Bild der Kultstätten, das wir uns machen können, unbestimmt. Heilige Orte sind durch die Funde gesichert, ebenso wie es scheint an einem derselben ein heiliger Hain, primitive Götterbilder haben wir kennen gelernt, und mit Gewißheit dürfen wir die negative Feststellung wenigstens aussprechen: Tempelbauten hat es in der ganzen prähistorischen Zeit nicht gegeben. Der einzige Punkt, über den wir durch zahlreiche Zeugnisse unterrichtet sind, ist die Sitte, Votiv- und Opfergaben zu deponieren. Durch Stein- und Bronzezeit läßt sie sich verfolgen und da auch alle spätere Zeit den Brauch, bei irgend welcher Veranlassung Votiv- und Opfergaben darzubringen, nie aufgegeben hat, so sind uns diese Opfer ihrem Wesen nach leicht verständlich. Das einzige Rätsel, das sie uns aufgeben, liegt in der Erscheinung, daß alle uns bekannten prähistorischen Opfer vergraben sind. Es löst sich, wenn wir annehmen, daß ein Opferbrauch hier verallgemeinert erscheint, der ursprünglich bei unterirdischen Gottheiten sinnentsprechend' war, und wenn wir bedenken, daß auf andere Weise dargebrachte, etwa an Bäumen aufgehängte Votivgaben, an denen es wohl nicht gefehlt haben wird, aus leicht erklärlichen Gründen nicht erhalten bleiben konnten.

So lückenhaft unser Wissen von den meisten religiösen Erscheinungen prähistorischer Zeit auch noch ist, so sollten wir doch auch diese fragmentarischen Kenntnisse nicht unterschätzen. Es ist noch nicht so lange her, seit man nur in ganz allgemeinen Wendungen davon sprach, daß die Religion der Germanen aus einer Naturreligion hervorgegangen sei, die man dann natürlich in die vorgeschichtliche Zeit verlegte; an die Möglichkeit, die vorhistorische Religion der Germanen nun wirklich in einigen wesentlichen Zügen ihrer Entwicklung zu erkennen, hat man nicht gedacht. Demgegenüber ist das, was uns die Archäologie bis heute schon ihren Funden zu entnehmen erlaubt, doch nicht so ganz zu verachten und kann Hoffnung erwecken, daß weitere Forschung auf diesem Gebiete uns noch manchen Schritt vorwärts führen wird.

III. Die römische Zeit.

Bei jeder Darstellung der religiösen Zustände Germaniens zur Römerzeit wird immer der Bericht des Tacitus den Mittelpunkt bilden. Seine Germania vor allem, obwohl sie uns auf viele Fragen keine Antwort gibt, bleibt ein unersetzliches Werk, zugleich trotz mancherlei Mängel im einzelnen und trotz mancher verkehrten Ansicht ein Werk, dem im Großen und Ganzen Zuverlässigkeit nicht abgesprochen werden kann. Alles was wir von früheren und späteren Schriftstellern erfahren — von Caesar einerseits, bei dem sich Richtiges und Unrichtiges in so merkwürdiger Weise vermengt, andererseits von Plutarch, Sueton, Cassius Dio usw., endlich was uns die Denkmäler mitteilen, all das bildet nur eine geringfügige Ergänzung zu der Darstellung des Tacitus, ohne die wir uns von der Religion des eigentlichen Deutschlands in damaliger Zeit nur eine sehr dürftige Vorstellung machen könnten.

Drei wichtige Fragen treten uns in dieser Zeit entgegen: 1. Was wissen wir von gemeingermanischen religiösen Zuständen? 2. Wie steht es mit den Verschiedenheiten der Kulte in den einzelnen Stämmen? 3. Welche fremden Einflüsse machen sich geltend?

Man stellt billigerweise das, was als gemeingermanisch betrachtet werden darf, an die Spitze und hier wieder das, was primitiver Wurzel entspringt, Loosen, Wahrsagung und Orakel, wovon Tacitus ausführlicher berichtet, eine Reihe von Stellen anderer Autoren kurz Erwähnung tut. Darnach war die Beobachtung von Vogelflug und Tierstimmen und das Befragen des Looses mit Hilfe der Runenstäbchen allgemein im Hause des Einzelnen wie in der Volksversammlung: sein ganzes privates und öffentliches Leben fühlte der Germane unter der Gewalt dämonischer Mächte stehen, deren Willen es zu erforschen galt.

Die Götterkulte, die in diesem Volke geübt wurden, zeigen ebenfalls zum Teil noch primitive Formen; noch gab es damals keine Tempel, nur heilige Haine, noch gab es, wenigstens nach römischen Begriffen, keine Götterbilder, wenn es auch an primitiven Idolen offenbar nicht fehlte. Die Heilige

Handlung hat zum Mittelpunkt Opfer und Opfermahl, beim Opfer tritt neben dem Tieropfer das Menschenopfer in den Vordergrund; dem Kriegsgott und dem Totengott, aber auch anderen Gottheiten fallen Menschen als Opfer. Die Opferzeiten sind zum Teil periodisch: ein wahrscheinlich ins Frühjahr fallendes Fest begegnet im Nerthuskult, ein Herbstfest im Kult der Tanfana. Für andere wissen wir nur, daß sie zu bestimmter Zeit, stato tempore, also ebenfalls periodisch, stattfanden, wie das Fest der Semnonen, ohne daß die Jahreszeit festzustellen wäre.

An der Spitze der Götter, denen der Kult der Germanen Deutschlands damals gilt, stehen nach Tacitus drei: Mercurius, Mars, Herkules d. h. Wodan, Tius, Donar. Für die beiden letztgenannten stimmt dies gewiß, sie waren soviel wir wissen auch später zu keiner Zeit irgend einem Teil der Germanen des deutschen Gebietes ganz fremd. Auch ihr Wesen ist klar: Donar ist der Gewittergott, Tius ist ursprünglich jedenfalls Himmelsgott, der aber damals bereits eine Wandlung zum Kriegsgott durchgemacht hat und deshalb von den Römern mit Mars interpretiert wird. Mit Mercurius-Wodan, den Tacitus noch als gemeingermanischen Gott bezeichnet, verlassen wir indessen schon tatsächlich das Gebiet des Gemeinsamen. Wodan, hervorgewachsen aus einem alten Totenführer und zu Tacitus' Zeit bereits eine Gottheit hohen Ranges, war damals nur einem kleinen Teil der Germanen bekannt. Die Korrektur von Tacitus' gegenteiliger Angabe ergibt sich zum Teil schon aus anderen Stellen bei ihm selbst, sie ergibt sich ferner aus den späteren Verhältnissen, die uns zeigen, daß der Kult Wodans zu einigen Stämmen recht spät, zu anderen nie gekommen ist. Tacitus hat verallgemeinert und auf alle Germanen bezogen, was ihm nur von einem Teil derselben bekannt sein konnte, von den westlichen. An der Rheinlinie herrschte der Kult, wie weit er sich von hier ost- und nordwärts bereits ausgebreitet hatte, läßt sich nicht feststellen: das östlichste Volk, für das er ausdrücklich zum Jahre 58 n. Chr. bezeugt wird, sind die Hermunduren; vielleicht haben sie aber damals erst, als sie mit den Chatten, alten Wodansverehrern, im Kampfe lagen, den Kult durch eine Art Evocatio des Gottes übernommen.

Alles was wir sonst über religiöse Zustände der Germanen erfahren, zeigt in noch größerem Maße Differenzierung der Anschauungen und Bräuche nach den einzelnen Stämmen. Sogar auf einem Gebiet, auf dem die Einheitlichkeit recht weitgehend zu sein pflegt, im Totenkult, tritt uns diese Verschiedenheit entgegen. Daß für alle Germanen der Glaube an eine Fortexistenz der Seele bestand, ist selbstverständlich: diesen Glauben hat ein Volk niemals wieder aufgegeben; aber die Bräuche des Totenkultes lassen in den verschiedensten Gebieten sich scharf gegeneinander abgrenzen. Stärker werden die Unterschiede im Götterkult. Eine ganze Reihe von Kulten sind lokal zu bestimmen: der Kult der Tanfana wird nur von den Marsen und ihren Nachbarn gemeldet, Baduhenna ist ausschließlich friesisch belegt, für die Vandalen allein meldet Tacitus den Kult eines göttlichen Brüderpaares der Alkis, der Kult der Nerthus ist auf sieben Völker der jütischen Halbinsel beschränkt. Nicht bis zum äußersten ging freilich die Differenzierung, so daß jeder Stamm ganz seine eigene Wege im Kult einschlug; gemeinsam blieb allen, außer den Formen des Kults, die Verehrung des Tius und Donar und einzelnen Gruppen von Stämmen waren, wie die aufgeführten Beispiele schon zeigen, gemeinsame Kulte von weniger allgemeiner Ausdehnung eigen: sie bildeten Kultverbände. In einem ebensolchen Verband waren die Suebenstämme vereinigt, die gemeinsam zu bestimmten Zeiten im heiligen Hain der Semnonen ein Kultfest begingen. Es ist nicht mehr möglich, die kultische Gliederung der Germanen restlos zu erkennen; die Nachrichten sind zu spärlich, gewiß gab es eine größere Zahl solcher Verbände, die vor der historischen Zeit bestanden haben. So dürfen in den Ingvaeonen, Istvaeonen und Herminonen der Taciteischen Stammsage wohl Namen alter kultischer Gruppen gesehen werden; denn ganz unberührt von der sehr zweifelhaften Deutung der Namen und ethnographischen Bestimmung der Gruppen bleibt die Tatsache, daß zur Zeit der Entstehung dieser Stammsage die Blutverwandtschaft und gemeinsame Abstammung von einem Gott von den Gliedern jeder Gruppe als das verbindende betrachtet und empfunden wurde, ebenso wie es bei den Sueben der Fall war. In solchen Vorstellungen dürfte aber überhaupt

die Grundlage aller alten kultischen Verbände zu suchen sein; sie werden ursprünglich zusammengehalten durch den Kult des gemeinsamen Ahnherrn, an dessen Stelle später der Kult gemeinsamer Götter tritt. Den Umfang solcher alten Gruppen noch genau festlegen zu wollen, ist ein aussichtsloses Unternehmen, nur ungefähr lassen sich ihre Wohnsitze auf Grund der Quellenangaben noch erkennen; im übrigen ist zu beachten, daß in der Zeit der Ausbreitung der Germanen nach dem Süden und Westen mit der Loslösung von alten Sitzen und alten Heiligtümern eine starke Lockerung der ursprünglichen Verbände, oft eine Verkleinerung und Zerreissung, vielleicht gar ein völliger Zerfall eintreten mußte. So sind zweifellos die bis zum Rhein vorgeschobenen Istvaeonen, in deren Gebiet der Wodanskult aufkam, zur Römerzeit schon in stärkster Auflösung begriffen.

In den prähistorischen Zeiten mußte die Frage nach fremden religiösen Einflüssen beim Totenkult mehrfach erwogen werden; sie war zu bejahen, ohne daß aber die Ausgangspunkte mit Sicherheit festzustellen waren. In der römischen Zeit sehen wir auch in diesem Punkte klarer und sind in der Lage, zweierlei Einflüsse, römische und keltische bzw. keltoromanische, in beschränktem Umfange nachzuweisen. Die Vermengung der religiösen Anschauungen ergab sich ungezwungen aus dem Grenzverkehr, der Vermengung der Bevölkerung in den Grenzlanden und der Mischung der Nationalitäten im römischen Heer. Die Frage freilich, ob die Germanen erst unter Einfluß der höher stehenden benachbarten Kulte zur Vorstellung persönlicher Götter gekommen seien, ist nach dem im Abschnitt II ausgeführten zu verneinen. Es sind ganz andere Punkte, in welchen sich diese Einflüsse geltend machen, deren ganzer Umfang kaum feststellbar ist. Soweit der Volksglaube in Betracht kommt mit seinen primitiven Zaubervorstellungen und -riten, standen sich Römer und Germanen von vornherein nicht so fern, daß sich römische Bestandteile in allen Fällen deutlich abhöben. Dagegen tritt sehr klar der römische Einfluß in den von Germanen gesetzten Weihesteinen zutage. Mögen diese nun rein römische Götternamen enthalten wie den Genius der Centurie, den Jupiter opt. max. oder römische Namen mit deutschen Beinamen wie Mercurius Cimbrianus, Mars Thing-

sus tragen, sie sind in beiden Fällen gleich beweisend; denn sie zeigen, daß die Stifter entweder die Verehrung des römischen Gottes ganz angenommen haben oder daß ihnen ihre heimische Gottheit mit einer römischen zusammenfloß. Vor allen Dingen ist aber die Tatsache an sich, daß Germanen überhaupt solche Steine setzen, wichtig; denn das ist nicht germanischer sondern rein römischer Ritus, den die Germanen von ihren Kameraden übernommen haben und nun genau in denselben Formen und bei denselben Gelegenheiten ausüben wie jene. Auch die Technik ist römisch und selbst etwa vorkommende Darstellungen von Göttern. Und das ist nun auch zu beachten für die vielen Fälle, in welchen solche Steine nur germanische Götternamen tragen, wie Nehalennia, Hludana, Garmangabis, Hariasa; hier ist römischer Ritus in Verbindung mit Gottheiten bezeugt, für die sich dem Stifter eine Anknüpfung an eine römische Gottheit nicht ergab.

Der keltische Einfluß ist ebenso wie der römische und aus demselben Grunde wie dieser nicht in seinem ganzen Umfang genau zu bestimmen; deutlich ist jedoch die Annahme des Matronenkultes zu erkennen. Dieser Kult ist jedoch erst in einer Zeit übernommen worden, als er bereits romanisiert war und den matres nach römischem Muster Weihesteine gesetzt wurden. Man könnte also die Annahme des Matronenkultes auch unter die Erscheinungen rechnen, welche römischen Einfluß verraten. Wahrscheinlich war der Matronenkult nicht so wesentlich auf die Soldaten beschränkt, wie der Kult römischer Gottheiten, sondern griff auch in stärkerem Maße auf die Bevölkerung der Grenzlande über. Dafür spricht die ziemlich scharfe Umgrenzung des Ausdehnungsgebietes germanischer Matronensteine und ebenso die Tatsache, daß wir für die germanisch benannten Matres Aufaniae in der Eifel sogar eine größere Kultstätte in einer bürgerlichen Ansiedelung besitzen. Wahrscheinlich hatten die Germanen in ihrer eigenen Religion auch weibliche Gottheiten, welche zwar nicht Schutzgeister von Örtlichkeiten und Familien waren wie die Matronen, aber mit diesen doch in anderen, sekundären Zügen Verwandtschaft hatten und infolge davon mit ihnen gelegentlich vermengt wurden. In den Gabiae z. B. sind vielleicht solche echt germanische Gottheiten zu erblicken.

Die Zeit, in welcher die Germanen die römische und keltoromanische Beeinflussung erfuhren, ist ziemlich eng beschränkt. Die Votivsteine, die sie römischen und germanischen Gottheiten wie keltischen Matronen setzen, lassen sich auf die Jahre von 100—240 begrenzen. Sicher ältere Steine, die von Germanen herrühren, gibt es nicht, und um die Mitte des 3. Jahrhunderts verschwinden sie wieder rasch und vollständig. Auch in anderen Punkten, die weniger deutlich vor Augen liegen, wird der Einfluß damals zurückgegangen sein. Als Grund dafür muß neben dem Niedergang der römischen Machtstellung das Vordringen neuer Germanenscharen betrachtet werden, die noch nicht römisch beeinflußt waren und auch in den von ihnen okkupierten neuen Sitzen die römische und keltoromanische Sitte nicht annahmen.

IV. Die Westgermanen bis zur Bekehrung.

Zwischen der römischen Zeit und der Bekehrungszeit der Westgermanen liegt eine Kluft. Keine ungestörte Entwicklung führt von der einen zur andern. In die Zwischenzeit fällt der letzte Akt der sogenannten Völkerwanderung, deren Ablauf im Westen zur Konsolidierung des germanischen Besitzes zum Teil auf dem Boden der römischen Provinzen Germania superior und inferior, Rhaetia und Belgica führte, sowie zur Neuordnung der Ansiedlungsverhältnisse im Innern Deutschlands; Hand in Hand damit ging die Bildung der neuen großen Stämme, in welchen die Führung bei solchen Germanen lag, welche bis dahin dem Einfluß römischer Kultur noch fern standen. Dementsprechend zeigt Germanien in den nächsten Jahrhunderten einen tieferen kulturellen Zustand, als ihn die Rheinlande in der Römerzeit hatten. Auch auf religiösem Gebiet finden wir nun in der nachrömischen Zeit wieder überraschend primitive Zustände.

Bei einem Überblick über die Zeugnisse der ganzen Epoche bis zur Bekehrung, fällt am meisten ins Auge, daß für die Geschichte des Götterkultes nur sehr dürftige Bruchstücke abfallen. Als noch im Verlauf der römischen Zeit die römische Woche in Deutschland rezipiert wurde, erhielten gleichmäßig bei fast allen Westgermanen der fünfte und sechste

Wochentag die Namen Donarstag und Frîjatag. Beide Gottheiten galten also allgemein, und besonders fest wurzelte jedenfalls der Kult Donars im Volke; denn nach der Aufnahme des Kalenders hat sich die kultische Beachtung des Donnerstags ausgebildet, die in zahlreichen Volksbräuchen weiterlebt. Spätere Zeugnisse für den Gott sind aber spärlich, eines der wichtigsten ist die sächsische Abschwörungsformel, die ihn an erster Stelle nennt, und im allgemeinen kann der Kult des Gottes nicht ganz die Bedeutung gehabt haben, die ihm im Norden zukommt. Die Zeugnisse für Frîja sind noch weniger inhaltsreich; sie hat als Gemahlin eines der hohen Götter zu gelten. Der zweite Merseburger Zauberspruch und die Stammsage der Langobarden zeigen sie denn auch in enger Verbindung mit Wodan, ohne daß diese aber als ursprünglich gelten dürfte. Ausdehnung und Art der Verehrung des Zio in altdeutscher Zeit ist recht schwer und kaum mit genügender Sicherheit festzustellen; zweifellos galt er bei den Schwaben, die ihre Hauptstadt nach ihm nannten. Auch die Angelsachsen haben ihn als Kriegsgott wenigstens noch gekannt, bei den Franken muß er sehr zurückgetreten sein, sie kannten ihn offenbar nur als Mars Thingsus und bei den Sachsen erscheint an seiner Stelle in der Abschwörungsformel Saxnôt. Die rückläufige Bewegung, die für Kult und Bedeutung dieses Gottes schon in der Römerzeit festzustellen war, hat sich also fortgesetzt.

Das wichtigste religionsgeschichtliche Ereignis der Jahrhunderte bis zur Bekehrung ist die weitere Ausbreitung des Wodankultes von seiner in den westdeutschen Gebieten am Rhein, Main und Neckar gelegenen Heimat aus. Ausgeschlossen bleiben dabei die oberdeutschen Stämme; bei diesen Völkern, die spät vordrangen und ganz andere kultische Verhältnisse mit sich brachten, kann Wodan nur eine geringe Rolle gespielt haben, ein eigentlicher Kult hat sich nicht mehr durchgesetzt. Im mittleren Deutschland war schon im ersten Jahrhundert der Kult zu den Hermunduren gekommen, aus späterer Zeit haben wir aus mitteldeutschem Gebiet den Beleg des Merseburger Spruches. Das wichtigste Herrschaftsgebiet des Kultes aber ist weiter nördlich bei Mittel- und Niederfranken, Sachsen und Friesen. Hier heißt der vierte

Wochentag nach ihm, hier begegnen Ortsnamen mit seinem Namen, die sächsische Abschwörungsformel nennt ihn gleichfalls. Von den Sachsen muß schon im zweiten Jahrhundert der Kult zu den Langobarden gekommen sein, die nach England wandernden Sachsen und Angeln haben ihn aus der Heimat ebenfalls mitgebracht und vor der Bekehrung dort noch Kultstätten in nicht geringer Zahl begründet.

Es ist kaum möglich sich noch ein vollständiges Bild von der Vorstellung zu machen, welche die Westgermanen von Wodan hatten. Selbstverständlich war er nicht mehr nur Sturm- und Totengott, schon die römische Zeit kennt ihn in höherer Stellung, wie auch Tacitus ihn schon an die Spitze der Götter stellt. Die langobardische Stammsage nennt ihn als einen himmlischen Gott. Der Merseburger Zauberspruch zeigt ihn als den vor allen zauberkundigen Gott und so falsch es ist, in der Zauberkraft den eigentlichen Kern Wodans zu erblicken, so wichtig ist dieser Beleg, weil er uns zeigt, daß die Entwicklung Wodans zum Gott des Geistes, die im Norden so außerordentlich weit vorschritt, auch bei den Westgermanen schon begann.

Vergeblich sehen wir uns in dieser Zeit nach anderen wichtigen Gottheiten bei den Westgermanen um — nur einige untergeordnete und wenig klare Gestalten begegnen — vergeblich auch nach einem solchen glänzenden Gesamtbild der Götterwelt, wie es dem Laien meist vorschwebt. Bei den noch tief stehenden Stämmen des eigentlichen Deutschlands waren auch die Göttergestalten dieser späten Zeiten noch primitiv und roh. Die Verknüpfung von Göttern untereinander in Familien scheint sich auf die Verbindung Wodan-Frîja beschränkt zu haben, genealogische Verkettung anderer Götter mit Wodan, wie sie die angelsächsischen Genealogien zeigen, ist jung und es ist fraglich, wie weit die Ahnen der Könige außer Wodan in diesen Stammtafeln wirklich noch als Götter aufgefaßt werden. Eine von Gregor von Tours dem Chlodwig in den Mund gelegte Äußerung, Christus sei nicht aus dem Geschlecht der Götter, ist zweifellos eine Fiktion. Alles in allem: ein Pantheon, einen Götterstaat haben die Westgermanen nicht gekannt.

Endlich ist wichtig: abgesehen von ganz vereinzelten Stellen nennen die Streitschriften der Bekehrungszeit die Götter kaum.

Kein heftiger Kampf wird gegen sie geführt, kein starker Widerstand unter ihrer Führung kann im allgemeinen mächtig gewesen sein — solche Kämpfe wie die Sachsenkriege haben wesentlich anderen Hintergrund. Fast klanglos treten vielerorts die Götter vor dem Christengott zurück — ein deutliches Zeugnis, daß die Gestalten der Götter selbst dem größten Teil der deutschen Stämme keine Herzenssache waren. Das ist echt heidnisch: wie der Heide den einen Gott mit dem andern vertauscht, wenn dieser ihm der bessere scheint, so nimmt er auch neben und an Stelle des heidnischen Gottes den Christengott an.

Ganz anders steht es mit den Bräuchen des Kultes. Gegen sie eifern Bekehrer und Obrigkeit mit scharfen Strafbestimmungen. Und hier, wo die Bekämpfung notwendig erschien, war sie auch oft erfolglos, da das bekämpfte vielfach festblieb und sich der neuen Religion einfügte. Fest blieb auch im allgemeinen jene Schicht des Aberglaubens und Zaubers, die seit Jahrtausenden sich herausgebildet hatte.

Über die kultischen Verhältnisse orientieren die Quellenschriften an zahlreichen Stellen. Noch begegnen damals primitive Idole, wie sie vorgeschichtliche und römische Zeit kennen, ihnen gegenüber scheinen Götterbilder auch in dieser Zeit selten gewesen zu sein. Auch die Kultstätten waren primitiv wie einst; Haine und Wälder, Kulte an Bäumen, Steinen und Quellen waren den Bekehrern ein schwerer Stein des Anstoßes. Tempel waren nicht allgemein, nicht einmal im westfränkischen Gebiet sind sie Regel. Doch werden die casulae id est fana selbst für Sachsen bezeugt, am Bodensee hatten Heiden ihre Idole in eine entweihte christliche Kapelle gestellt, und für die Angelsachsen wird uns die Existenz richtiger Tempelbauten durch die Anweisung an die Bekehrer bezeugt, solche Bauten nicht zu zerstören, sondern zu christlichen Kirchen zu weihen.

Deutlicher als die Kultstätten erkennen wir die kultischen Handlungen: Feste mit Opfern und Mahlzeiten, wie in früherer Zeit, auch mit Umzügen und mimischen Darstellungen; an ihnen teilzunehmen muß den Bekehrten durch immer wiederholte Bestimmungen verboten werden. Die Zeit dieser Feste deckt sich zum Teil mit den christlichen Festzeiten, namentlich Ostern und Weihnachten.

Bis in die Bekehrungszeit dauert das Menschenopfer fort: in den Kriegen Karls gegen die Sachsen haben diese die gefangenen Franken den Göttern geopfert, und auch in friedlichen Zeiten muß das Capitulare de partibus Saxoniae das Menschenopfer bekämpfen. Bei den Friesen soll Willibrord dem Gott geopfert werden, dessen Heiligtum er verletzt hat. Selbst von den Franken des sechsten Jahrhunderts wird berichtet, daß sie, obwohl Christen, im Feldzug des Jahres 539 gegen die Goten, die gefangenen Weiber und Kinder als Erstlingsopfer des Krieges ertränkten, um so ein Orakel zu erhalten. Es ist wichtig, solche Bilder vor Augen zu behalten, um an ihnen zu erkennen, wie oberflächlich römische und christliche Kultur damals auch bei diesem kultiviertesten Stamm der festländischen Westgermanen noch saß. Nicht viel anders als die Horden der Cimbern und Teutonen 650 Jahre früher sind die Krieger der christlichen Merovingerkönige innerlich entwickelt gewesen.

Entsprechend ist denn der primitive Glaube an Seelen und Dämonen, an Vorzeichen, Wahrsagung und Zauber auch in dieser Zeit außerordentlich fest und dauernd Gegenstand der kirchlichen Bekämpfung. Alle Arten der Wahrsagung und des Zaubers begegnen, teilweise in verchristlichter Form, so in den sortes sanctorum, der Weissagung aus Bibelstellen wie einst aus Runenstäbchen. Im fränkischen Königshaus gilt Königin Fredegunde, obwohl Christin, als Zauberin und gibt selbst vor, an Zauberei zu glauben; so vermutet sie, als sie im Jahre 580 einen Sohn verliert, er sei durch Zauberei getötet worden und benutzt die Gelegenheit, den ihr längst verhaßten Majordormus Mummolus zu vernichten. Was so von den Hochgestellten der Intriguenpolitik jener verdorbenen Zeit dienstbar gemacht wurde, wurzelte im Volke mit größter Zähigkeit, und die einzelnen Stämme gaben sich darin gegenseitig nichts nach. Namentlich ist für die Angelsachsen eine besonders lebendige Blüte des Zauberwesens bezeugt, was indessen auf Zufälligkeiten in der Beschaffenheit der Quellen zurückgehen kann.

Der Kampf des unterliegenden Heidentums gegen das Christentum und des Christentums gegen das immer wieder auftauchende Heidentum spielt sich bei den einzelnen Völkern der Westgermanen zu verschiedener Zeit ab, früh bei Franken

und Angelsachsen, später bei den Süd- und Mitteldeutschen, zuletzt bei Friesen und Sachsen. Aber der Verlauf ist typisch: Beweggrund und ersten Anstoß gaben meist politische Verhältnisse. Deutlich ist es im Frankenreich, wo die Ausdehnung von Chlodwigs Herrschaft über die südlicheren Landesteile ein starkes Gewicht für die Annahme des Christentums in die Wagschale warf. Die fränkische Eroberung führte die Mission nach dem rechten Rheinufer; politische Interessen führten zur Förderung der Mission in Friesland und endlich zu Karls gewaltsamer Sachsenbekehrung. Fränkische Herrschaft und Christentum waren identisch — andererseits politische Unabhängigkeit und Heidentum. In England spielt ebenfalls für den Beginn der Bekehrung wie bei den zahlreichen Schwankungen und Rückfällen die Politik eine große Rolle. Politik war es auch vorwiegend, die bei Sachsen und Angelsachsen schließlich zur offiziellen Annahme des Christentums führte, die als ein Akt der Staatsraison behandelt und vollzogen wurde in echt heidnischer, nicht christlicher Weise. Es ist klar, daß die innere Wandlung, die dem äußeren Wechsel entsprechen sollte, mit diesem nicht Schritt hielt. Nachrichten über Stimmungen einzelner Heiden, die ihre Befriedigung in der heidnischen Weltanschauung nicht mehr fanden und von Fragen gequält wurden, auf die nur das Christentum Antwort gab, sind vorhanden. Aber solches war gewiß vereinzelt, die Masse kannte diese Gefühle nicht. Namentlich die innerdeutschen Stämme traten gewiß innerlich recht wenig vorbereitet mit dem Christentum in Berührung, das ihnen anfangs nicht eine bessere und höhere, sondern nur eine neue Religionsform bedeutete, die sich auch an einem Platz neben der alten genügen lassen mußte, neben der man jedenfalls nicht ohne weiteres aufzugeben brauchte, was die alte Religion an vorteilhaftem und doch auch an liebgewordenem und angenehmem bot. Daher begegnen jene sprechenden Fälle von Religionsvermengung wie bei den Hessen Dettic und Deorulf, oder bei König Redwald von Ostangeln, der in einem Heiligtum einen Altar Christi und die Altäre der Dämonen hatte.

Typisch ist auch die Taktik der Kirche gegenüber diesen Erscheinungen. Anfangs wird äußerste Schärfe angewandt,

später ist von manchem nicht mehr die Rede, was doch nicht ausgerottet war, und schließlich hört der Kampf auf, ohne daß das Heidentum wirklich überwunden ist. Die Götter sind entthront und der offizielle Kult ist aufgegeben; aber fort dauerte die ganze Menge abergläubischer Vorstellungen und zauberischer Handlungen. Sie duldete die Kirche aus einem doppelten Grund: vieles was in der Zeit der ersten Bekehrung gefährlich war, erschien später ungefährlich, weil es keinen im christlichen Sinne religiösen Charakter hatte. Das Christentum brachte eine Lehre und verlangte Glauben, das Heidentum fordert keinen Glauben, sondern nur rituell korrekte Handlung. Je mehr diese rituellen Handlungen neben der fortschreitenden inneren Christianisierung der Menge zum Brauch ohne kultische Bedeutung herabsank, umso eher konnte die Kirche sich damit abfinden. Und sobald dieser Punkt erreicht war, hatte die Kirche zweitens die Möglichkeit, den alten Brauch mit neuen Ideen zu erfüllen. Man weiß, daß dies in vielen Fällen geschah und daß die Kirche auch manches, wie das Darbringen von Votivgaben, besonders von Nachbildungen kranker Körperteile zu Heilzwecken u. a. in leichter Verchristlichung nach anfänglicher Bekämpfung übernommen hat. Mit einem recht deutlichen Kompromiß schließt also der Kampf zwischen Christentum und Heidentum ab.

V. Der germanische Norden.

Für den germanischen Norden ist die Wissenschaft viel länger als für die übrigen germanischen Länder auf die Funde der archaeologischen Forschung angewiesen. Von den Berichten der römischen Schriftsteller, die für die Westgermanen so wertvolle Aufschlüsse geben, fällt auf den Norden nur ein sehr schwaches und unsicheres Licht, und besonders leidet darunter auch die Kenntnis von der Entwicklung des nordischen Heidentums in diesen Zeiten. Erst recht spät, in einer Zeit, in der es auch dort mit der alten Religion zu Ende geht, etwa seit dem neunten Jahrhundert fließen die Quellen reichlicher. In ihrem Wert sehr verschieden, geben doch archaeologische Funde, Ortsnamen, historische Werke und Dichtungen im Ganzen genommen ein überraschend lebensvolles Bild des nordischen

Heidentums. Wir können danach hier nicht nur die landschaftlichen Sondererscheinungen einigermaßen verfolgen und die im Laufe der Zeit größeren Geltungsbereich gewinnenden Kulte feststellen — wir vermögen auch zu unterscheiden zwischen der bodenständigen Volksreligion und einzelnen religiösen Erscheinungen, die nur einer Oberschicht des Volkes angehören, und endlich sehen wir auch die Anfänge der Theologie und Mythographie.

Der Norden, von dem in der Steinzeit nur Dänemark und Südschweden dichtere Besiedelung zeigen, hat seine spätere Bevölkerung auf verschiedenen Wegen erhalten: Schweden hauptsächlich zu Land über den Süden, Norwegen aber wesentlich durch Ansiedlungen von der See aus. Aus den ursprünglich wohl zahlreichen Einzelstämmen, die das Land allmählich besetzten, haben sich in historischer Zeit mehrere größere Völker herausgebildet: Dänen, Heruler, Gauten, Schweden und im Westen die Norweger, von denen sich später die Isländer abzweigen. Ein einheitliches skandinavisches Volk gab es nie und — dürfen wir schließen — ebensowenig eine ursprünglich allen Nordgermanen eigene Religion. Ziemliche Einheitlichkeit wird nur im Gebiet des primitiven Aberglaubens und Zaubers geherrscht haben, von deren Besprechung aber hier umso eher Abstand genommen werden kann, als das Wesentliche davon mit den entsprechenden Erscheinungen bei den Westgermanen übereinstimmt, wenn natürlich auch in manchem speziell nordische Färbung im Einzelnen festzustellen wäre. Wichtiger sind uns die Göttervorstellungen und Kulte, die hier eine reiche Sonderentwicklung durchgemacht haben.

Dem Gang der Besiedelung entsprechend sollte man als älteste Stufe eine Schicht von Kulten recht beschränkten Geltungsbereiches erwarten. Die Entwicklung ist über sie später hinweggeschritten, sodaß nur Spuren erkennbar sind: die deutlichste zeigt sich in Hordaland in Westnorwegen, wohin die von Jütland zugewanderten Charuden den Kult der Nerthus verpflanzt haben. Über die lokalen Kulte lagern sich, besser für uns erkennbar, die Kulte der größeren Stämme. In ihnen hat sich die spezifisch nordische Erscheinungsart der Götter zuerst ausgebildet. Als erster derselben ist hier Thorr

zu nennen, der lange Zeit der Hauptgott für einen großen Teil der Nordgermanen war, vor allem für die Norweger, wo er im Volke eine Stellung einnahm, die ohne das Dazwischentreten anderer Einflüsse mit der Zeit wohl zu einer Art Monotheismus hätte führen können. Das Vorwiegen Thors zeigt sich nicht in erster Linie in den Sagen und Mythen, sondern in seiner wirklichen Bedeutung für das Leben: er beherrscht als der allmächtige Schützer das Leben des Volkes wie des Einzelnen. Orts- und Personennamen, die mit seinem Namen zusammengesetzt sind, sind ein deutlicher Maßstab dafür; sie finden sich in allen nordischen Ländern in großer Zahl; andere Merkmale treten hinzu. Er schützt die Halle des Edlen und weist ihm bei der Auswanderung die neue Wohnstätte, er schützt als Landass die Gesamtheit, ist Herr über Frieden und Ordnung, Wohlstand und Recht; seine Kultstätten bedecken, soweit wir aus den Ortsnamen entnehmen können, das ganze Land mit einem ziemlich dichten Netz und wo er mit anderen Göttern zusammen verehrt wird, steht sein Bild als das des höchsten in der Mitte. Der Thorsdienst der Nordgermanen ist eine wirkliche Religion, die mit dem Leben des Volkes in engstem lebendigen Zusammenhang steht.

Neben ihr steht die Religion des Freyr. Dieser ist ein nur dem Norden bekannter Gott, dessen Aufkommen später angesetzt werden muß als die Entstehung der Gestalt Thors. Auch sein Name deutet darauf hin; denn er bedeutet „Herr" und ist deshalb am verständlichsten als ursprünglicher Beiname eines anderen Gottes, wahrscheinlich des Tius, der auch unter seinem eigentlichen Namen Tyr im Norden begegnet. Die Doppelheit der Namen hat wohl zur Spaltung der Gestalt geführt. Die eigentliche Heimat des Frey ist wohl in Schweden zu suchen: hier sind die Ortsnamen mit seinem Namen am häufigsten, hier ist Upsala seine Hauptkultstätte von offenbar zentraler Bedeutung, wo alle neun Jahre ein großes Kultfest mit Umfahrt und Gottesfrieden gefeiert wird, wie das Kultfest der Nerthus, die himmlische Hochzeit des „Herrn" und der Herrin darstellend. Von Schweden aus ist der Kult dann nach Dänemark und Norwegen und von hier nach Island gekommen; es bleibt dem Gott dabei der Name Schwedengott (Sveagud) und noch späte Tradition weiß, daß das Frey-

heiligtum im Gebiet von Trondheim von Upsala aus gegründet worden ist.

Mit dem dritten im Norden wirklich lebendigen Kult, dem Odinskult, steht es wesentlich anders. Er ist ein gutes Teil jünger. Von den Sachsen aus ist er über Dänemark nach dem Norden gekommen, wo er deshalb auch der Sachsengott (Saxagud) heißt. Vielleicht war der Teil der Heruler, der um 500 nach Skandinavien zurückwanderte, sein Träger. Aber nicht kampflos drang der Kult ein: noch haben wir eine Kultsage, die vom Kampf zwischen den Göttergruppen der Vanen, zu denen Freyr gehört, mit den Asen unter Odin berichtet — ein Kampf der mit einem Kompromiß endet. Die Sage ist jedenfals im Kreise von Odinsverehrern entstanden, so erklärt es sich, daß sein Eindringen als eine Verteidigung dargestellt wird. Ebenso sind die Sagen von Odins Verbannung und Wiederkehr zu beurteilen; die Heldensage zeigt in der Geschichte Dietrichs von Bern eine instruktive Parallele dazu: die Usurpation wird, um ihr eine Rechtsunterlage zu geben, als Wiedererwerbung alten Besitzes hingestellt.

Im Volke hat sich der Kult Odins in den nordischen Ländern nicht mehr durchgesetzt, nur bei den herrschenden Klassen; vielleicht wäre er mit der Zeit noch tiefer eingedrungen, wenn nicht durch die Bekehrung auch diese Entwicklung abgeschnitten worden wäre. Andere Götter, die uns im Norden noch begegnen, spielten im Kult des Volkes in der Zeit, über die wir nach den Quellen urteilen können, ebenfalls eine verschwindende Rolle; auch bei solchen, in denen ältere einstmals vielleicht wichtige Gottheiten stecken wie Njǫrdr, Ullr, Fjǫrgynn, ist uns von einem allgemein verbreiteten Kult im Volke nichts mehr bekannt.

Was aus der nordischen Religionsgeschichte ferner zu erkennen ist, ist die Weiterentwicklung der religiösen Vorstellungen der herrschenden Kreise, der Fürsten, Krieger und Skalden, die sich unter Benutzung volkstümlicher Elemente, aber auch unter fremden Einflüssen eine eigene Götterwelt nach den ihnen vorschwebenden Lebensidealen aufgebaut und sie in ihren Dichtungen zum Gegenstand poetisch freier Darstellung gemacht haben.

Die sogenannte Vergeistigung der germanischen Götter d. h. die Loslösung von ihrem naturmythischen Hintergrund hat, wie wir wissen, bereits im Volke sowohl bei Süd- wie bei Nordgermanen begonnen. Die Rolle Thors in der Volksreligion ist anders gar nicht zu verstehn. Aber den Grad der Vergeistigung können wir hier nicht ganz erkennen. Auch in die Skaldenreligion ragen noch Züge, die dem alten Untergrund entstammen, hinein, sie werden aber gewiß nicht immer mehr in ihrem ursprünglichen Sinn verstanden; die Vergeistigung ist im übrigen fast restlos durchgeführt. Thorr ist nun nicht mehr nur der Schützer der Menschen gegen feindliche Dämonen, sondern der Schützer des Götterstaates gegen die Mächte des Umsturzes. Odinn tritt zwar noch als Wind- und Totengott an die Stelle alter tiergestaltiger Wind- und Totengottheiten, erscheint auch in der Sage noch als der Retter aus Seenot, stärker ausgebaut werden aber die anderen, im Süden erst angedeuteten Züge. Er wird der Herr der Runenweisheit, des Zaubers, der Dichtkunst. Er ist es, der nach einem aitiologischen Mythus, bei dessen Ausschmückung die Kultbräuche des Odinsopfers bestimmend mitwirkten, die Runen findet. Er ist der Gott, der von den dämonischen Mächten die Kenntnis der künftigen Dinge erwirbt, er ist endlich vollends der Herrscher in dem Götterstaat, den die Phantasie der Vikinger sich ausmalt, wie ein irdischer Herrscher thronend in Pracht und Glanz in der Götterburg Asgard. Und hier schaffen sich die Vikinger auch ihr eigenes Paradies. Totenreiche kannte man im Norden mehrere, bei Ran im Meere, bei Hel, der in dieser Zeit erst auftretenden Personifikation des Totenreiches selbst, endlich bei Odin, der nun aber nicht mehr als der alte Totenführer in der Sturmnacht die ruhelosen Seelen einherführt, sondern im Glanz von Walhall die Auserwählten der Toten, die im Kampfe gefallenen Helden, zu einem Dasein voll Genuß und Freude versammelt.

Aber nicht nur in der Ausschmückung der Situation, auch in der Systematisierung gefallen sich diese Kreise und dabei hat zweifellos das Muster — nicht das Material — der antiken Mythographen eingewirkt: die Götter werden genealogisch verknüpft, ihre Rollen genau verteilt und schließlich wird nach dem antiken Vorbild ein richtiges Pantheon von zwölf

Göttern aufgestellt, unter denen nun neben den alten Göttern wie Ullr, Hönir usw. auch eine Reihe junger Gottheiten auftreten, Heimdall, Freyja und vor allen Baldr, der ebenfalls erst dieser Zeit entstammt, ausschließlich dem Norden angehört — kein westgermanisches Zeugnis für ihn ist stichhaltig — und auch hier ein Gott ohne Kult ist.

Neu ist in diesen Vikingerkreisen entstanden auch die geordnete Kosmogonie und Eschatologie, neu nicht in ihren Elementen, die zum Teil uralt sind, aber darin, daß die alten Vorstellungen von Entstehung der Erde aus dem Leib eines Riesen, Entstehung der Menschen aus Bäumen in die Sphäre der Götter gehoben werden, die nun als handelnde auftreten. Ebenso sind alte Vorstellungen vom Weltende weiter ausgebaut worden: dämonische Mächte, unter ihnen auch einer in der Reihe der Götter selbst, der rätselhafte Loki, arbeiten am Untergang der Weltordnung und das ganze Leben der Menschen und Götter steht unter dem Schatten dieses in der Zukunft drohenden Schicksals, das die Vikingerzeit auch unter moralischem Gesichtspunkt betrachtet. Wohl kann der Untergang hinausgeschoben werden, aber er ist unausbleiblich: wenn die Schuld der einst sündlosen und dann in Schuld geratenen Götter und Menschen voll ist und der schuldlose Baldr durch Lokis Tücke gefallen ist, dann bricht das Ende herein. Aber nachher taucht eine neue Welt auf, und ein neues seliges Geschlecht von Göttern und Menschen wird sie bewohnen.

An diesen ganzen Gedankengang wie an einige der dabei besonders hervortretenden Gestalten, namentlich Baldr, knüpft sich die Frage, ob sie autochthon oder entlehnt sind. Die darüber entstandenen bekannten schwierigen und oft erregten Kontroversen scheinen nun ja allmählich auf einer mittleren Linie zur Ruhe zu kommen. Man sieht weder alles als entlehnt, noch alles als echt germanisch an. Die Grundlage der Vorstellung vom Untergang ist gewiß germanisch, aber in der Ausgestaltung der Kämpfe der Götter gegen ihre Widersacher hat man irische Einflüsse erkannt. Auch das Wiederauftauchen der neuen Welt wird einheimisch sein; denn eine absolute Vernichtung haben die Germanen gewiß ebensowenig als das Ende betrachtet, wie andere Völker. Aber die Ausschmückung der neuen Welt erweckt starken Verdacht christlicher Beein-

flussung, und sicher ist christlich der Mächtige, der zum Gericht kommen und über alle herrschen wird. Der Christengott wird hier als der höchste Herrscher über Götter und Menschen eingeführt, d. h. christliche Vorstellungen haben sich mit der heidnischen vermengt. Der Weg, auf dem solche christliche Vorstellungen zu den Vikingern kamen, führte über Irland. Man kann zweifeln wie weit die dabei entstehende Vermengung bewußt, wie weit sie unbewußt war. In der Voluspa, die uns die Geschichte vom Weltuntergang erzählt, ist sie meines Erachtens bewußt; es liegt wohl die Absicht vor, die heidnischen Vorstellungen vom Weltende mit der christlichen Lehre zu kombinieren, indem gesagt wird: wenn das Schicksal der heidnischen Götter sich erfüllt hat, wird der Höchste kommen, der über alle herrscht. So wird das Christentum geradezu als Vollendung, Fortsetzung und Ablösung des Heidentums dargestellt, und der Verfasser selbst wird wohl sagen wollen, daß die Zeit dafür nun angebrochen sei. Es ist dies ein Stück Theologie, und es ist bezeichnend, daß diese nur hier, wo fremde Einflüsse mitspielen, erscheint, während sie dem ganzen germanischen Heidentum sonst fremd ist.

Selbstverständlich darf man nun aber nicht glauben, daß solche Ideen auch im Volke geläufig gewesen seien, daß etwa das Heidentum der Nordgermanen schon vor der Bekehrung in größerem Umfang von christlichen Ideen durchsetzt gewesen wäre, die sozusagen die Bekehrung vorbereiteten. Dafür haben wir keine Belege; die Mischung blieb zweifelsohne auf die genannte Oberschicht des Volkes beschränkt. Erst in und nach der wirklichen Bekehrung ergab sich auch in der breiteren Unterschicht infolge des Fortlebens heidnischer Vorstellungen und Bräuche jener schon bei den Westgermanen erwähnte heidnisch-christliche Kompromiß, und in dieser Zeit war es vielleicht auch möglich, solche Ideen wie die von der Vollendung des Heidentums im Christentum im Volke zu propagieren.

Das Gesamtbild der germanisch-heidnischen Religion läßt sich in wenigen großen Zügen entrollen. Aus der Tiefe primitivster nnd wenig individueller religiöser Anschauung erwuchsen nur sehr langsam höhere Vorstellungen. Noch in späte Zeit reichen primitive und rohe Formen der Vorstellungen

wie des Kultes hinein. Eine Grenze blieb dem Germanen gezogen, die er nicht so leicht aus eigener Kraft überschritt. Aber im Westen weckte der römische Einfluß eine etwas raschere Entwicklung und im Norden hat die Blüte der Vikinger sich, zum Teil wieder unter fremdem Einfluß, die Götterwelt umgeformt nach ihrem eigenen Bilde. Hier allein findet sich das Idealbild germanischer Religion, das dem modernen Menschen so vertraut ist. Dem Christentum erlag diese Götterwelt leicht, nicht aber jene breite Jahrtausende alte Grundlage heidnischen Seelen-, Dämonen- und Zauberglaubens. Und es wiederholt sich in allen germanischen Ländern, auch im Norden, der gleiche Vorgang, daß das Christentum erst äußerlich vordringt, dann in den Seelen der Menschen neben das Heidentum tritt und schließlich offiziell wird, während sich das Heidentum aufs Altenteil zurückzieht, depossediert, verachtet, bekämpft und dann totgeschwiegen und doch schließlich allmächtig und siegreich im Weiterleben seiner primitiven Elemente im Volksglauben und Brauch bis auf den heutigen Tag.

Prinzipielle Fragen des Dramas.

Von Professor Dr. Robert Petsch in Liverpool.

I. Von der Entstehung des Dramas und dem Wesen des Dramatischen.

Das Thema, das mir für diesen Lehrgang von der Leitung des Freien Deutschen Hochstifts gestellt worden ist, schließt keine Ästhetik des Dramas in sich; eine solche kann und will ich hier nicht geben; ich vermag nur einige allgemeine Fragen zu erörtern, die sich auf das Drama beziehen, und das nicht auf dem deduktiven Wege einer „Ästhetik von oben", sondern, wie es aus meiner Berufsarbeit sich von selbst ergibt, auf Grund des Materials, das die Geschichte des Dramas und seiner Kritik uns an die Hand gibt. Nur eine Anzahl von Problemen kann hier in dieser Weise besprochen oder gestreift werden; ich will solche Fragen herausgreifen und solche Tatsachen aus der Entwicklung der dramatischen Kunst und der Ästhetik heranziehen, die mir für die Gegenwart von besonderer Bedeutung zu sein scheinen.

Die Literaturgeschichte zeigt uns, unterstützt durch die Ethnologie und die Völkerpsychologie, daß sich das Drama aus jener chorischen Urpoesie entwickelt hat, die als bedeutsamer Ausdruck des gemeinsamen Gefühlslebens bei den Naturvölkern heute noch besteht. Begabtere Individuen erfinden oder bereichern die Tanzfiguren oder gestalten den begleitenden Schrei zu artikulierten Gesängen, ja zu Strophengebilden um, deren Refrain von der Menge wiederholt wird; wo aber eine höhere Entwickelung des Ganzen nach Gehalt und Form erreicht wird, dient es zunächst immer religiösen bezw. magischen Zwecken. Prozessionen unter Führung eines Vorsängers suchen durch sakramentale Handlungen und durch den Vortrag entsprechender Formeln den Feldern Fruchtbarkeit zu sichern, und ausgeführtere mimische Darstellungen von Jagd, Krieg und Frauenraub sollen nach der Weise des Analogiezaubers

guten Erfolg bei bevorstehenden Unternehmungen verbürgen. Kampfspiele endlich, die noch heute nachleben, spiegeln den regelmäßigen Wechsel zwischen Sommer und Winter, Tag und Nacht. In den ältesten Zeiten versetzte sich wohl ein Zauberpriester durch berauschende Mittel in ekstatische Zustände, bis er des „Gottes voll" wurde und selbst als die Verkörperung der göttlichen Potenz gelten konnte. In späteren Zeiten ging der Rollentausch einfacher vor sich, aber noch in der heutigen Dichtung erinnert die „dramatische Substitution" an diese ältesten Grundlagen. Auch die aus Bewegung und Gegenbewegung zweier Halbchöre sich aufbauende, in sich geschlossene Handlung und der Dialog, der sich allmählich mehr auf die Chorführer beschränkte, gehen irgendwie auf jene primitiven Urdramen zurück. Aber nur bei den Griechen hat sich aus den Maskentänzen der Vegetationsdämonen und aus den tollen Scherzen der Erntefeste ein Drama in unserm Sinne entwickelt. Dazu trug nicht zum wenigsten die ernste Nebenbedeutung des Dionysos bei, dessen Kult von Thrakien hereindrang. Der Vegetationsgott war eben zugleich ein Herrscher der Abgeschiedenen, und seine Fruchtbarkeitsfeste waren zugleich Totenfeste; so mag sein Kultus aufgesogen haben, was von Toten- und Heroenfeiern bereits in Griechenland bestand. Möglich, daß solche Feiern schon dramaähnliche Formen angenommen hatten;[1]) jedenfalls erinnern im späteren, griechischen Trauerspiel die Totenklagen, Grabspenden und Kultgründungen an sie. „Dramatischer" aber waren jedenfalls die „Dromena" der mystischen Geheimkulte mit ihrer Peripetie, ihrem Wechsel von Freude und Leid, der auch dem eingeweihten Teilnehmer die Auferstehung vom Tode zum ewigen Leben verbürgen sollte. In die eleusinischen Mysterien aber mag wohl auch Aischylos, der Bürger von Eleusis, eingeweiht worden sein;[2]) seinem Genie war es vorbehalten, die mannigfachsten, lose nur miteinander sich berührenden Elemente zu einem organischen Kunstwerk zu verschmelzen, dessen tiefster Gehalt, dessen stoffliche Grundlagen, dessen innere Form durch die Neuerungen seiner nächsten Nachfolger nicht berührt

[1]) Vgl. Ridgeway, The origins of tragedy. Cambridge 1911.

[2]) A. Dieterich. Die Entstehung der Tragödie. In seinen „Kleinen Schriften", Leipzig 1912, S. 414 ff.

wurden und für die Entwickelung der ganzen Gattung durch zwei Jahrtausende einflußreich und zum guten Teil maßgebend bleiben sollten. Von ähnlicher Bedeutung aber wurde die im wesentlichen die attische Tragödie beschreibende „Poetik" des Aristoteles. An das winzige Büchlein des Stagiriten hat das späte Altertum vielen Scharfsinn gewandt, ihm hat die Renaissance dickleibige Kommentare gewidmet, an Aristoteles knüpfte die ästhetische Diskussion des französischen Klassizismus wieder an und abermals in seinem Namen versetzte Lessing eben dieser klassizistischen Ästhetik den Todesstoß. Mit Lessing aber und folglich auch mittelbar mit Aristoteles muß jeder sich irgendwie auseinandersetzen, der heute über Ästhetik des Dramas reden will; die „Poetik" leitet uns zum griechischen Drama zurück, das in irgend welcher Form immer wieder die Dichtung der Folgezeit beeinflußt hat; und wer moderne Dramen betrachten und sich ein vorurteilsfreies Urteil bewahren will, wird sich am besten immer vor Augen halten, wie auf demselben Grund und Boden so gar verschiedene Pflanzen, wie das französische und das italienische, das spanische und das englische Drama emporgewachsen sind. Stete Rücksicht auf die Geschichte lehrt uns bei der Beantwortung „prinzipieller Fragen" die Schmiege statt der eisernen Elle anwenden.

Die „Handlung" nennt Aristoteles die eigentliche Seele des Dramas, das eben keine bloße Seelenanalyse um ihrer selbst willen treiben soll; aber besser als er müssen wir im Auge behalten, daß bewußtes Handeln mit Naturnotwendigkeit aus den vorwaltenden Neigungen kraftvoller Menschenseelen entspringt. Wo immer wir den Willen des Menschen im starken Ringen mit Widerständen von innen, von außen und vielleicht auch von oben erblicken, da haben wir den Eindruck des „Dramatischen". Solche Eindrücke vermittelt natürlich nicht nur die Kunst der Bühne; so werden wir gut tun, mit einem neueren Ästhetiker zunächst von dramatischen Elementen der Poesie zu sprechen.[1]) Auch was wir Drama nennen, arbeitet mit noch andern poetischen Elementen, mit lyrischen und epischen, mit beschreibenden und

[1]) Vergl. Ernst Elster, Über die Elemente der Poesie und den Begriff des Dramatischen. Marburger akademische Rede, 1903.

reflektierenden; die Führung aber hat hier das dramatische Element, dem sich die überkommenen Formen des Dialogs und des Rollentausches als besonders günstig erweisen, und Dichter von feinem Stilgefühl haben sich immer gehütet, jenen andern Elementen einen zu breiten Raum im Drama zu gönnen. Auch hier wirken Individuum und Tradition unaufhörlich zusammen, um unter vielen Irrungen und Entgleisungen die geprägte Form lebend zu entwickeln, bis das Wesen immer reiner und klarer hervortritt. Ein Normaldrama freilich hat es weder im Anfang gegeben noch werden wir es je erleben. Im Hause der Kunst sind viele Wohnungen, in allen Formen aber lebt irgendwie das Dramatische. Um mit Elsters Worten zu reden:

„Aus der Tatsache, daß aus dem unendlichen Zusammenhang der wirkenden Kräfte die einzelnen Menschenkräfte zu isolierter Betrachtung herausgehoben werden, aus der Tatsache, daß sie selbständig gemacht werden, um sich auszuwirken und auszuleben und hierbei den Widerstand der Welt erfahrend, siegen oder untergehen — aus dieser einen Tatsache ergibt sich mit innerer Folgerichtigkeit die ganze weitere Entwicklung des dramatischen Elementes als eines durchaus selbständigen Inhaltes poetischer Darstellung." [1])

II. Vom Gehalt.

Die griechische Tragödie ist aus dem Geist des Zeitalters der Perserkriege geboren; auch das französische und das spanische, das englische und deutsche Drama — alle spiegeln weiterhin, bis in die Stoffwahl und Formenwelt hinein, die Kulturepochen, denen sie ihre Entstehung verdanken. An sich kann kein Gegenstand einen reinen, künstlerisch-dramatischen Eindruck in uns hervorrufen. Was den Rohstoff erst poetisch macht, ist der Gehalt, den der Dichter ihm nach Maßgabe seiner Persönlichkeit auf- und einzuprägen weiß, der die wirren Massen zur organischen Einheit formt. Sicherlich können triviale Gemeinplätze, z. B. für „Volksstücke" niederer Gattung, eine unsichtbare Grundlage abgeben. Je höher aber das Drama stehen soll, desto tiefer muß der Dichter greifen; und zumal „der Deutsche verlangt" (nach Goethe) „einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle

[1]) A. a. O. S. 9.

des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen so hoch gehalten wird". Eine unmittelbare Darlegung des Gehalts freilich, etwa durch Prologe und Epiloge, würde der moderne gebildete Mensch nicht mehr vertragen; wir empfinden es schon als eine aufdringliche Bevormundung unserer Freiheit und als eine Durchbrechung der Illusion, wenn durch den Mund einer „Räsonneur-Figur", wie des Grafen Trast und seiner weitläufigen Verwandtschaft an unser moralisches oder soziales, religiöses oder nationales Bewußtsein appelliert wird. Unmerklich und doch mit unfehlbarer Sicherheit zwingt uns der wahrhaft geniale Poet, die Dinge mit seinen Augen anzusehen; „Im gemeinen Leben", sagt Lessing, „mögen wir glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben was er will." Freilich, um „der Dichtung heilige Magie" mit solcher Kraft zu betätigen, muß der Künstler uns von einem Doppelten zu überzeugen vermögen: von der inneren Notwendigkeit, daß ein Mensch von der und der Beschaffenheit unter den und den Umständen in solche Kämpfe hineingerät und von der Wahrscheinlichkeit, daß sein Streben unter den gegebenen Verhältnissen diesen oder jenen bestimmten Erfolg und Ausgang hat. Freilich läßt sich auch denken, daß der Dichter etwa seinen Helden von einem plötzlichen Schlage hinraffen läßt, den wir weder ahnen, noch, wenn er eintritt, recht begreifen können, und er mag uns dadurch auf einen Augenblick stark erschüttern; aber wenn wir solche Ereignisse im Leben wohl gedankenloserweise „tragisch" nennen, so pflegt doch in der Kunst unser Gefühl reiner zu reagieren und wir empfinden so etwas eher als beklemmend oder als „gräßlich", um mit Aristoteles zu reden. Das reine Kunstwerk gründet sich auf die tiefste, mit dem Gefühl erfaßte Notwendigkeit.

„Das Genie", sagt Lessing, „können nur Begebenheiten beschäftigen, die ineinander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschließen, alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen können: das ist seine Sache, wenn es in dem Felde der Geschichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrungen des Geistes zu verwandeln." [1])

Das ist ungefähr dasselbe, was Aristoteles meint, wenn er sagt, die Dichtung sei philosophischer als die Geschichte;

[1]) Vergl. Lessing, Hamburgische Dramaturgie Stück 30.

wohl arbeitet die Geschichtsforschung heute anders, als zur Zeit eines Aristoteles und selbst eines Lessing — aber wenn sie nun in das ungeheuer komplizierte Seelenleben des Zeitgenossen und in das einfachere, aber auch fremdartigere des antiken Menschen mit sicherer Hand hineinzufühlen vermag, so verdankt sie das der klassischen Dichtung, besonders der Deutschen; große Historiker der Gegenwart gestehen uns, daß ihre Arbeitsweise einen fast künstlerischen Charakter trage, daß ihre Lust am Werke vorwiegend ästhetischer Art sei. Der moderne Geschichtsschreiber so gut wie der Dichter muß sich über das immer Wiederkehrende und Notwendige im Menschenleben mit dem Leser irgendwie verständigen; freilich braucht er dazu kein kritisch durchgearbeitetes und wohl formuliertes System — seine Weltanschauung mag des Unhaltbaren, Unausgeglichenen, ja Widerspruchsvollen genug haben; wenn nur in dem künstlerischen Ganzen gewisse feste Umrisse sich wahrnehmen lassen, wenn es nur die Persönlichkeit mit ihrem Wollen und Glauben, den Menschen mit seinem Widerspruche spiegelt und eindrucksvoll genug ist, auch den Zuschauer in seinen Bann zu ziehen.

„Keiner Widerlegung" (sagt Theodor Lipps) „bedarf jegliche Theorie des Tragischen, die von uns fordert, daß wir angesichts des tragischen Kunstwerks von diesem uns wegwenden und irgendwelchen optimistischen oder pessimistischen Welt- oder Lebensanschauungen nachhängen und über das Ergebnis derselben uns freuen sollen. Die Tragödie lehrt uns nun einmal nichts dergleichen; sondern sie gibt, was sie gibt: das Tun der Schicksale bestimmter Menschen."[1]

Aber selbst Theodor Lipps, der dem Schulgeschwätz von „Schuld und Sühne" und „poetischer Gerechtigkeit" usw. mit erfrischendem Ungestüm zu Leibe geht, muß doch zugeben, daß jeder Künstler in einem gewissen Sinne Weltanschauung haben muß: „wenn nämlich unter Welt die Welt des Kunstwerkes verstanden wird. Diese Welt ist seine Welt, und diese Welt allerdings muß ihm, indem er sie schafft, Gegenstand einer klaren, einheitlichen und von innerer Wahrheit erfüllten Anschauung sein. Eben diese Weltanschauung soll dann gewiß auch der Betrachter gewinnen."[2] Der Dichter soll

[1] Th. Lipps, Ästhetik I, 571 f.
[2] Th. Lipps, Der Streit über die Tragödie, 10 f.

also seine „kleine Welt" in Ordnung halten, wie auch Otto Ludwig in seinen Erörterungen über den „poetischen Realismus" betont.

„Es handelt sich hier von einer Welt, die von der schaffenden Phantasie vermittelt ist, nicht von der gemeinen; sie schafft die Welt noch einmal, keine sogenannte phantastische Welt, d. h. keine zusammenhangslose, im Gegenteil, eine, in der der Zusammenhang sichtbarer ist, als in der wirklichen, nicht ein Stück Welt, sondern eine ganze, geschloßne, die alle ihre Bedingungen, alle ihre Folgen in sich selbst hat. So ist es mit ihren Gestalten, deren jede in sich so notwendig zusammenhängt, als die in der wirklichen, aber so durchsichtig, daß wir den Zusammenhang sehen, daß sie als Totalitäten vor uns stehen ... Es ist eine ganze Welt; in Geschlossenheit so mannigfaltig, wie das Stück wirklicher Welt, die wir kennen .... Eine Welt, die in der Mitte steht zwischen der objektiven Wahrheit in den Dingen und dem Gesetze, das unser Geist hineinzulegen gedrungen ist, eine Welt, aus dem, was wir von der wirklichen Welt erkennen, durch das in uns wohnende Gesetz wiedergeboren. Eine Welt, in der die Mannigfaltigkeit der Dinge nicht verschwindet, aber durch Harmonie und Kontrast für unsren Geist in Einheit gebracht ist; nur von dem, was dem Falle gleichgiltig ist, gereinigt. Ein Stück Welt, solchergestalt zu einer ganzen gemacht, in welcher Notwendigkeit, Einheit nicht allein vorhanden, sondern sichtbar gemacht sind.[1])

Die grundlegende Bedeutung der Weltanschauung des Dichters in diesem Sinne dürfte klar sein. Es ist sehr wichtig für die gesamte künstlerische Arbeit, ob der Dichter auf mittelalterlich-katholischem oder auf modern-rationalistischem Standpunkt steht, ob er dem Individuum oder der Masse die höhere Bedeutung im Volksleben zuspricht, ob er in dem Weltprozeß ein mehr oder minder zusammenhangloses Conglomerat von Massenteilchen und ihren Verbindungen sieht oder daran glaubt, daß dieses Ganze auch einen Sinn habe. Für das künstlerische Schaffen aber werden diese großen Zusammenhänge erst bedeutsam, insofern sie der Dichter mit dem Gefühl erfaßt. Zwischen dem Weltbilde, das er schafft und der Weltanschauung, die er mit mehr oder weniger deutlichem Bewußtsein im Busen trägt, steht seine stets sehr ausgesprochene Lebensstimmung. Wie es unabsehbar viele Zwischenstufen gibt zwischen dem kräftigen, lebenbejahenden „Ja, also-Menschen" und den zweifelnden, zögernden „Ja, aber-Naturen", so finden wir unzählige Möglichkeiten von ästhe-

[1]) Otto Ludwig, Werke. Hg. v. Stern und Erich Schmidt, Band V, S. 458 f.

tisch-fruchtbaren Lebensbestimmungen bald mehr erfreuender, bald mehr niederdrückender Art.

Unter allen diesen Lebensstimmungen eignen sich nun zwei vor allem für das Drama, weil sie selbst aus einer Auffassung des Lebens unter dem Gesichtspunkt des Gegensätzlichen hervorgehen: das Tragische und das Komische. Dramatisch kann dies Gegensätzliche natürlich nur wirken, wenn es als Zusammenprall starker Willensrichtungen erscheint. Denn im Drama ist alles auf seelische Kraftentfaltung angelegt, die sich vom Kunstwerk aus auf uns selbst überträgt. Darum ist das Rührende die verhältnismäßig schwächste ästhetische Erregung, auf die ein Drama begründet werden kann, so zahllos und so erfolgreich die Rührdramen zu allen Zeiten gewesen sind; wohl arbeiten auch sie mit einer gewissen Spannung, die nur unsern innersten Menschen nicht ergreift; aber wenn auch die Auflösung dieser Spannung eine gewisse Auffrischung bedeutet, so beruht doch jede Rührung zum überwiegenden Teile auf Erschlaffungsgefühlen und ist somit undramatisch. Das Rührstück kennt eben nur Scheinkonflikte. Ich rede hier nicht von einzelnen rührenden Zügen und Szenen, wie sie jedes ernste Drama brauchen kann (man denke z. B. an Wotans Umstimmung am Schluß der „Walküre"); aber dramatische Handlungen, die sich ganz um schwache, hilflose oder doch noch jugendlich unentwickelte Charaktere ohne menschliche Bedeutsamkeit drehen, wie Halbes „Jugend", wie der „Traumulus" oder selbst „Rosenmontag" — sie wirken vorzugsweise rührend und somit mehr traurig, als tragisch, weil diese Figuren viel zu schwach sind, um sich zu Trägern aufreibender Konflikte von weittragender, menschlicher Bedeutung zu entwickeln.[1]) Wahrhaft tragische Wirkung übt nur eine imponierende, durch die Kraft ihres inneren Lebens überragende Gestalt, die vor unseren Augen in ein ungewöhnlich schweres Leid, vielleicht in den inneren Untergang, meistens in den Tod getrieben wird; auch Aristoteles will keine Engel und Teufel, sondern Menschen von Fleisch

[1]) Vergl. zum Folgenden besonders Volkelts System der Ästhetik, Band II, S. 293 ff., wo er den Inhalt seiner trefflichen „Ästhetik des Tragischen" knapp zusammengefaßt und das Ganze auf eine breitere, allgemein-ästhetische und psychologische Basis gestellt hat.

und Blut mit ihren Leidenschaften und „Fehlern" auf der Bühne sehen, aber er weiß doch, daß jede echt tragische Person den gemeinen Durchschnitt irgendwie überragt. Wir werden zum mindesten das Menschlich-Bedeutungsvolle als den einen unentbehrlichen Faktor der tragischen Stimmung bezeichnen müssen; die dramatische Handlung aber erweckt und verstärkt beständig ein ganz eigentümliches Kontrastgefühl zwischen unserer Sympathie mit dieser hervorragenden Persönlichkeit und dem Schicksal, das sie tatsächlich erleidet; soll dieser Widerspruch nicht als unerträglich empfunden werden, so muß der Einzelfall notwendig in eine größere Kette von Erfahrungen eingefügt, unser ganzes Stimmungsleben in die entsprechenden Bahnen gelenkt werden. Mögen wir im übrigen mehr zum Optimismus oder Pessimismus neigen, der echte tragische Dichter weiß uns für die Dauer der Handlung zu überzeugen, daß echte Größe immer den Keim des Untergangs in sich trägt; wahre Tragik erwächst also auf dem Boden pessimistischer Grundstimmung und löst sie in uns aus. Aber es bleibt meist nicht bei dem niederdrückenden, beklemmenden Eindruck; auch die untergehende Größe weiß uns zu erheben und damit kommt ein neuer Einschlag in das Stimmungsgewebe. Je nach seiner Lebensstimmung und nach der Art seines Milieus wird der Dichter dies Gegengewicht des Pathetischen im engeren Sinne verschieden behandeln. Der Held kann sich in trotzigem Mute gegen die Macht stemmen, die ihn vernichtet, oder mit stoischem Gleichmut die Schrecken des Todes überwinden; er mag sich ekstatisch in eine bessere Welt des Jenseits versetzen oder als moralisches Wesen sich an die Idee anklammern, für die er starb oder die ihm im letzten Augenblick als Krönung seines Erdendaseins erscheint. Die Erhebung kann also auf gar mannigfaltige Weise bewirkt werden; wo sie aber ganz ausbleibt, wie in vielen Tragödien des Naturalismus, da haben wir es bei näherem Zusehen meist wieder nur mit dem Traurig-Rührenden zu tun. Echte Tragik erregt ein erschütterndes Nach- und Gegeneinander von herber Unlust und reinster Lust, wie sie beide der Mensch nur in den besten Augenblicken der Erhebung zum Allgemeinen, zum Ungeheuren verspüren kann.

Auch das verderbliche Leiden des Helden kann sehr verschiedener Art sein. Da wirkt, je nach der Weltanschauung des Dichters und seiner Zeit, der Zorn oder die Allmacht der Götter, der blinde Wille des Schicksals oder bloßer Zufall; da erscheinen feindliche Naturereignisse, widrige soziale und politische Verhältnisse oder auch gefährliche Feinde als tragische Gegenmächte; am bedeutsamsten ist für die moderne Tragödie das Ringen innerer Gewalten geworden, welche die Brust des Helden aufwühlen und seine Persönlichkeit zu zerreißen drohen. Johannes Vockerath ist ein freiheitsdurstiger Forscher und hat doch keine freie Seele; die Ketten, die ihn an seine Familie schmieden, sind ihm durchs Herz gewachsen und um sie zu sprengen, müßte er sich selbst zerfleischen. Sein Beispiel zeigt, daß der Kampf im Inneren nicht notwendig zwischen Leidenschaft und sittlichem Bewußtsein ausgefochten werden muß. Natürlich gibt es eine Tragödie der Schuld, aber sie ist nur eine unter vielen möglichen Formen. Aristoteles spricht von einem „Fehler" des Helden; frühzeitig deutete man den Fehler als Schuld oder Verbrechen; im 17. Jahrhundert noch galt die blutigste Tragödie für die beste; spätere Zeiten waren milder, aber noch Gervinus interpretierte Shakespeares Helden so mühselig moralische Verschuldungen an, wie sie Geibel in den Brunhildestoff hineinkonstruierte. In Wahrheit kommt es bei jeder Tragödie nur auf den ursächlichen Zusammenhang zwischen Charakter, Handlung und Schicksal an und in diesem Sinne hat denn auch Lipps in neuerer Zeit die Lehre des Aristoteles tief und fein dahin gedeutet: der Held sei nicht des Todes schuldig, aber er sei an seinem Tode schuld. Das ist fruchtbarer und wertvoller als selbst Hebbels Theorie, der jede konkrete, oder wie er sagt, anekdotische Verschuldung ablehnt und die eigentlich tragische Schuld in der Versündigung gegen das Ganze durch die Tatsache des individuellen Daseins erblickt; auch das ist nur eine besondere Form der Tragödie, die sich auf eine ganz bestimmte (durch Schellings Philosophie bedingte) Weltanschauung gründet. Die Erklärung von Lipps aber gilt für jede dramatische Dichtung, die auf dem Boden einer echt tragischen Lebensstimmung erwachsen ist.

Von ebenso hervorragender Bedeutung für das Drama

ist dann die **humoristische** Stimmung, die bedeutungsvollste Erscheinungsform des Komischen; nach Volkelt[1]) darf freilich das Komische in seinen einfacheren Formen dem Tragischen nicht ohne weiteres beigeordnet werden; es beruht auf einer völlig anderen Bewußtseinshaltung, auf einem freien, geistigen Spiel mit den Dingen, die ernst genommen sein möchten und von denen doch unser Gefühl uns mit einer gewissen Plötzlichkeit überzeugt, daß wir sie, mindestens unter dem von uns eingenommenen Standpunkt, nicht ernst nehmen können. Damit ist aber gleich auf den eigentümlichen Konflikts-Charakter der komischen Auffassung der Welt hingewiesen, der sie zum brauchbaren Hebel dramatischer Wirkungen macht; auch hier etwas von einer Spannung, die uns nicht quält, sondern unser Selbstgefühl hebt, weil die Möglichkeit ihrer Lösung zugleich in unserem Bewußtsein vorhanden ist. „Wir fühlen uns im Spannungsanlauf und zugleich von der Spannung entlastet, wir fühlen uns in aufstrebender, anschwellender und zugleich in dahinsinkender Bewegung;"[2]) Scheinwerte lösen sich vor unseren Augen in sich selbst auf und erfüllen uns mit spielender Überlegenheit, und schließlich überschauen wir die ganze Welt mit souveräner Freiheit, wenn nur die nötigen Grundlagen zu solcher vornehmen Geisteshaltung in uns verhanden sind. Denn die höchsten Formen des Komischen fordern eine durchaus humane und urbane, selbsterrungene Weltanschauung, die sich in steter, dialektischer Entwicklung befindet. Das fortdauernde Nicht-Ernstnehmen des Ernsten, das Spielen mit dem scheinbar Festen und Unverrückbaren ohne verbissenen Skeptizismus und ohne den grundsätzlichen Verzicht auf immer höhere Erkenntnis ist das eigentliche Wesen jener „sokratischen Ironie", nach der die Romantiker strebten. Je ernster und tiefer die Zeit ist, um so mehr bedarf sie der Komödie, um mit sich selbst ins Gleichgewicht zu kommen;[3]) es ist kein Zufall, daß das englische Volk in

---

[1]) Vergl. zum folgenden auch Karl Holl, Zur Geschichte der Lustspieltheorie. (Literarhistorische Forschungen XLIV), Berlin 1911.

[2]) Volkelt, System der Ästhetik II 382.

[3]) Vergl. Volkelt a. a. O. S. 530 f.: „Die höchste Leistung der subjektiven Komik würde darin bestehen, die Willkür der komischen Vorstellungsverbindungen mit tiefen Blicken in die Zusammenhänge der Wirklichkeit

seiner höchsten Blütezeit einen Shakespeare hervorbrachte, der die tiefernste Auffassung der Welt und ihrer zerreibenden Rätsel und Qualen mit so wundervollem Humor zu übergolden wußte. Auf der andern Seite hat der Dichter der „Minna von Barnhelm" das Lustspiel so weit vertieft, daß seine Wirkung stellenweise ans Tragische streift und noch in neuester Zeit hat Schönherr Tragik und Komik in meisterhafter Weise verbunden. Die reine Komödie wird sich übrigens nicht an das Leidenschaftsleben des Menschen halten, dem gegenüber es kaum eine freudvolle Erhebung des Gemütes geben kann, sondern an Konflikte, die dem intellektuellen Leben entspringen, vor allem den Vorurteilen und andern Schrullenhaftigkeiten des Menschen. Hier läßt sich Ernst und Scherz am leichtesten vermählen; hier gedeiht übrigens auch jene ernste Mischgattung am besten, die wir Schauspiel nennen; da ist die Handlung vorwiegend ernst, aber wir fühlen von Anfang an, daß die Entwicklung nicht zum leidvollen Untergange einer wertvollen Persönlichkeit führen muß. Haben wir erst einmal in die hoheitsvolle Seele Iphigeniens hineingeblickt, so wissen wir auch, daß sie den Bruder von den Furien befreien wird, die ihn verfolgen: im Grunde hat er ja seine blutige Tat nicht aus Leidenschaft begangen, sondern unter dem Zwange der altüberkommenen Vorstellungen von grausamen Göttern, die verlangen, daß Blut durch Blut gesühnt werde; gelingt es, seiner Seele eine reinere Auffassung des Göttlichen einzuflößen, so wird er wieder mit hellen Augen in die Welt schauen können. Hier besteht also der „gute Ausgang" zu Recht, der bei tragischen Handlungen immer eine Versündigung am heiligen Geiste der Kunst bedeutet. Ein befriedigendes Schauspiel stellt besonders hohe Anforderungen an die Reife des Dichters und jedenfalls war keine Epoche der Menschheit zu solcher Auffassung und Wiedergabe des Lebens berufener

---

zu vereinigen, in die spielenden komischen Beleuchtungen zugleich gehaltvolle Weltbetrachtung einfließen zu lassen . . . . Der Humor hat sein Ergötzen am Spiel, seine unbefangene Freude an komischen Überraschungen, er schwelgt in komischen Ungeheuerlichkeiten, er gebärdet sich närrisch und grimassenhaft, und dennoch hat er zugleich erkennendes Interesse, betrachtet die Welt mit den Augen eines erfahrungsgesättigten, vom Leben gereiften Weisen, dringt philosophisch bis zu den letzten Fragen und Rätseln vor."

und geschickter, als die Blütezeit des deutschen Humanismus, die uns mit „Iphigenie“, „Nathan“ „Wilhelm Tell“ und dem „Prinzen von Homburg“ beschenkte.

III. Von der Stoffwahl und von der inneren Form.

In seiner „Poetik“ stellt Aristoteles fest, daß die griechische Tragödie mit vornehmeren, die Komödie mit gewöhnlicheren Charakteren zu tun habe; schon das späte Altertum hat diese Stelle mißverstanden und an die Stelle der ethischen Scheidung, die natürlich den verschiedenen Stimmungsgehalt beider Gattungen mit andeutet, eine soziale gesetzt; das Mittelalter, (soweit es sich überhaupt mit dem Drama theoretisch befaßte) und die Renaissancepoetiker und ihre Nachfolger, bis in die Tage Gottscheds und Lessings hinein, hielten an der Lehre fest, die Tragödie solle die verbrecherischen Handlungen und das blutige Schicksal der Großen dieser Erde beklagen, die Komödie aber die Torheiten des kleinen Mannes lächerlich machen; so wurzelte jene in der Geschichte, diese im häuslichen Leben usw.[1]) Seit dem Erwachen des Mittelstandes wurden dann allmählich die alten Schranken durchbrochen und Lessing hob mit „Miß Sara Sampson“ das bürgerliche Trauerspiel auf eine ungeahnte Höhe. Im 14. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie“ dekretierte er:

„Die Namen von Fürsten und Helden können einem Stücke Pomp und Majestät geben; aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicherweise am tiefsten in unsere Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen, und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter.“

Damit hat Lessing im wesentlichen das Richtige getroffen; es handelt sich für die Kunst um die menschliche Bedeutung des Stoffes, nicht um den sozialen Lebenskreis, dem er entnommen ist. Und ob einzelne Berufsklassen und Lebensgebiete besonders ergiebig für epische oder für dramatische, für tragische oder für komische Wirkungen sind, das hängt zuletzt von rein ästhetischen, nicht aber von konventionellen Bedingungen

[1]) Vergl. meine Einleitung zu Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn über das Trauerspiel, Leipzig 1910, S. XI f.

irgendwelcher Art ab, die immer eine Gefährdung der Kunst bedeuten.

Der junge Goethe spricht sich in ähnlichem Sinne aus und führt uns weiter:

„Der Künstler mag die Werkstätte eines Schusters betreten, oder einen Stall, er mag das Gesicht seiner Geliebten, seine Stiefel, oder die Antike ansehen, überall sieht er die heiligen Schwingungen und leisen Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet. Bei jedem Tritte öffnet sich ihm die magische Welt, die jene großen Künstler innig und beständig umgab, deren Werke in Ewigkeit den wetteifernden Künstler zur Ehrfurcht hinreißen, alle Verächter, ausländische und inländische, studierte und unstudierte, im Zaume halten, und den reichen Sammler in Kontribution setzen werden. Jeder Mensch hat mehrmals in seinem Leben die Gewalt dieser Zauberei gefühlt, die den Künstler allgegenwärtig faßt, dadurch ihm die Welt ringsumher belebt wird.... Wem hat nicht in Gegenwart seines Mädchens die ganze Welt golden geschienen? Wer fühlte nicht an ihrem Arm Himmel und Erde in wonnevollsten Harmonien zusammenfließen? Davon fühlt nun der Künstler nicht allein die Wirkungen, er dringt bis in die Ursachen hinein, die sie hervorbringen. Die Welt liegt vor ihm, möcht' ich sagen, wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er sich des Geschaffenen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er sie hervorbrachte und in denen sie besteht."[1])

Mag man nun die harmonistische Weltanschauung teilen oder nicht, die Goethe hier als Jünger Shaftesburys vorträgt — auf alle Fälle ist es richtig, daß der Künstler nur einen Stoff wählen kann und darf, an dem die Konflikte des Lebens, wie er sie auffaßt, sich mit unzweideutiger Bestimmtheit darstellen und ausdrücken lassen. Jedes Stoffgebiet hat seine besondern Vor- und Nachteile. Geschichtliche Quellen bieten ein reiches Tatsachenmaterial und oft genug auch eine ausreichende Motivierung dar; aber unsre Gegenwart hat längst die Gewißheit in sich aufgenommen, daß die Menschen der Vorzeit nicht an denen der Gegenwart zu messen sind; so steht sie dem historischen Drama nicht so naiv gegenüber, wie die Zeitgenossen unsrer Klassiker und fühlt sich doch andererseits durch die archäologische Filigranarbeit des „Florian Geyer" ernüchtert; zwischen rücksichtsloser Modernisierung und pedantischer Treue hat Schönherrs „Glaube und Heimat" eine glückliche Mitte gefunden — freilich erhalten sich auch gerade beim Bauernstande die Formen des seelischen Lebens am

[1]) Goethe, Nach Falconet und über Falconet. Werke, Weimarer Ausgabe, Band XXXVII, S. 316 f.

allerzähesten. — Ähnliche Schwierigkeiten machen mythologische Stoffe, die zwar ewig-wiederkehrende, allgemein-menschliche Motive in großartiger Steigerung darbieten, dafür aber der Darstellung des unendlich verfeinerten modernen Seelenlebens unübersteigbare Schranken ziehen. — Und ganz moderne, frei erfundene Sujets lassen oft wieder die großen Linien und damit das Menschlich-Bedeutsame nicht scharf genug hervortreten. Mag aber der Dichter seinen Stoff hernehmen, wo er will, die Hauptsache liegt in der Behandlung. Der Stoff als solcher hat für die Dichtung gar keine Bedeutung, sondern erst das Abbild davon, das der Künstler durch „gefühlsbeseeltes Anschauen" in sich erzeugt. Mit dem ersten Blick beginnt bereits das „Formen" und nur der Gegenstand kann ihn zum Schaffen reizen, der ihm sogleich etwas von seinem Werde- und Lebensgesetz verrät oder zu verraten scheint. Indem der Dichter in die innere Formbarkeit seines Stoffes, der Dramatiker in den als notwendig erscheinenden Konflikt innerhalb eines Komplexes von Gestalten und Tatsachen eindringt, wird er erst zum „Epitomator" der Natur, der Geschichte, des Lebens. Zugleich verschwindet jeder bloß stoffliche, bloß empirische Anteil an dem Gegenstande und der echte Künstler weiß auch den Genießenden mit auf seine Höhe zu heben.

Aller Drang nach sinnlichem Genusse, aber auch alle religiösen, sittlichen, politischen und sonstigen nicht-ästhetischen Bestrebungen schweigen dann in unserer Seele; wo sie sich dennoch regen, bedeuten sie eine Beeinträchtigung unseres ästhetischen Verhaltens. Volkelt, der die Lehre vom „interesselosen Wohlgefallen" mit Recht in ihre Schranken zurückweist, beschreibt das eigentümliche Willensleben des Menschen im ästhetischen Zustande. Da sind einerseits Zustandsgefühle: „Freudiges Emporstreben zu allem Großen und Heiligen, Sehnen nach einem freieren, beglückenderen Dasein, ermutigende Gewißheit von dem Guten und Tüchtigen im Menschenherzen, aber ebensosehr Grauen vor den furchtbaren Geheimnissen der Welt, banges Zagen wegen der Gefahren des menschlichen Lebens, Widerwillen vor den Gemeinheiten der menschlichen Natur und dergl. Und dann Teilnahmsgefühle wie Bewunderung, Verehrung, Mitleid, Liebe, Furcht, Abscheu."[1])

[1]) Volkelt, System der Ästhetik I, 507 ff.

Nur Stoffe, die bei rechter Behandlung solches hergeben können, sind eben künstlerisch wertvoll und soweit sie Willenskonflikte enthalten, dramatisch, mögen sie im übrigen anständig oder anstößig, religiös oder zweiflerisch oder religionsfeindlich, preußisch oder polnisch, patriotisch oder vaterlandslos oder sonst etwas sein. Und nur da kann von echter Kunst die Rede sein, wo die Tendenz jeder Art ausgeschieden und das bloß Stoffliche von der künstlerischen Anschauung verschlungen worden ist.

IV. Von der äußeren Form.

Was die äußere Form des dramatischen Kunstwerks anlangt, so lassen sich hier natürlich so wenig allgemein-verbindliche Regeln geben, als für die Stoffwahl. Jeder tiefe, menschlich-bedeutungsvolle Gehalt bringt seine Form mit und alle äußeren Ausdrucksmittel sind nur darauf berechnet, die „innere Form", die der gewählte Ausschnitt aus dem Leben unter dem Einfluß der Lebensstimmung des Dichters bereits empfangen hat, zum Ausdruck zu bringen und das geheime Band zwischen dem Zuschauer und dem Dichter zu schlingen; beim Drama gilt es dann natürlich vor allem, den eigentlich dramatischen Werten zur vollen Wirkung zu verhelfen. Für die packende Herausarbeitung der in sich geschlossenen, konflikthaltigen Handlung kann keine noch so bunte Ereignisfülle, keine biographische Vollständigkeit Ersatz gewähren. Freilich müssen in der Zuspitzung und Lösung des Hauptkonflikts die wesentlichen Grundzüge des Charakters zu einer eindringlichen genetischen Darstellung gelangen; von dem Höhepunkte des Konfliktes aus sind auch, wie von einem freien Bergesgipfel her, die vor dem Beginn der Handlung liegenden Entwicklungsstadien und alles, was von der Zukunft zu erwarten ist, zu betrachten und nach den verkürzenden „Gesetzen der Erinnerung" darzustellen. Der saubern Herausarbeitung der eigentlichen dramatischen Handlung und ihrer menschlichen Bedeutsamkeit haben sich alle einzelnen Formen unterzuordnen. An sich hat keine von ihnen absolute Geltung.

Das gilt denn gleich von der Einteilung in Akte; daß sie nicht unbedingt notwendig ist, zeigt Kleists „Penthesilea"; aber sie ist außerordentlich förderlich und nicht bloß, insofern

sie dem Zuschauer Zeit zur Ruhe und Sammlung gibt; die Akteinschnitte zwingen den Dichter, sich selbst und uns über die innere organische Gliederung seiner Handlung genaue Rechenschaft abzulegen; es liegt im Wesen des Konfliktes, der doch durch das Gegeneinanderstreben individueller Kräfte zustande kommt, daß bald die eine, bald die andere unter ihnen das Übergewicht erlangt, bis nach mehrfach wiederholtem Ringen die Hauptentscheidung fällt und jenachdem ein plötzliches Ende oder ein allmähliches Ausklingen erfolgt. Die Aktgliederung hilft uns den Rhythmus dieses Prozesses besser verstehen, sie läßt uns die organische Entfaltung des Kunstwerks bis in seine Einzelheiten hinein miterleben.

Das rhythmische Anschwellen und Abklingen der Stimmung ist natürlich durch den Ablauf der Handlung und dieser durch die Intentionen des Dichters bestimmt. Nur er kann über die Zahl und Anlage der Aktschlüsse entscheiden, nicht die Tradition. Wenn z. B. das naturalistische Drama meist bei der Vierzahl der Akte stehen geblieben ist, so liegt das nicht an einem besonderen Mangel an künstlerischer Feinfühligkeit und Gewissenhaftigkeit, sondern mindestens gerade so oft daran, daß dieses Drama mehr triebhafte Menschen schildert, die unter dem Zwange des Milieus zusammenbrechen und von dem Augenblicke an, wo sie ihre Ohnmacht erkennen, keinen nachhaltigen Kampf mehr zu führen vermögen.

Über den Aufbau des Dramas im einzelnen hat Aristoteles sehr wenig und Lessing nicht viel mehr gesagt; sie waren sich dessen bewußt, daß das ernste Drama eben vor allem das Leiden des Helden darzustellen hat und daß alle einzelnen Mittel, wie Erkennungsszenen oder Glücksumschläge, nur nach Maßgabe des sicheren Gefühls dafür zu verwenden sind, wie sich jenes Leiden des Helden in dem gewählten Stoffe am besten ausdrücken läßt. Immerhin haben sich im Laufe der Jahrhunderte gewisse Gewohnheiten in der rhythmischen Gliederung des dramatischen Kräftespiels herausgebildet, ohne doch eigentlich zum starren Regelzwange zu führen; denn die berüchtigten Einheitslehren der Franzosen bezogen sich ja, mit Ausnahme der selbstverständlichen Forderung einer einheitlichen Handlung, auf eine mehr äußerliche Regelmäßigkeit. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, inmitten einer Generation,

die dem dramatischen Wirken Hebbels, Otto Ludwigs und Richard Wagners mit ziemlicher Verständnislosigkeit gegenüberstand und die das Heil von einer mehr oder minder mechanischen Nachahmung der Klassiker erwartete, begann man die „Regeln" des Dramas gewissermaßen auf Flaschen zu ziehen. Gustav Freytag hat in seiner „Technik des Dramas" mit großer Literaturkenntnis und nicht ohne feine künstlerische Beobachtung ein Durchschnittsbild vom Ablauf der tragischen Handlung gezeichnet. Bei aller Liberalität im einzelnen macht aber der vielberufene Abschnitt seines Buches mit dem ominösen Titel „Fünf Teile und drei Stellen des Dramas" doch einen schulmeisterlich-unbehilflichen Eindruck und er hat unermeßlichen Schaden angerichtet bis auf die jüngste Zeit, indem er Hunderte von Lehrern dazu verleitet hat, im Unterricht die Meisterwerke der dramatischen Literatur auf unbarmherzige Weise zu zerpflücken; da tritt ein ödes Nachrechnen und Schematisieren an die Stelle des nachfühlenden Respekts vor der künstlerischen Weisheit, die sich in jedem Werke wieder auf neue und eigenartige Weise offenbart.

Hüten wir uns aber vor dem Regelmachen, so können wir jeder formalen Eigenheit, die irgendwann einem Drama zu starker und reiner Wirkung verholfen hat, bleibenden Wert unter den gleichen Umständen zugestehen. Niemand wird heut mehr verlangen, daß die Handlung jedes Dramas sich in einem Zeitraum von wenigen Stunden oder auch nur von anderthalb Tagen an einem und demselben Orte, womöglich gar in demselben Zimmer abspiele; dennoch hat selbst Lessing, der die französische Doktrin zertrümmerte, in seinen Meisterdramen sparsam mit Zeitverbrauch und Ortswechsel gewirtschaftet und der Götzdichter hat in der kondensierten Handlung seiner „Iphigenie" ein wahres Musterbeispiel für die „Einheitslehre" gegeben. Ähnlich zieht Ibsen gern in einer großen „Abrechnungsszene" das Resultat jahrelanger Entwicklungen und in Hauptmanns Tragödien fällt wohl durch ein unvorhergesehenes Ereignis, wie die Ankunft eines Fremden, ein plötzlicher Lichtblick in ein dunkles Erdendasein, um dann sofort zu verlöschen und den grausam Enttäuschten dem sicheren Verderben zu überlassen. Überall, wo in einem Erlebnis von so kurzer Dauer die ganze Summe eines Menschen-

lebens gezogen wird, ist die einheitlichste Form die beste. Wo aber ein großes Stück Menschenleben mit dem rhythmischen Spiel aller äußeren und inneren Kräfte aufgerollt werden soll, da wird auch die Form sich notwendig ausweiten müssen und Goethe im „Faust“ vollends darf es wagen, alle Grenzen zu sprengen. Das einigende Band liegt hier in der dominierenden Persönlichkeit, als deren persönliche Erlebnisse die Entwickelungsphasen der Menschheit erscheinen.

Ob aber „die Menschheit“ als solche, ob eine Masse überhaupt, ob ein Volk, eine Gemeinde, ein Stand der Held eines Dramas sein kann? Wir wagen es zu bezweifeln, bis ein Genie uns eines besseren belehrt. Was wir bisher erlebt haben, kann uns nicht überzeugen. Wohl hat man in den letzten Jahren die Psychologie der Masse genau genug studiert, um sich auch theoretisch über die Bedeutung instinktiver Bewegungen in den Tiefen klar zu werden. Diese treibenden Instinkte aber, die sich nach dem Gesetz der psychischen Ansteckung mit rasender Gewalt verbreiten, vermag doch nur unser abstrahierender Verstand in ihrer Gleichartigkeit und Einheitlichkeit zu erfassen; in der Realität sehen wir nur die tausendfältig gebrochenen Farben und Formen ihrer äußeren Wirkung; unter den unzähligen Teilnehmern an Massenbewegungen scheint schließlich jeder Einzelne, den wir reden hören und handeln sehen, etwas Eigenes für sich zu wollen; und greifbar deutlich wird uns das Gemeinsame in allen diesen Bestrebungen erst, wenn es sich in der Seele eines überragenden Führers zu planvoll-bewußtem Wollen verdichtet und eine gleichwertige Gegenkraft zum Kampfe herausfordert. Erst so bekommen wir eine klare, einheitliche Anschauung des Ganzen, erst so wird auch der Stoff im künstlerischen Sinne wirksam.

Der „Faust“ mag uns noch weiter führen; wie er eine Fülle von Entwicklungsstufen des Menschlichen umfaßt, so erscheinen durcheinander die mannigfaltigsten metrischen Formen: Knittelverse und jambische Trimeter, Alexandriner und Terzinen und Reimstrophen der verschiedensten Art; hier wird die scheinbare Stillosigkeit zum Stil; wenn aber Ludwig Tieck über die verhältnismäßig beschränkte Handlung seiner „Genovefa“ die ganze Fülle seiner Formenkünste ausgießt, so spiegelt

diese äußere Zerflossenheit drastisch genug die innere Zerfahrenheit seines romantischen Undramas. An sich läßt sich natürlich gar nichts darüber sagen, ob ein Drama in Versen oder in Prosa und in welchem Versmaß oder in welcher Sprache es geschrieben sein müsse. Es gibt keinen spezifisch dramatischen Vers oder Stil, sondern nur eine dem jeweiligen Gegenstand gemäße Form; dabei ist aber zu bedenken, daß der gemäße Stil nicht so sehr von der ganz besonderen Eigenart dieses oder jenes stofflichen Problems bedingt wird, als von jenen allgemeineren Formen der Weltanschauung und Lebensstimmung, über die sich der Dichter von vornherein mit seinen Zuhörern zu einigen hat, um dann auf dieser Grundlage weiter zu bauen. Da ist denn die sprachliche Ausführung ein mächtiges Hilfsmittel unmerklicher Verständigung und Führung. Die antiken Chor- und Dialogformen, die bereits vor der Erfindung der Tragödie mit bestimmten Bewußtseinsinhalten und Stimmungswerten verbunden worden waren, paßten sich den verwandten Elementen der dramatischen Gattung ebenso genau an, wie der zweischenklig-abgezirkelte Alexandriner die höfische Denkweise des siècle de Louis XIV und der trochäische Kurzvers mit seinen strophischen Einlagen die geistige Art der spanischen Renaissance widerspiegelt; die beiden Hauptformen des deutschen Dramas der Gegenwart sind der Blankvers und die Prosa; die klassische Zeit hat beide im ganzen stilgemäß auf die heroische und die bürgerliche Tragödie verteilt. Beide haben, wie auch der Knittelvers in Goethes Händen, allmählich eine wahrhaft proteische Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit bewiesen. Auch das moderne Drama mag das Reimband nicht gänzlich missen; so hat es Gerhart Hauptmann in seinem farbenschönsten Werke, der „Versunkenen Glocke", als durchgehendes Kunstmittel verwendet und damit die traumartige Handlung gleichsam noch durch einen duftigen Schleier von der Wirklichkeit geschieden.

So wenig wie über Vers und Prosa lassen sich über Schriftsprache und Mundart allgemein verbindliche Gesetze aufstellen; verwaschene Salondialekte sind gerade so unlebendig, künstlerisch wertlos und ästhetisch widerwärtig wie jener schlappe, papierene, konventionelle Konversationston, zu dem

die Dramen der „Verfallszeit" den feingeschliffenen Dialog ihrer französischen Vorbilder verwässerten. Die rechte Mitte zwischen blasser Allgemeinheit und roher Natürlichkeit wird freilich für jeden Einzelfall nur das Genie herauszufinden wissen, das immer neue Stoffmassen, Sprachgruppen und Redeformen zu ergreifen und in das Gesamtbild der ästhetischen Anschauung einzuschmelzen weiß. Für den echten Dichter wird die Sprache mit ihren sozialen und individuellen Abtönungen zum sichersten Mittel, ein hellhöriges Publikum unmerklich zu unterrichten und zu stimmen, ohne jemals zu den plumpen Behelfen der „direkten Charakteristik" und der unmittelbaren Stimmungsmalerei greifen zu müssen. Mit feinem Gefühl hat Otto Ludwig auf die „Gesprächsmimen" hingewiesen, z. B. auf die „Jägermimen" seines Erbförsters. „Solche Mimen im engeren Sinne charakterisieren Geschlecht, Alter, Stand, Nationalität." Aber sie können einen Mangel an individuellen Zügen doch nicht ersetzen. Bei Hartlebens Rudorff („Rosenmontag") z. B. sind die menschlichen Züge so unbedeutend und unkräftig gegenüber den scharf gezeichneten militärischen Eigenheiten, daß die Gestalt damit an Lebenswahrheit und dramatischer Schlagkraft verliert, wie so mancher „Held" des naturalistischen Dramas. Meisterhaft dagegen vereinigen sich ständische und persönliche Charakteristik bis in die Sprache hinein bei Lessings Tellheim, Schillers Questenberg und Oberst Wrangel, Goethes Mephistopheles, Ibsens Hedda Gabler und Tesman, Hauptmanns Vockerath. Ibsens und Hauptmanns Dramen bieten auch reiche Gelegenheit, das Verhältnis von Sprache und Situation zu beobachten; wie anders redet Johannes Vockerath unmittelbar nach der Taufe seines Kindes mit dem Philister Braun, der ihn aus seiner Stimmung reißt, wie anders mit seiner Mutter, die ihm mit ihren Vorwürfen das Herz zerwühlt, wie anders aber vor allem in der Abendszene mit Anna Mahr: und doch ist er immer derselbe hochfliegende, aber innerlich kraftlose Nervenmensch. Die Abendszene lehrt uns endlich, wie das Feinste und zugleich Stärkste oft andeutungsweise ausgedrückt werden und wie der Dichter bisweilen am meisten sagen kann, indem er — schweigt; auch die Musik, die Beleuchtung tun das ihre.

Leider kann hier nur eben noch hingewiesen werden auf die Bedeutung, welche die Stimmungsmittel der realen Bühne gewonnen haben, seitdem sich schaffende Künstler, wie Richard Wagner selbst darum angenommen haben; in neuerer Zeit haben dann Dichter, wie Ibsen und Hauptmann viel Fleiß (bisweilen zuviel Fleiß) auf sorgfältige Bühnenanweisungen verwendet; und moderne Bühnenleiter von feinem künstlerischen Empfinden und technischer Schulung sind ihnen mit reifem Verständnis entgegengekommen. Wie der Bedeutendsten einer die Dichter der Gegenwart und der Vorzeit zu belauschen und die feinsten Schwingungen ihrer Seele in sinnfälligen und doch nicht aufdringlichen Symbolen uns nahezubringen weiß, wird jeder mit dem größten Gewinn und Genuß in Karl Hagemanns Lehrbuch der „Regie" studieren.[1])

Wo von den Stimmungsmitteln des Dramas die Rede ist, da muß wohl zuletzt noch ein Wort über sein Verhältnis zur Musik gesagt werden. Die Frage ist heute nicht mehr so brennend, als zu der Zeit Richard Wagners. Seine Dichtungen und theoretischen Schriften haben den alten Opernschlendrian ausgefegt und das gesungene Drama auf gesunden psychologischen Grundlagen organisch aufgebaut. Auch das gesprochene Drama hat dann von Wagners Bühnenreform ähnlich wie von der Meininger Kunst den größten Vorteil gezogen. Unmittelbar aber hat sich Wagners Sehnen nach der Auflösung des rezitierenden in das musikalische Drama nicht verwirklicht und nicht einmal von einem nennenswerten Einflusse des Tondramas auf die gesprochene Tragödie kann eigentlich die Rede sein; jedes ist seinen eigenen Weg gegangen und erst in neuester Zeit haben sich Dichter wie Hofmannsthal und Komponisten wie Strauß zusammengefunden. Auch spielt die Handlung dieser Opern, wie die der meisten Dramen Wagners in einer grauen Vorzeit; ihre Grundlage sind die primitiveren Triebfedern der Menschenseele, wenn auch in gewaltiger Steigerung und bisweilen mit pathologischer Verzerrung; der reine Gedankengehalt, Erörterungen jeder Art, sowie die komplizierten Verwickelungen der geschichtlichen

[1]) Die 4. Auflage erschien soeben im Verlag von Schuster & Löffler zu Berlin.

und alltäglichen Wirklichkeit sind auf ein Mindestmaß beschränkt. In dieser Sphäre des Lebens, wo das Gefühl die Handlungen und die sonstigen Äußerungen der Menschen beherrscht, vermag die Musik mit der dramatischen Entwicklung Schritt zu halten und sie aufs wirksamste zu unterstützen, ohne daß der Ausdruck gerade überhäuft und der Zuschauer durch die Fülle der Erregungen übermüdet werden müßte. Die eigentliche Welt des Gedankens aber, sowie das ganze Getriebe des konkreten Lebens stehen fern. Wer könnte sich ohne komische oder sonst störende Nebenwirkung Schiller'sche Verse wie diese in Musik gesetzt denken:

„Ersparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
Zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt"

— aber wer wollte die wundervolle Auseinandersetzung zwischen Wallenstein und Questenberg missen, wer das historische Drama aus der Kunst wegstreichen? Und wer wünschte nicht, daß die tiefsten Probleme, die unsere Gegenwart bewegen — mögen sie dem musikalischen Ausdruck noch so sehr widerstreben — daß die Konflikte, unter denen wir seufzen, durch die Kunst auf ihre reinste Form zurückgeführt und in ihrer ganzen, menschlichen Bedeutung dargestellt werden? Damit kommen wir zu unserm letzten Punkte, zur Bedeutung der Kunst für die Gegenwart.

V. Drama und Gegenwart.

Ohne dem modernen Roman seine großen Verdienste und seinen besonderen Beruf zur künstlerischen Verarbeitung des Lebens der Gegenwart bestreiten zu wollen, müssen wir uns doch gegen jene wenden, die das Drama für eine heute überlebte Dichtungsgattung ansehen und ihm jedes Daseinsrecht bestreiten möchten. Bei genauerem Zusehen zeugen die Einwände, die z. B. Richard Dehmel, Hermann Bahr und Karl Strecker gegen die Bühnendichtung erhoben haben, nur von einseitigen Auffassungen, von überlieferten oder persönlich erworbenen Vorurteilen über das Drama. Wer z. B. in dem Ausgleich von sittlicher Schuld und Sühne den einzig möglichen Gegenstand des Trauerspiels sieht und dann vom Standpunkt der materialistischen Ethik darüber urteilt, der wird wenig für die

tragische Kunst übrig haben. In Wahrheit wandeln sich, soweit wir sehen, die Probleme mit dem allgemeinen Gange der geistigen Kultur; darum hat R. Meyer mit vollem Recht die Verwandtschaft zwischen der naturalistischen Tragik und der darwinistischen Weltanschauung des ausgehenden 19. Jahrhunderts betont. Freilich ist auf dem Boden einer Weltanschauung, die dem Individuum jede objektive Bedeutung abspricht, sehr schwer eine Tragödie zu errichten und unsere Naturalisten hätten sie nicht schaffen können, wenn ihnen nicht Fr. Nietzsche wenigstens die subjektive Bedeutung der Persönlichkeit so machtvoll ans Herz gelegt hätte. Damit schaut aber das Drama der Naturalisten schon nach dem Zeitalter zurück, das die Persönlichkeit als „höchstes Glück der Erdenkinder" gepriesen hatte und weist zugleich auf die heutige Generation voraus, die sich die Kultur des deutschen Idealismus wiedererobern und selbständig ausbauen möchte.

Denn wir leben nicht mehr im Zeitalter des Materialismus und Naturalismus. An die Stelle müder Lebenspilger sind kraftvolle Tatenmenschen getreten und statt entnervter Decadenten, die für die gebildete deutsche Jugend der neunziger Jahre leider so bezeichnend waren, bevölkern die Hörsäle unsrer hohen Schulen wieder gedrungene, durch körperliche Übung gestählte und durch Selbstzucht geadelte Gestalten; mit freiem Auge sieht diese Jugend von heute dem Leben entgegen, dessen Schwierigkeiten sie nicht verkennt, dessen Größe und Schönheit sie aber mit unwiderstehlicher Gewalt an sich lockt. Das Höchste freilich, was dies Leben in sich birgt, will immer wieder aufs neue erst durch Kampf errungen werden, durch den Kampf mit dem Alten, Abgelebten in der eigenen Brust; mit unserer nächsten Umgebung, mit dem „Geheiligten" und „Bewährten" in Staat und Beruf, das doch dem unaufhaltsamen Gange der Weltentwicklung nicht standhalten kann noch darf; mit dem Allzumenschlichen, das dicht neben dem Zukunftsschweren und Fruchtbaren in unsrer eignen Seele so leicht aufsprießt — da sind Konflikte überall, Konflikte, in denen so oft die strotzende Kraftfülle heroischen Daseins zugrunde geht, während das Schwächliche triumphiert; da kann nur der fröhliche Glaube helfen, daß echte Kraft nie verloren geht, wenn auch das Rad der Weltgeschichte über ihren

Träger hinweggeht; sehen wir so den Boden der neuen Zeit mit Menschenblut bereitet und mit Menschenkraft bestellt, dann scheint es uns nicht allzuschwer, solche Lebensvorgänge in tragischem Lichte aufzufassen. Wahrlich, das Dramatisch-Tragische ist in unserer Zeit nicht überlebt; die ganze Zeit ist vielmehr förmlich überladen mit tragischen Spannungen. Sie ruft nach dem Dramatiker, der es wagt, mit alten Schemen und Schematen aufzuräumen, der Zeit ihre eigensten Fragen abzulauschen und die Schläuche bereit zu halten, in die der neue Wein gefüllt werden muß. Wir brauchen nur auf Karl Schönherr hinzuweisen, um zu zeigen, daß die dramatische Dichtung unserer Zeit sich dieser Aufgaben bewußt ist. Hier ist das Problem „Glaube und Heimat" bis in die Tiefe geführt, wo die persönlichste Wirksamkeit des Menschengeistes mit alter, heilig- und liebgewordener Überlieferung zusammenprallt; und recht im Sinne einer Generation, die um einen geistigen Lebensinhalt ringt, offenbart auch hier der Geist seine Überlegenheit über das Allzumenschliche und seine Kraft, den Menschen auf einem höheren sittlichen Niveau ein neues Leben beginnen zu lassen. In geschichtlicher Spiegelung werden da Probleme behandelt, die auch dem Dichter des „Nathan" und dem der „Iphigenie" nicht fremd waren, die aber hier in recht eigentlich modernem Sinne aufgefaßt sind. Und indem unsere Dramatiker solche Aufgaben angreifen, wie sie die Gegenwart gebieterisch stellt, führen sie die große Entwicklung fort, die bei den Klassikern begann, die durch Kleist und Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig weiter geleitet wurde und die so wenig für immer abgerissen sein kann, wie der Ertrag der größten Epoche unserer geistigen Kultur für uns tot sein darf.

Geschichte der öffentlichen Gesundheitspflege in Frankfurt a. M.

Von Dr. med. W. Hanauer, Arzt in Frankfurt a. M.

Frankfurt ist heute als saubere, gesunde, schöne und elegante Stadt in der ganzen Welt berühmt und bekannt. Und wenn in der Gegenwart, wie die Statistik ausweist, unser Gemeinwesen zu den gesündesten Städten der ganzen Welt gehört, wenn es heute eine außerordentlich niedrige Sterblichkeitsziffer aufweist, so drängt sich dem Freund historischer Betrachtungsweise die Frage auf, ob das immer so gewesen sei, ob, wenn sein Blick auf den wohlgepflegten Straßen, den herrlichen Schulgebäuden, den prächtigen Krankenhäusern ruht, sich diese Einrichtungen immer in so gutem Zustande befunden haben, und er möchte sich versucht fühlen, zur Lösung dieser Frage sein bescheidenes Teil beizutragen.

Untersuchungen über die Geschichte der Gesundheitspflege einer Stadt besitzen aber über das örtliche Interesse hinaus auch eine allgemeine Bedeutung für die Geschichte der Hygiene und die ganze Kulturgeschichte, denn wie heute die Pflege der Hygiene einen Gradmesser der Kultur darstellt, so ist auch in früheren Jahrhunderten der Stand der öffentlichen Gesundheitspflege jeweils abhängig gewesen von den jeweiligen Fortschritten oder dem Stagnieren der Kultur und Gesittung.

Um einen besseren Überblick über die gesundheitliche Entwicklung Frankfurts zu erhalten, möchten wir die ganze Materie in vier Perioden einteilen 1. in das Mittelalter, 2. das 16. bis 18. Jahrhundert, 3. das 19. Jahrhundert bis zur Einverleibung Frankfurts in den preußischen Staat, 4. die Zeit von 1866 bis zur Gegenwart.

I. Das Mittelalter.

Nach den übereinstimmenden Berichten, die uns aus dem Mittelalter überliefert worden sind, war es mit allen sanitären Einrichtungen Frankfurts, an unseren heutigen Anschauungen

gemessen, recht schlimm bestellt: die Gassen der Stadt schmal und eng, durch die Überhänge der Gebäude und die Erker noch in besonderem Maße verengt. Luft und Licht konnten daher nur in beschränktem Umfange zutreten. Trostlos war die Beschaffenheit der Straßen und ihre Reinhaltung. Mangels eines Pflasters — erst 1399 wurde die Allerheiligenstraße als erste Straße gepflastert — mangels jeglicher Reinigung befanden sich die Straßen geradezu in einem ekelhaften Zustande. Die Schweine liefen beständig auf den Gassen herum und vor den Häusern befanden sich Schweineställe und lagen Dunghaufen. Aller Unrat wurde zudem aus den Häusern auf die Straße geschüttet und für Ableitung der Schmutz- und Meteorwässer war nur ungenügend gesorgt. Gegen diese Mißstände suchten obrigkeitliche Verordnungen, allerdings ohne Erfolg, anzukämpfen. Nur während der Messe und bei Festlichkeiten wurde für Reinigung der Straßen gesorgt, da die Abhaltung derselben sonst überhaupt nicht möglich gewesen wäre.

Was die Hygiene der Wohnungen anbelangt, so kamen in den Bauordnungen gesundheitliche Anforderungen in keiner Weise zur Geltung; die Häuser waren aus Holz und Fachwerk gebaut; kein Wunder, daß Feuersbrünste sehr häufig waren. Verordnungen des Rates im 14. und 15. Jahrhundert wandten sich gegen die feuergefährlichen Dächer und gegen die Überhänge. In schlechtem Zustand befand sich auch das Abfuhrwesen. Ein offener Kanal durchfloß die Stadt von Osten nach Westen. In diese „Antauche" wurde aller Schmutz geworfen und sie gab gesundheitsschädliche Gerüche und üble Ausdünstungen von sich. Die Wasserversorgung geschah ausschließlich durch Brunnen. Die öffentlichen Brunnen mußten von den anwohnenden Hausbesitzern unterhalten werden. Die von diesen gewählten Brunnenmacher hatten die Brunnen zu beaufsichtigen und für ihre Reinhaltung zu sorgen. Die Brunnen waren sämtlich Ziehbrunnen. Einen Lichtblick in dieses sanitäre Düster bildete das Badewesen. Wie überall stand es auch in Frankfurt im Mittelalter in hoher Blüte. Es gab im 14. und 15. Jahrhundert 15 öffentliche Badestuben, daneben zahlreiche Privatbäder.

Weniger günstig in hygienischer Hinsicht war es mit dem Beerdigungswesen bestellt. Die Friedhöfe lagen innerhalb

der Städte und man begnügte sich nicht mit einem Friedhof, jede Kirche, jedes Spital und jedes Kloster hatte seinen eigenen Friedhof. Dazu wurden die Leichen noch in den Kirchen begraben, wodurch der Ausbreitung der Seuchen Vorschub geleistet wurde. Der Hauptfriedhof lag in Frankfurt im Mittelalter am Dome. Im Jahr 1439 tauchte zum ersten Mal der Gedanke der Neuanlage eines Friedhofes in der Neustadt auf. 1452 schenkte Comnenis ein Grundstück zum St. Peterskirchhof und legte damit die Grundlage zu demjenigen Friedhof, welcher bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts der Hauptfriedhof der Stadt blieb.

Die behördliche Aufsicht über die Lebensmittel war sehr streng; der Brodpreis wurde von den Rechenmeistern festgesetzt. Seit 1439 wurden in verschiedenen Stadtteilen 8 Brodwaagen aufgehängt, auf welchen jedermann das gekaufte Brod wiegen lassen konnte. Auch der Preis des Fleisches war behördlich vorgeschrieben, er wurde zweimal im Jahr geändert. Auch gab es bereits im Mittelalter eine Art Fleischschau. Verdorbene Nahrungsmittel durften nicht feilgehalten werden, sie wurden vielmehr konfisziert.

In Zeiten der Teuerung nahm der Rat die Nahrungsmittelversorgung selbst in die Hand, indem er Korn ankaufen ließ, auch wurden Ausfuhrverbote für Lebensmittel erlassen.

Wie gegen die Verfälschung der Nahrungsmittet, so wurde auch gegen die Verfälschung der Getränke vorgegangen. Schon 1391 findet sich eine Verordnung, durch welche bei schwerer Strafe verboten wurde, den Wein mit gebranntem Wein oder mit anderen Stoffen zuzubereiten. Das zu verzapfende Bier durfte nicht unter 3 Wochen alt sein. Das eigentliche Volksgetränk war der Wein, der in ungeheuren Quantitäten getrunken wurde. Er wurde in den eigentlichen Wirtshäusern ausgeschänkt, daneben verzapften alle Bürger, welche Weinbau trieben, ihr gewonnenes Erzeugnis. Diese mußten aber vorher obrigkeitliche Erlaubnis einholen und schwören, daß die zu verzapfenden Weine unvermischt und ungekünstelt seien. Trunkenheit und Exzesse in den Wirtshäusern und bei festlichen Gelagen war nichts Ungewöhnliches, darauf weisen zahlreiche gegen sie erlassene Verordnungen hin.

Daß es um die Hygiene des Kindesalters im Mittelalter schlecht bestellt war, dies läßt sich aus der großen Kindersterblichkeit schließen; denn die Familien waren zwar kinderreich, aber die wenigsten Kinder erreichten das mannbare Alter. Findel- und Waisenhäuser gab es nicht, doch wurden hilflose Kinder im Heiliggeisthospital, oder bei einer Familie oder auch in dem bei Straßburg gelegenen Kloster Staßfeld untergebracht.

Von gewerbehygienischen Maßnahmen sind zu erwähnen: Das Verbot der Sonntagsarbeit sowie die Vorschrift, daß mit Rücksicht auf solche Bewohner, die mit geistigen Arbeiten beschäftigt waren, mit Lärm verbundene Gewerbe auf gewisse Stadtbezirke beschränkt blieben.

Der Armen nahmen sich die Privatwohltätigkeit sowie die kirchlichen Organe an. Öfters wurden Gelder zu Armenspeisungen vermacht. Die ersten Ansätze einer Armenkrankenpflege zeigten sich darin, daß man den Armen die Arzneien bezahlte und Armenärzten ein Honorar für die Behandlung der Armen ausfolgte. Schauderhaft war es um diese Zeit um die Hygiene der Gefängnisse bestellt. Sie waren dunkel, wimmelten von Ungeziefer und manche Zellen hatten weder Tür noch Fenster, sodaß die Gefangenen selbst sowie Speise und Trank durch ein Loch in der Decke herabgelassen werden mußten.

Schon sehr früh waren in Frankfurt ein oder mehrere Ärzte als Stadtärzte angestellt, die gegen einen gewissen Gehalt zu bestimmten ärztlichen Obliegenheiten verpflichtet waren. Die nichtbeamteten Ärzte waren entweder blos Ärzte für innere Krankheiten oder sie trieben daneben noch Chirurgie. Die Chirurgen waren entweder studierte Leute oder blos Bader und Barbiere. Von Spezialisten gab es Augenärzte, Stein- und Bruchschneider und Zahnärzte. Auch weibliche Ärzte waren bereits vorhanden. Die wissenschaftliche Heilkunde stand allerdings noch auf einer sehr tiefen Stufe und war von mystischen und abergläubischen Vorstellungen beherrscht. Die erste Erwähnung einer Apotheke findet sich im Jahre 1343, doch waren die Apotheken der damaligen Zeit zugleich Kramläden. 1491 wurde die erste Apothekerordnung und Taxe in Frankfurt erlassen. Die Hebammen waren teils Stadt-

Hebammen, teils freipraktizierend, 1456 wurde zum ersten Mal eine Hebamme angestellt und von der Stadt besoldet. Zum niederen Heilpersonal zählten die Barbiere, Scherer und Bader, und neben dem offiziellen Heilpersonal gab es auch sehr viele Kurpfuscher.

Das Hauptkrankenhaus in Frankfurt war im Mittelalter das Heiliggeisthospital, das zuerst 1267 erwähnt wurde. Wie alle Krankenhäuser jener Zeitperiode diente es jedoch nicht allein der Krankenpflege, es war vielmehr auch zu gleicher Zeit Pfründnerhaus, Herberge für arme Reisende und Findelhaus. Die Spitäler waren nur für akute Kranke bestimmt, chronische Kranke wurden nicht aufgenommen. Geisteskranke ließ man, so lange sie harmlos waren, frei herumlaufen, wenn sie anderen gefährlich wurden, sperrte man sie ein. Die Angehörigen des Kranken ließen zu diesem Zweck einen Teil ihres Hauses gefängnisartig absondern oder mieteten sich ein Gefängnis in einem Privathause.

Von irgend einer rationellen Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten, von welchen die Pest als akute und der Aussatz als chronische Infektionskrankheit hier in Betracht kommen, ist in diesem Zeitraum natürlich keine Rede. Man hatte keine Vorstellung von der Aetiologie dieser Krankheiten und ließ sich bei ihrer Abwehr von abergläubisch-religiösen Vorstellungen leiten. Die Pest war es vor allem, welche in ihren immer wiederkehrenden Zügen die Hauptursache für die hohe Sterblichkeit des Mittelalters bildete; in manchen Pestjahren starben in Frankfurt ein Viertel bis ein Drittel der ganzen Bevölkerung. Das schlimmste Jahr war auch in Frankfurt das Jahr des schwarzen Todes 1349, in welchem in 72 Tagen 2000 Menschen hinweggerafft wurden. Was man gegen die Seuche unternahm, war ganz dem Geiste des 14. Jahrhunderts angemessen: blutige Selbstgeißelung reuiger Büßerschaaren und grausame Verfolgung der vermeintlichen Urheber des Verderbens, denen man die Vergiftung der Brunnen vorwarf, der Juden. Später suchte man die Seuche durch Prozessionen zu bekämpfen. Wer dazu in der Lage war, verließ in Seuchezeiten die Stadt.

Zur Bekämpfung des Aussatzes bestand die Vorschrift, daß jeder des Aussatzes Verdächtige gezwungen war, sich

durch einen angestellten Arzt besichtigen zu lassen. Wurde er krank befunden, so mußte er entweder in das Spital gehen oder das Gebiet der Stadt verlassen. Als Hospital der Aussätzigen diente der Gutleuthof, der schon 1283 erwähnt wurde. Die Absonderung der Kranken war jedoch nichts weniger als streng, verkehrten sie doch ungezwungen in der Stadt, wo sie sich hauptsächlich des Bettelns wegen aufhielten.

II. Die öffentliche Gesundheitspflege im 16.—18. Jahrhundert.

Während in der Bauweise des Mittelalters gesundheitliche Anforderungen in keiner Weise zur Geltung kamen, beginnen nunmehr im Bauwesen, wenn auch zaghaft und spärlich, sich hygienische Gesichtspunkte geltend zu machen. Die wichtigste Quelle für das Frankfurter Bauwesen bilden die Rechtsbücher der Reformation. Sie schrieben u. a. vor, daß, wenn jemand bauen wolle, dies dem Rate zwecks Besichtigung durch die vom Rat ernannten Baumeister angezeigt werden müsse. Auch der fertige Bau wurde wiederum daraufhin besichtigt, ob er allen Bauvorschriften entsprach. Die Höhe der Häuser war beschränkt, außer dem Erdgeschoß durfte das Haus nicht höher wie zwei weitere Stockwerke gebaut werden. Die Bauordnung von 1711 gestattet am Hause nur einen Überhang zu errichten. Der Bau steinerner Häuser wird gefördert; Neubauten sollen durch Brandmauern geschützt werden. Bestimmte Normen für die Baufluchten werden erst mit der dritten Stadterweiterung erlassen, als 1788—1792 das Fischerfeld und der Brückhof bis zur Obermainanlage zum Anbau kamen.

Die Pflasterung der Straßen findet jetzt eine allgemeine Verbreitung, aber mit der Sauberkeit und der Reinigung der Straßen war es immer noch sehr übel bestellt. Noch immer war man gewohnt, Kehricht und Tierkadaver auf die Straßen zu werfen. Trotz aller Verbote trieben sich noch immer die Schweine auf den Straßen herum und wühlten im Miste. Eine Verordnung vom 21. Oktober 1675 weist in bemerkenswerter Weise auf den Zusammenhang des Schmutzes und der dadurch erzeugten üblen Gerüche mit der Entstehung der Seuchen hin. Mist muß nunmehr alle 4 Wochen abgefahren

werden, die Straßen müssen wöchentlich gekehrt und der Hauskehricht auf die von der Stadt bestimmten Plätze geschafft werden. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde zum ersten Mal eine öffentliche Abfuhr eingerichtet. 1778 erhielt der Stöcker den Befehl, alle Schweine, die auf der Straße herumliefen, einzufangen und nur gegen ein Lösegeld von 30 kr. wieder freizugeben, außerdem griff man zu dem drastischen Mittel, den Renitenten die vor ihren Wohnungen befindlichen Kehrichthaufen und andere Unsauberkeiten durch dazu verordnete Leute in ihre Wohnungen werfen zu lassen.

Der Anfang einer regelmäßigen Straßenbeleuchtung fällt in das Jahr 1711, in welchem der Rat den Römer mit Öllaternen beleuchten ließ. Eine allgemeine Straßenbeleuchtung wurde erst 1762 eingeführt und zwar auf Betreiben des französischen Befehlshabers Thoranc, die Kosten mußten die Bürger tragen. Einen Fortschritt bedeutet es, als man seit 1791 die Laternen nicht mehr an den Rand der Häuser aufstellte, sondern sie in vergrößertem Format in die Mitte der Straße an Seilen in der Höhe des ersten Stockes aufhängte.

Einen wenig erfreulichen Anblick gewährte der Zustand der Kanalisation. Es war ein planloses Netz von Kanälen vorhanden, die, ohne Spülung und von schlechter Konstruktion, den Schlamm ablagerten, den Untergrund verpesteten und schädliche Ausdünstungen von sich gaben. Sie dienten zur Aufnahme des Regen- und Küchenwassers und sonstiger häuslicher Abwässer vermittelst der an den Straßen vielerorts angebrachten Öffnungen und entleerten ihren Inhalt schließlich in den Main. Daß durch diese Verhältnisse auch die Wasserversorgung in Mitleidenschaft gezogen werden mußte, lag auf der Hand. Erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden die öffentlichen Brunnen, die bisher Ziehbrunnen waren, in Pumpbrunnen umgebaut. Gegen die Verunreinigung der Brunnen wandten sich mehrere Verordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts. Es wurde verboten, Kehricht, Mist und Unrat hineinzuschütten, Wäsche zu waschen und unreine Eimer am Brunnen zu fegen. Schon früh kam in Frankfurt die Frage der kollektiven Wasserversorgung in Fluß, und die Versuche, Wasser durch Röhren in die Stadt zu leiten, gehen bis in das Ende des Mittelalters zurück. 1531 wurde abermals

eine Holzröhrenleitung gelegt, später erfolgte die Zuleitung in Bleiröhren, dann kehrte man wieder, wahrscheinlich aus Sparsamkeitsgründen, zu den Holzröhren zurück. Am Ende des 18. Jahrhunderts waren 7 Röhrenleitungen vorhanden.

Der neue Friedhof bei der St. Peterskirche wurde 1508 eingeweiht, er wurde blos von den Protestanten benutzt und mußte mehrmals, namentlich zu Pestzeiten, erweitert werden. 1779 erließ der Rat ein Dekret, wonach die Leichen erst nach Ablauf von 3 Nächten nach eingetretenem Tod beerdigt werden durften.

Die Bäder, die im Mittelalter in so hoher Blüte gestanden haben, gerieten am Ausgang des Mittelalters in Verfall in Folge der Abnahme der Lepra und des Auftretens der Syphilis, die durch die Badestuben verbreitet wurde. Auch eiferte die Reformation gegen die in den Bädern herrschende Unsittlichkeit, ferner war das Steigen der Holzpreise den Bädern abträglich. Anfangs des 18. Jahrhunderts gab es in Frankfurt nur noch 2 Badestuben.

Was die Ernährung und Nahrungsmittelpolizei betrifft, so war, wie im Mittelalter, so auch im 16.—18. Jahrhundert die Sorge der Behörden unabläßig und in noch erhöhterem Maße darauf gerichtet, daß der Bevölkerung gute und billige Nahrungsmittel zur Verfügung standen. Daher die strengen Vorschriften über Güte und Unverfälschtheit der Nahrungsmittel und Genußmittel, die schweren Strafen, welche über diejenigen verhängt wurden, welche die unentbehrlichen Nahrungsmittel zu verfälschen oder künstlich zu verteuern suchten, die obrigkeitlich festgesetzten Taxen, die Vorschriften über Verkauf nur an bestimmten Orten und durch bestimmte Personen, über Ausfuhr und Einfuhr; dies um so mehr, weil Frankfurt auf die Zufuhr von Brodgetreide von auswärts angewiesen war.

Wie unglaublich weit im einzelnen die Verordnungswut des Rates ging, das zeigt so recht deutlich die Verordnung vom 11. Juli 1797, wonach keine anderen Milchbrode als das Stück zu 1 Kreuzer gebacken werden durften. Als die Bäcker sich widersetzlich zeigten, wurden scharfe Visitationen angeordnet, das Brod ihnen einfach weggenommen und auf öffentlichem Markte zum Besten des Aerar verkauft. Der

Reichtum und die vorzügliche Qualität der Frankfurter Gemüse war schon in früheren Jahrhunderten bekannt. Sehr scharfe Aufsicht wurde auch über die Gewürze geführt, namentlich über den Saffran; es gab geschworene Gewürzbeschauer. Unreines und krankes Vieh durfte nicht verkauft werden, durch scharfe Seuchengesetze suchte man es von der Stadt fernzuhalten. Der Verkauf des Fleisches war durch die Fleischbeschauordnung geregelt. Nicht nur die Metzger machten sich strafbar, sondern auch das Publikum, wenn es dem Metzger mehr bezahlte, als die Taxe betrug. Die Einfuhr fremden Fleisches war sehr erschwert, doch gab es bereits im 17. Jahrhundert eine Art Freibank, wo minderwertiges Fleisch zu einem billigeren Preis verkauft werden durfte. Was die Getränke anlangt, so durfte neuer Wein, der noch nicht vergohren war, nicht verkauft werden. Zu den verfälschten Weinen wurde auch der gerechnet, der mit Obstwein vermischt war; beim Bier waren die zu seiner Bereitung zu verwendenden Ingredienzen genau vorgeschrieben, Äpfelwein wurde im 18. Jahrhundert fast ausschließlich von den unteren Kreisen getrunken. Das Aufkommen des Tees und des Kaffees war dem Genuß der alkoholischen Getränke abträglich. Bemerkenswert sind im 18. Jahrhundert die scharfen Verordnungen des Rates gegen Trunkenheitsexcesse.

In der Armenpflege ist die Gründung des allgemeinen Almosenkastens eine Folge der Reformation; auf seine Kosten wurde auch das Tollhaus und spätere Kastenhospital für Wahn- und Blödsinnige unterhalten. Um den Gassenbettel zu bekämpfen, errichtete der Rat im Jahre 1679 das Armen-, Waisen- und Arbeitshaus im sog. Pestilenzhause auf dem Klapperfeld. Die hygienischen Verhältnisse der Anstalt waren jedoch nicht die besten; vielfach grassierten ansteckende Krankheiten, namentlich die Ruhr, ungesund war neben der Wohnung und Beschäftigung der Insassen vor allem die Nähe des Pestilenzloches, eines Sumpfes, der sehr üble Düfte verbreitete.

Im Heiliggeisthospital müssen am Beginn des 18. Jahrhunderts sehr schlimme Mißstände geherrscht haben, die durch die Stadtverfassung von 1618 beseitigt wurden. 1634 im dreißigjährigen Krieg hatte das Spital eine schlimme Zeit,

denn es wurden 750 Personen zu gleicher Zeit darin verpflegt. 1725 erließ der Rat eine Hospitalordnung mit einer Instruktion für den Hospitalarzt und Chirurgen, welch letzterer noch zur unteren Klasse des Heilpersonals gehörte. Schon im 18. Jahrhundert wurde die Frage der Verlegung des Krankenhauses ventiliert. Das Heiliggeisthospital führte auch die Verwaltung des Pesthospitals, das zu Pestzeiten die Pestkranken aufnahm, sonst aber anderen Zwecken diente. Eine Irrenstalt bestand in Frankfurt erst seit 1649, seit Anfang des 18. Jahrhunderts befand sie sich in der Tollgasse, der späteren Kastenhospitalgasse. Die hygienischen Zustände in diesem Hause waren sehr unerquickliche, die Kranken befanden sich in sehr engen und ungesunden Behältern. Aus Mangel an Platz konnten viele Kranke überhaupt nicht aufgenommen werden, die Anstalt wurde infolgedessen vielfach erweitert und vergrößert. 1783 wurde ein neues Haus gebaut, wozu die Stadt 20000 fl. beisteuerte. Das Bürgerhospital, eine Stiftung Senckenbergs, wurde am 21. März 1779 eingeweiht und bereits 1780 wurden 54 Personen in demselben verpflegt. Die Anfänge des Rochushospitals fallen in das Ende des 18. Jahrhunderts. 1790 hatte die Krätzkranken ein Bettelvogt in Pflege, 1791 wurden sie einem Schneider in Pflege gegeben und bei beiden waren sie schlecht aufgehoben. Da die jüdischen Kranken in die allgemeinen Krankenhäuser nicht aufgenommen wurden, so waren die Juden gezwungen, selbst ein Spital zu unterhalten; ihr Fremdenspital lag hinter der Judenmauer, da, wo jetzt die Synagoge an dem Börneplatz sich befindet; es brannte mehrmals ab und wurde wieder aufgebaut, zuletzt 1796.

Die Schreckensjahre des dreißigjährigen Krieges, in welchen das Los der bei fremden Leuten untergebrachten Waisenkinder ein besonders trauriges war, ließen den Plan der Errichtung eines Waisenhauses ins Auge fassen. In der damaligen Zeit fand man nichts dabei, Kinder mit Bettlern, Vagabunden und Züchtlingen in einem Hause zusammen zu sperren. Wie es unter diesen Umständen mit der Erziehung der Kinder bestellt war, kann man sich leicht vorstellen. Der Hauptzweck der Anstalt war, die Kinder zum Beten, zu harter Arbeit und zur Erzielung von Gewinn anzuhalten. Ende des 17. Jahr-

hunderts nahm das Aussetzen der Kinder in Frankfurt so überhand, daß der Rat 1695 ein Mandat dagegen erlassen mußte. Die unehelichen Kinder waren im 18. Jahrhundert einer geistlichen Behörde, dem Konsistorium, unterstellt. Ihm oblag u. a. die Feststellung der Vaterschaft der unehelichen Kinder. Ärzte und Hebammen mußten deren Geburt dieser Behörde anzeigen. Kostkinder durfte ohne Genehmigung des Konsistoriums niemand aufnehmen, doch waren dabei weniger humanitäre wie fiskalische Motive maßgebend. Säugammen durften nicht in Dienst genommen werden, wenn sie nicht durch ein Attest den Nachweis erbrachten, daß sie bei der durch einen Wundarzt vorgenommenen Untersuchung gesund befunden wurden.

Auf einem tiefen Stand befand sich naturgemäß auch die Schulhygiene; von einer Hygiene des Schulhauses in früheren Jahrhunderten konnte schon deswegen keine Rede sein, weil die Schulen nicht in eigenen dazu erbauten Häusern untergebracht waren, vielmehr in solchen, die vorher zu einem anderen Zweck gedient hatten, oder in gemieteten Räumen. Im Gymnasium befand sich seit 1530 die Münze und ein Schmelzwerk, und über 100 Jahre dauerte es, bis dieser Mißstand behoben wurde; im übrigen waren die Räumlichkeiten im Gymnasium zu klein und die Klassen überfüllt, zählte doch die Sexta 1624 über 100 Schüler. Der Schuhmacher Jacob Medenbach erhielt 1543 die Erlaubnis, in der roten Badstube eine Schule einzurichten. Die Volksschulen waren so überfüllt, daß die Kinder kaum stehen und sitzen konnten. Dazu lagen die Schulen noch in den engen Gassen und in den Hinterhäusern, sodaß kaum 20 Kinder das Licht des Tages genießen konnten. Kein Wunder, daß bei der von Hufnagel am Ende des 18. Jahrhunderts vorgenommenen Schulvisitation viele ungesund aussehende, dickbäuchige und unreinliche Kinder gefunden wurden. Die Kinder wurden bereits mit dem 4. Lebensjahr zur Schule geschickt und mit dem 12. entlassen. Der Unterricht begann am Gymnasium im 16. Jahrhundert in Prima und Sekunda bereits um 6 Uhr. Ferien gab es in den Volksschulen eigentlich nur während der Messe, aber weniger der Schüler, als der Lehrer wegen, die während der Messe als Markthelfer und Makler

tätig waren und sich damit einen Nebenverdienst verschafften. Hinsichtlich der Schulzucht ist zu erwähnen, daß körperliche Strafen mit der Rute und dem Stock in ausgedehntem Maße zur Anwendung kamen. Die Rute spielte eine so große Rolle im Schulleben, daß besondere Schulfeste und Ausflüge veranstaltet wurden, um im Walde die nötige Zahl Ruten zu holen. Die Kinder mußten die Ruten selbst schneiden und nach Hause tragen. Nach der Schulordnung von 1765 war der Stock als Züchtigungsmittel verboten, nicht aber die Rute. Von der Pflege der Leibesübungen ist nirgends die Rede, wenn man von den spärlichen Schulausflügen absieht.

Über den Stand des Medizinalwesens gibt uns die Medizinalordnung von 1668 Aufschluß. Die oberste Sanitätsbehörde ist das Sanitätsamt, das von den beiden Bürgermeistern und den Stadtärzten gebildet ward. Von den Physikern, die im wesentlichen dieselben Funktionen hatten, wie unsere heutigen Kreisärzte, war einer zugleich Pestarzt; ein besondere Stellung nahm auch der Stadtaccoucheur ein, der Stadtgeburtshelfer und Hebammenlehrer. Die erste Taxordnung für die Ärzte wurde 1548 erlassen; nach einer Verordnung von 1584 wurde der erste Besuch bei einem Handwerker mit 20 Kreuzern bezahlt; bei ihrer Niederlassung wurden die Ärzte auf ihre Rechte und Pflichten vereidigt und mußten die Medizinalordnung beschwören. 1791 erging der Senatsbeschluß, daß die Ärzte, die sich in Frankfurt niederließen, zuerst dort geprüft werden mußten, trotz des Widerspruchs der Physiker, daß dies ein Eingriff in die Rechte der Universitäten sei. Die Wundärzte zählten zum niederen Heilpersonal, sie verrichteten zugleich das Barbierhandwerk und bildeten wie die Handwerker eine Innung. Sie durften außer Wunden alle äußeren Krankheiten, auch Syphilis behandeln; wie aus der Taxordnung ersichtlich ist, nahmen sie auch große Operationen z. B. Amputationen vor.

Für die Apotheker wurde von Zeit zu Zeit eine Ordnung und Taxe erlassen, die sie anzuerkennen und zu beschwören hatten. Da gab es in der Regel langwierige Kämpfe zwischen Apothekern und dem Rat, da die Apotheker die Taxe nicht anerkennen wollten und behaupteten, bei derselben nicht bestehen zu können, zu gleicher Zeit beklagten sie sich über Eingriffe

der Materialisten in ihre Nahrung; ebenso widersetzten sie sich hartnäckig der Errichtung neuer Apotheken und verstanden es wiederholt durch Zahlung erheblicher Summen die Neuetablierung von Berufsgenossen, die darum vorstellig wurden, zu hintertreiben. Die Apotheken wurden regelmäßig von den Physikern visitiert, denen von den Apothekern nach der Besichtigung eine Mahlzeit gegeben werden mußte. — Das Hebammenwesen stand im 16. Jahrhundert noch auf tiefer Stufe, das ergibt sich aus der Hebammenordnung von 1573; waren doch die Vorschriften mehr religiöser Natur, denn die Gebete, welche die Hebammen zu verrichten hatten und die Trostsprüche für die Frischentbundenen nahmen darin einen breiten Raum ein. Die Aufsicht über die Hebammen führte eine ältere Frau. Neben den eigentlichen Hebammen gab es die sog. Beiläuferinnen, das sind Schülerinnen und Assistentinnen der Hebammen, die von den Hebammen unterrichtet und zu Geburten mitgenommen wurden. Bei schwierigen Geburten waren die Hebammen verpflichtet, einen Arzt zuzuziehen.

In hoher Blüte stand in früheren Jahrhunderten die Kurpfuscherei in Frankfurt, die, wenn sie außerhalb der Messen noch einigermaßen im Zaume zu halten war, während der Messe gar üppig ins Kraut schoß. Von der ganzen Welt kamen da die Heilkünstler nach Frankfurt, um von der Messefreiheit zu profitieren. Die Kuren wurden unter freiem Himmel ausgeübt, nachdem der Hanswurst das Publikum herbeigelockt hatte; diejenigen aber, die etwas auf sich hielten, ließen die Kurbedürftigen in ihre Wohnungen zu sich kommen.

Die Seuchenbekämpfung bewegte sich im 16. Jahrhundert noch immer im Geleise des Mittelalters. 1583 empfahl der Physikus Dr. Strupp noch eine Menge von Arzeneien und Hausmitteln als Präservativ gegen die Pest. Daneben sah er in einem gottseligen Leben, starkem Gebet und geistlichem Zuspruch ein wirksames Mittel gegen die Pest. Daß nach und nach sich doch rationelle Vorstellungen durchrangen, ergibt sich aus dem Gebot, den Krempelmarkt abzustellen und die Badstuben zu schließen. Im übrigen sah man die Seuche immer noch als eine Strafe Gottes an, die wegen ihrer Sünden und ärgerlichen Lebens willen die Menschheit heimsuchte. Die letzte

Pestepidemie wütetete in Frankfurt 1666. Von jetzt ab wurden scharfe Anordnungen gegen das Einschleppen und die Weiterverbreitung der Pest getroffen, die auch vom modernen Standpunkt aus als rationell bezeichnet werden müssen. Die Bewohner der Häuser, in denen Pestkranke lagen, durften öffentliche Märkte, Kirchen und Schulen nicht mehr besuchen, die Häuser der erkrankten Armen wurden geschlossen und diese vom Spital und Almosenkasten verpflegt. An den Toren wurde eine scharfe Kontrolle geübt und niemand hereingelassen, der nicht nachweisen konnte, daß er aus einem seuchenfreien Orte kam.

Die Syphilis trat am Ende des Mittelalters in Frankfurt mit großer Heftigkeit auf und veranlaßte zahlreiche Todesfälle. Später verlor die Seuche ihren malignen Charakter. Die Prostitution war bereits im Mittelalter reglementiert, die Frauenhäuser waren konzessioniert, teils städtische Einrichtungen, teils im Besitz von Privaten. Neben der geduldeten und ansässigen, gab es auch eine geheime und fluktuierende Prostitution, die namentlich zur Messezeit und bei Kaiserkrönungen in Frankfurt zusammenströmte, der es in Frankfurt augenscheinlich so gut gefiel, daß es sehr schwer war, sie nach Beendigung der Messe wieder fortzuschaffen. Wie es schien, war die Prostitution in ganz zweckmäßiger Weise, den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend, reglementiert. Sie war strenge abgegrenzt und lokalisiert, das Bürgertum hielt sich rein; von einer moralischen Infektion war nirgends die Rede.

Seit 1531 wurden die Verstorbenen regelmäßig in die Kirchenbücher aufgezeichnet; in diese Zeit kann man daher den Beginn der Frankfurter Medizinalstatistik verlegen. Das Aufkommen der Kirchenbücher hing mit der Reformation zusammen, da es erst von jetzt ab von erheblichem Interesse war, in authentischer Weise feststellen zu lassen, in welcher Konfession man geboren, verehelicht und begraben wurde. Die jährliche Sterblichkeitsziffer schwankte in der Zeit von 1550 und 1700 zwischen 50 und 46 auf 1000 Einwohner, 1760—1770 betrug sie bei einer Einwohnerzahl von 36000 28 %. Die Ursache der Abnahme der Sterblichkeit beruhte in dem Aufhören der Pest, aber auch im Sinken der Ge-

burtsziffer. In früheren Jahrhunderten war die Sterblichkeit in Frankfurt meist größer wie die Geburtsziffer, das war allgemein in den Städten der Fall und die städtische Bevölkerung wäre ausgestorben, wenn ihnen nicht der ländliche Geburtenüberschuß zu statten gekommen wäre. Die Ursache der niederen Geburtsziffer war die große Zahl der Ledigen, die wohl die Sterbe- aber nicht die Geburtsziffern vergrößerten; dazu kam der Charakter Frankfurts als Fremden- und Messestadt. Die Sterblichkeit des männlichen Geschlechtes war größer als die des weiblichen, was, abgesehen von der größeren Unmäßigkeit der Männer, daher rührte, daß die Männer mehr von den Seuchen und im Kriege hingerafft wurden wie die Frauen. Sehr groß war die Kindersterblichkeit, sie betrug in manchen Zeiten bis zwei Drittel sämtlicher Geborener, allerdings sind hier die Kinder bis zum 15. Jahre eingerechnet, während heute dieser Anteil blos 40% beträgt. Wenn heute die Sterblichkeit in den heißen Monaten ihren Höhepunkt erreicht, so war im 18. Jahrhundert der Monat April am meisten belastet. In Sachsenhausen war die Sterblichkeit wie auch die Geburtsziffer höher wie in Frankfurt, was von der verschiedenen sozialen Gliederung herrührte. In Sachsenhausen gab es viel Proletariat: Gärtner, Taglöhner und Handlanger, die viel früher heirateten als die Frankfurter Bevölkerung.

III. Die öffentliche Gesundheitspflege in Frankfurt a. M. im 19. Jahrhundert bis zum Jahr 1866.

Der Beginn des 19. Jahrhunderts ist durch wichtige Staatsumwälzungen charakterisiert, die auch für die öffentliche Hygiene in Frankfurt von großer Bedeutung wurden. Unter der Regierung des Fürstprimas und späteren Großherzogs sind wichtige und einschneidende Fortschritte auf gesundheitlichem Gebiet erfolgt, ja man kann sagen, die sanitären Verhältnisse sind unter seiner Regierung vielfach neu gestaltet worden. In baulicher Hinsicht ist die wichtigste Tat in der primatischen Zeit die Schleifung der Festungswerke 1804—1812 und die Schaffung der Promenaden durch den Maire und Baudirektor Guiolett. Dadurch wurden die einst mit sumpfigen Gewässern gefüllten Stadtgräben in einen Park umgewandelt. Die Her-

stellung dieser „Lungen" ist für die Gesundheit der Bewohner von größter Bedeutung geworden und bald wird berichtet, daß seit der Umwandlung der Stadtgräben in Gärten die Gesundheit der Stadt sich sehr gebessert habe. 1809 wurde ein neues Baustatut erlassen, und damit die Bauvorschriften der Reformation außer Kraft gesetzt. Als Regel gilt nun, daß neue Häuser ganz aus Stein gebaut werden sollen, auch wird das Verhältnis der Straßenbreite zur Höhe der Häuser in Beziehung gebracht. Das Gesetz ist bis zum Erlaß einer neuen Bauordnung im Jahr 1884 in Geltung geblieben, es hat demnach die bauliche Gestaltung der Stadt im wesentlichen bestimmt. Dann verbesserte und reorganisierte Dalberg das Stiftungswesen, indem er 1810 eine neue Stiftungsordnung erließ. Das Waisenhaus sollte nur noch ausschließlich der Aufnahme von Waisenkindern dienen und auch im inneren Betrieb des Waisenhauses werden zeitgemäße Reformen eingeführt, u. a. die Verköstigung der Pfleglinge verbessert. Für die arbeitsscheuen Elemente wurde auf dem Klapperfeld ein neues Arbeitshaus errichtet, die abscheulichen Zustände in den Gefängnissen, die bei der Visitation gefunden wurden, beseitigt. Das Heiliggeisthospital wurde von der Verpflichtung befreit, Findelkinder zu verpflegen, das Essen für die Gefangenen zu liefern, sowie Brod an die Armen auszuteilen, außerdem wurde die Krankenpflege und Krankenbehandlung verbessert. Im Katharinen- und Weißfrauenkloster wurde das Internat und der gemeinschaftliche Haushalt der Konventualinnen aufgehoben und ihnen dafür eine angemessene Pension gewährt. Eine neue zeitgemäße Medizinalordnung trat an die Stelle derjenigen des Jahres 1668; die Rechte und Pflichten der Ärzte, Apotheker und der übrigen Medizinalpersonen sind hier sehr genau begrenzt. Für die soziale Stellung der Ärzte hatte Dalberg wenig Verständnis und es kam ihm nicht darauf an, ihre Freiheit durch eine Reihe kleinlicher und einengender Bestimmungen zu beschneiden. Es besteht für sie Zwang zur ärztlichen Hilfeleistung bei Tag und Nacht, doch durften sie keine überflüssigen Besuche machen. Sie waren den Obrigkeiten Achtung schuldig, mußten deren Anordnungen und Aufträge besorgen und sich sogar Zurechtweisungen gefallen lassen. Die Taxe ist sehr niedrig. Ärzte können nun zu

gleicher Zeit die Chirurgie ausüben, müssen aber dafür besonders geprüft werden. Die Wundärzte zerfallen nunmehr in zwei Klassen, die Bader für die niederen Verrichtungen, die Wundärzte für die operative Chirurgie; auch den Apothekern wurde eine große Zahl detaillierter Berufspflichten auferlegt. Der Ausbildung der Ärzte sollte die medizinisch-chirurgische Spezialschule dienen. Die Schutzpockenimpfung, die am Ende des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts aufkam, wurde von Dalberg sehr gefördert durch das 1811 publizierte Impfgesetz, das im wesentlichen bis zur Einführung des Reichsimpfgesetzes im Recht geblieben ist. Es war in demselben kein Impfzwang ausgesprochen, allerdings war ein solcher indirekter Natur vorhanden. Endlich wurde die Fürsorge für Findelkinder gefördert, sowie die Schulhygiene gehoben, die Leichenschau verbessert und die Prostitution reglementiert.

Bezüglich der Kanalisation bestanden immer noch die alten Mißstände, noch immer wurden neue Cloaken angelegt, ohne daß man die Herstellung eines Ableitungskanales nach dem Main für nötig hielt, das Westend hatte sehr unter Wasser zu leiden. Diese sanitären Mißstände, die Verunreinigungen des Untergrundes und des Grundwassers und die Überschwemmungen ließen den Plan einer geregelten Entwässerung auftreten, die zuerst 1854 verlangt und 1863 durch Einsetzung einer Sachverständigenkommission gefördert wurde.

Eine große Kalamität bildete in der uns beschäftigenden Periode auch die Wasserversorgung, da durch Abbruch der Festungswälle das vorher reichlich vorhandene Wasser qualitativ und quantitativ verschlechtert worden war. Die neue Wasserleitung aus dem Knoblauchsfeld wurde 1828 bis 1834 von Hofmann erbaut, aber auch sie erwies sich bald als ungenügend und Mitte der fünfziger Jahre nahm der Wassermangel einen fast bedrohlichen Charakter an. Es war nicht allein der Wasservorrat des Knoblauchfeldes erschöpft, auch die Brunnen gaben teilweise kein Wasser mehr oder waren rasch leergepumpt. 1856—58 wurde eine neue weitere Wasserleitung aus den Quellen des Seehofes hergestellt und mit den anderen Wasserleitungen in Verbindung gebracht. Aber auch diese Wasserleitung lieferte nur spärliches Wasser und seit Anfang der 60er Jahre erkannte man die unabänderliche

Notwendigkeit, die Wasserversorgung durch eine neue einheitliche, in größerem Maßstab angelegte Wasserleitung zu sichern.

Recht erhebliche Fortschritte weist das Beerdigungswesen auf: Im Jahre 1811 fand die letzte Beerdigung im Innern einer Kirche statt, dann drang immer mehr die Vorstellung durch, daß sich Beerdigungsplätze innerhalb der Stadt nicht mehr rechtfertigen ließen. 1812 wurde in Sachsenhausen ein neuer Friedhof angelegt, 1828 wurde der Frankfurter Hauptfriedhof in Gebrauch genommen, es folgt alsdann die Verlegung des jüdischen Friedhofes an die Grenze des Kommunalfriedhofes; die Beistellung der Leichen auf den Leichenhäusern zu fordern, ließ sich die Medizinalordnung von 1841 angelegen sein.

Auf dem Gebiete des öffentlichen Kinderschutzes sind folgende Fortschritte zu registrieren: 1826—1829 wurde ein neues Waisenhaus erbaut, seit 1860 begann das Waisenhaus den ersten Versuch mit der Familienpflege, die sich vorzüglich bewährte. Das Kostkinderwesen wurde durch die Medizinalordnung von 1841 geregelt, der Stadtaccoucheur muß die Kostkinder 3 bis 4 mal jährlich besuchen. 1832 wurde die erste Kleinkinderschule in Sachsenhausen errichtet, der bald mehrere andere folgten.

Auf dem Gebiet des Schulwesens ist die 1813—1824 erfolgte Erbauung von vier protestantischen Schulen bemerkenswert, mit hellen und geräumigen Schulzimmern, aber mit überfüllten Klassen. Diese waren für 70—80 Schüler bestimmt, tatsächlich aber waren sie von 90—120 Schülern besucht. 1839 wurde das Gymnasium vom Barfüßerkloster nach der Predigergasse verlegt und damit eine neue hygienische Leidensstation für diese Anstalt geschaffen. Die Überfüllung der Bürgerschulen zwang in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Rat, die Gründung neuer Schulen ins Auge zu fassen, bei welchen hygienische Gesichtspunkte mehr berücksichtigt wurden. Die 1857 erbaute Bethmannschule war die erste Schule, die von vornherein mit einer Turnhalle versehen war und bei der auf Heizung und Ventilation besondere Aufmerksamkeit gelegt wurde.

Für die in der Franzosenzeit erlassene Medizinalordnung wurde 1817 eine neue Medizinalverfassung eingeführt, aus

welcher die kleinlichen bevormundenden Bestimmungen für Ärzte und Apotheker eliminiert wurden. Die Wundärzte wurden jetzt in Wundärzte 1. und 2. Klasse geschieden. In der Medizinalordnung von 1841 wird die erste Klasse der Wundärzte beseitigt und jetzt erst wird die Chirurgie ein voll anerkannter Zweig der medizinischen Wissenschaft, zu deren Ausübung vor allem die Ärzte berechtigt sind, sie müssen allerdings darin eine Prüfung ablegen. Die Zahl der Hebammen ist auf zwölf christliche und zwei jüdische beschränkt, die Hebammen sind Staatsbeamtinnen, sie erhalten festen Gehalt vom Ärar und, wenn sie alt und gebrechlich sind, eine Pension. Die Kurpfuscherei, der Geheimmittelhandel und die Ankündigung von Geheimmitteln sind verboten. In schweren Epidemien darf kein Arzt ohne ausdrückliche Erlaubnis des Sanitätsamtes die Stadt verlassen; tut er es doch, so droht ihm Entziehung der Praxis auf Zeit oder für immer. Die Impfung erfährt eine Fortbildung durch die Bestimmung, daß Kinder, die in öffentliche und Privatschulen aufgenommen werden sollen, geimpft sein müssen. Die Impfung und Wiederimpfung werden auch ohne Zwang so allgemein, daß nur wenige Kinder ungeimpft bleiben.

Die Anstalten für Krankenpflege und Altersversorgung erfahren eine entsprechende Weiterbildung. Am 18. Oktober 1816 wurde der Grund zum Versorgungshaus gelegt, der Neubau des Versorgungshauses in der Hammelsgasse wird in den Jahren 1824—1834 errichtet. 1834 wurde die Armenklinik errichtet, zur Behandlung der Kranken der benachbarten Dörfer, aber auch zur Ausbildung und Fortbildung der Ärzte, namentlich der Chirurgen bestimmt. Nunmehr ließ sich auch der Neubau des Heiliggeisthospitals nicht mehr länger verschieben, da die hygienischen Zustände gänzlich unhaltbar geworden waren. 1835 wurde der Grundstein gelegt und 1839 der Neubau auf der Langestraße vollendet; die Kosten für das auf 245 Betten berechnete Spital beliefen sich auf 245000 fl. Von den zeitgenössischen Schriftstellern wurde das Heiliggeisthospital als eine der größten Zierden der Stadt bezeichnet und einer meinte sogar, es könne wegen seiner Größe und Pracht eher für einen Palast als ein Krankenhaus gehalten werden.

Nun folgten neue Krankenhäuser resp. Neubauten solcher. 1845 wurde das Dr. Christ'sche Kinderhospital und Entbindungsanstalt eröffnet. Für die Syphilitiker und Krätzkranke sowie Blatternkranke wurde 1845 am Oberräder Fußweg der Neubau des Rochusspitals errichtet, 1846 wurde die Frankfurter Augenheilanstalt an der Allerheiligenstraße eröffnet, 1856/57 der Neubau der Entbindungsanstalt; endlich 1864 die neue Irrenanstalt. Hier hatte sich ebenfalls die alte Anstalt als räumlich völlig unzulänglich und auch in ihren hygienischen Verhältnissen als ungenügend erwiesen, trotzdem in der alten Anstalt 1819 ein Flügel für Epileptische angebaut worden war und 1827 das Hauptgebäude einen Anbau erhalten hatte. Durch die rastlosen Bemühungen Hofmanns kam endlich der Neubau zustande, in welchem zum ersten Mal die Geschlechter streng getrennt waren und auch die Trennung der Kranken nach Art ihrer Krankheit in fünf Abteilungen erfolgen konnte.

IV. Die öffentliche Gesundheitspflege von 1866 bis zur Gegenwart.

Mit der Einverleibung Frankfurts in den preußischen Staat waren auch wichtige Umwälzungen auf dem Gebiete des Medizinalwesens verbunden. Das Sanitätsamt wurde aufgehoben und die Sanitätspolizei ging an den Polizeipräsidenten über, dem als medizinisch-technischer Sachverständiger der Kreisphysikus zur Seite stand. Die Verwaltung des Medinalwesens ruhte ferner von nun ab außer beim Minister, beim Oberpräsidenten und beim Regierungspräsidenten. Die Einführung der Gewerbeordnung brachte die Niederlassungsfreiheit der Ärzte und die Aufhebung des Kurierzwanges. 1874 wurde das Reichsimpfgesetz eingeführt, das für die öffentliche Gesundheit Frankfurts schon deswegen von Bedeutung war, da nicht nur während und nach dem deutsch-französischen Kriege, sondern auch noch im Jahre 1875—76 eine heftige Blatternepidemie gewütet hatte.

Zur Förderung der kommunalen Hygiene war bereits 1870 ein städtischer Gesundheitsrat eingesetzt worden. Um die städtische Gesundheitspflege erwarb sich Georg Varrentrapp große Verdienste; er war lange Jahre Arzt am Heilig-

geist-Hospital, von 1842—1866 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, später der Stadtverordnetenversammlung und des städtischen Gesundheitsrates; hochverdient machte er sich durch die Begründung der Frankfurter medizinischen Statistik und der Schulhygiene; die Schaffung der Kanalisation ist in erster Linie seinen rastlosen Bemühungen zu verdanken und er begründete die Frankfurter Ferienkolonie als erste in Deutschland. Verdienste erwarb er sich ferner um das Arbeiterwohnungswesen (1860 Begründung der gemeinnützigen Baugesellschaft) und um die Bekämpfung der Nahrungsmittelfälschung.

Neben ihm sind E. Marcus und A. Spieß zu nennen. Auf Initiative von Marcus wurde 1883 die Stadtarztstelle geschaffen und A. Spieß als Stadtarzt angestellt, dem namentlich die medizinische Statistik und die Schulhygiene einen weiteren Ausbau verdankt.

Mit dem Bau der Kanalisation wurde 1867 begonnen. Sie bewirkte Sauberhaltung des Bodens und der Luft, Trockenlegung der Keller und des Untergrundes, verhinderte die Überschwemmung der Straßen durch Sturzregen und besserte die Gesundheitsverhältnisse; namentlich nehmen die Erkrankungs- und Sterbefälle an Typhus bedeutend ab. 1887 wurde das Klärbecken in Betrieb genommen, das die Abwässer vor ihrem Ablauf in den Main zu reinigen hat. 1902—1904 wurde dasselbe umgebaut und erweitert. 1870—1875 wurde die neue Wasserleitung aus dem Spessart und Vogelsberg gebaut, die 1878 in den Besitz der Stadt überging, 1885—1893 wurden die Grundwasserwerke im Stadtwald errichtet, sowie die Gießwasserleitung, ein Pumpwerk für unfiltriertes Mainwasser zur Straßenbegießung. 1909 wurden die Grundwasserwerke Hattersheim in Betrieb genommen; endlich im letzten Jahr wurde die Quellwasserleitung von Inheiden in Gebrauch genommen.

Die Bauordnung von 1884 brachte zwar ansehnliche Fortschritte auch in hygienischer Hinsicht, jedoch ließ sie in der Außenstadt hohe Mietkasernen, ohne Beschränkung der Geschoßzahl bauen, wodurch der Charakter der Außenstadt als Villenstadt gefährdet wurde. Diesem Umstand trug die Baupolizeiverordnung für die Außenstadt von 1891 Rechnung,

welche dieselbe in Wohnviertel, gemischte Viertel und Fabrikviertel schied, eine Form der abgestuften Bauordnung, welche die villenartige Bebauung im Wohnviertel in jeder Weise begünstigte. 1896 wurde die neue Bauordnung für den Gemeindebezirk Frankfurt erlassen, welche der Forderung nach noch mehr Licht und Luft Rechnung trug; 1910 erfolgte die Revision der Bauordnung für die Außenstadt, in welcher eine Reihe von Vorschriften gemildert wurden, die nach und nach als drückend empfunden worden waren. Licht und Luft in die Altstadt brachten auch die Straßendurchbrüche, die bereits 1850 mit der Trierischen Gasse begonnen und 1906 mit der Schaffung der Braubach- und Domstraße vorläufig abgeschlossen wurden. Die baulich-hygienische Entwickelung der Außenstadt förderte die 1902 erlassene lex Adickes und für die gesundheitliche Entwicklung der Stadt wertvoll wurde die Schaffung der Promenaden im Nizza, sowie einer Anzahl von Alleen wie des Hohenzollern-Platzes, der Habsburger-, und Wittelsbacher Allee, endlich einer Anzahl von Sport- und Spielplätzen für die Jugend; auch die Errrichtung von Arbeiterwohnungen wurde durch die Begründung mehrerer gemeinnütziger Wohnungsgesellschaften gefördert. Von Brausebädern wurde zuerst das Brausebad am Merianplatz errichtet, ihm folgte das städtische Schwimmbad 1896, im letzten Jahrzehnt wurde noch eine Anzahl von Volksbädern in den verschiedenen Stadtteilen eröffnet.

Ein rationeller Straßenbau wurde erst möglich mit Einführung der Straßensiele; seit 1876 wurden fast sämtliche Straßen der Innenstadt neu hergestellt, mit einem den hygienischen Anforderungen entsprechenden Pflaster, 1880 wurde zum erstenmal bei der Goethe-Straße Asphaltpflaster angewendet, 1885 Holzpflaster. Die Straßenreinigung ist seit 1877 den hygienischen Anforderungen entsprechend, sie erfolgt teils durch Maschinen, teils durch Handreinigung, die staubfreie Kehrichtabfuhr erfolgt durch besonders konstruierte Wagen, für die Verbrennung des Hauskehrichts besteht eine Kehrichtverbrennungsanlage.

Der Ernährung dient die 1877 errichtete Frankfurter Milchkuranstalt, die vom Ärztlichen Verein überwacht wird; die Lieferung reiner unverfälschter Milch bezweckt die Polizeiverordnung über den Verkehr mit Milch, sowie die besondere

Verordnung über die Milchkuranstalten. Bei der Errichtung der Markthalle bestand die Befürchtung, daß die Lebensmittelpreise durch sie erhöht würden, was sich als unbegründet erwiesen hat. Der Schlacht- und Viehhof wurde 1882—1885 erbaut und 1896—1902 bedeutend erweitert. Mit Inbetriebnahme desselben wurde der Schlachthofzwang auf alle Viehgattungen ausgedehnt, die Fleischbeschau verbessert und die obligatorische Trichinenschau eingeführt, sowie der Viehmarktsverkehr in städtische Regie genommen.

Auf dem Gebiete der Kinderpflege betätigte sich der Ausschuß zur Beaufsichtigung des Kostkinderwesens, auch die Stadt läßt die von ihr in Pflege gegebenen Kinder beaufsichtigen und stellte zu diesem Zwecke Pflegerinnen und einen Arzt an; später wurde vom Armenamt für die zu bevormundenden Kinder das Institut der Sammelvormundschaft eingerichtet und von der Polizei zur Beaufsichtigung der in Pflege gegebenen unehelichen Kinder besondere Aufsichtsdamen angestellt. Der hilflosen Säuglinge nahm sich ferner an der Verein Kinderschutz und Mutterschutz, der Verband für Säuglingsfürsorge, die Krippen, sowie das Kinderheim und das Wöchnerinnen- und Säuglingsheim, wobei letzteres Institut das Prinzip eingeführt, die entbundene Frau möglichst lange mit ihrem Kinde zusammen zu behalten. Kranke Kinder erhalten im Dr. Christ'schen Kinderhospital, in der de Neufville'schen Stiftung sowie in der Kinderklinik des städtischen Krankenhauses Verpflegung. Der vorschulpflichtigen Kinder nimmt sich der Verein für Volkskindergärten an.

Von den 70er Jahren an nahm auch die Schulhygiene einen erheblichen Aufschwung, es wurden der Größe der Kinder entsprechende Schulbänke hergestellt, nachdem etwa 6000 Kinder gemessen worden waren. 1871 wurde zum ersten Mal eine Zentralheizung in einer Schule und zwar die Luftheizung eingeführt, 1888 wurden in der Frankensteiner- und Willemerschule zum erstenmal Schulbäder errichtet, 1884 Turnspiele eingeführt, 1889 die erste Hilfsschule für schwachbegabte Schüler errichtet, 1891 Kurse für Stotterer eingerichtet, 1899 Schulärzte angestellt, neuerdings wird auch der Schulzahnhygiene besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Unter den Krankenhäusern ist das städtische Krankenhaus

Sachsenhausen das Hauptkrankenhaus der Stadt geworden. Es nahm seine Entstehung von dem Rochusspital, dessen Räume in Sachsenhausen unzulänglich geworden waren, namentlich machte sich eine Erweiterung der Blatternabteilung notwendig, infolge der Anfangs und Mitte der 70er Jahre heftig wütenden Blatternepidemien. 1881 wurde das Rochushospital von der Stadt übernommen und 1884 das neue im Pavillonstil erbaute Krankenhaus mit 188 Betten eröffnet. Das Krankenhaus ist seitdem durch ständige Vergrößerungen bis auf 1500 Betten gewachsen, es sind demselben alle Spezialkliniken angegliedert und eine Reihe von wissenschaftlichen Anstalten mit ihm verbunden. Die Irrenanstalt wurde 1889—1890 umgebaut und erweitert und als sie trotzdem bald wieder überfüllt war, 1895 eine Filiale in der Scheidswallstraße eröffnet, die man eingehen ließ, als die neuen Bezirksanstalten in Weilmünster und Herborn erbaut worden waren. Eine wertvolle Ergänzung erfahren die öffentlichen Krankenhäuser durch die Schwesternhäuser, die zur Ausbildung der Schwestern und Verpflegung der Kranken dienen. Prächtige Neubauten errichteten in den letzten Jahren der Bethanienverein sowie die Barmherzigen Schwestern (Marienkrankenhaus), auch das Bürgerhospital verlegte seinen Neubau vor die Tore, endlich ist zurzeit ein Neubau des israelitischen Gemeindehospitals in der Entstehung begriffen.

Von Institutionen, welche der großen Masse der Bevölkerung in hygienischer Hinsicht zu gute kommen, sind schließlich noch die in den letzten 25 Jahren eingeführten Einrichtungen der Kranken-, Invaliditäts- und Unfallversicherung zu erwähnen.

Den guten hygienischen Einrichtungen, mit deren Schaffung im letzten halben Jahrhundert begonnen wurde, ist es zu danken, daß die Sterblichkeit in Frankfurt ständig abgenommen hat und Frankfurt in der Gegenwart zu den deutschen Städten mit niedrigster Sterblichkeit gehört. Während die Sterblichkeit im 16. und 17. Jahrhundert auf 1000 der Bevölkerung etwa 40 betrug, im 18. Jahrhundert 27, betrug sie Mitte des 19. Jahrhunderts 16 und im Jahr 1909 13,84. Die Cholera hat hier nie festen Fuß gefaßt, der beste Beweis für die zunehmende Gesundung aber ist die Abnahme des

Typhus, denn während Mitte des vorigen Jahrhunderts auf 100 000 Bewohner noch 86 Bewohner am Typhus starben, waren es Anfangs des 20. Jahrhunderts nur 2—3.

Aber auch auf dem Gebiete der Hygiene gibt es keinen Stillstand, täglich erwachsen den Kommunen neue Aufgaben, dank den Fortschritten der Wissenschaft und Technik, die in die Praxis umgesetzt werden müssen, und wer nach 100 Jahren wieder über die Geschichte der öffentlichen Gesundheitspflege in Frankfurt berichtet, wird zweifellos wieder von ungeahnten Fortschritten zu erzählen haben.

Die mittelrheinische Kunst im 14. und 15. Jahrhundert.

Von Museumsdirektor Professor Dr. Friedrich Back in Darmstadt.

Der Begriff mittelrheinisch im kunstgeschichtlichen Sinn bedeutet den Lauf des Rheines etwa von Speier bis Koblenz, und außer der eigentlichen Rheingegend den unteren Lauf von Neckar und Main (bis Heilbronn und Aschaffenburg), die Lahn, die Nahe und die Untermosel. Das ist nicht willkürlich abgerundet. Es handelt sich ungefähr um das Gebiet der Rheinfranken, einschließlich der Pfälzer und der Moselfranken, im Unterschied von den Ostfranken, deren nächstes Kunstzentrum Würzburg ist, von den Niederfranken und Niedersachsen (Köln und Westfalen) im Norden, von den Lothringern im Westen, von den Schwaben und Alemannen im Süden. Es ist politisch und kirchlich etwa das Gebiet der alten Kurpfalz und der Bistümer Speier, Worms, Mainz, Trier, Limburg, die man ja als die mittelrheinischen Bistümer bezeichnet.

Es haben hier Mischungen sehr verschiedener Stämme stattgefunden, besonders zwischen den salischen Franken, die das Land eroberten, und den von ihnen unterworfenen Alemannen; dazu kommt eine starke Unterschicht von Galloromanen, die von der jahrhundertelangen römischen Herrschaft übrig blieb.

Sprachwissenschaft und Volkskunde werden die Art dieser Schichtungen und den Grad der Mischung wohl noch weiter aufhellen, durch Beobachtung der örtlichen Individualität in Sprache und Sitte, in Tracht und Hausbau, in Farbengeschmack und Formensinn. Der archäologischen Forschung verdankt die Kunstgeschichte bereits den Nachweis der Kontinuität provinzialrömischer und frühmittelalterlicher Kultur im Maingebiet. Die galloromanische Bevölkerung blieb als

Träger römischer Kunstfertigkeit, z. B. der Keramik, für die alemannischen und später die fränkischen Eroberer ein wichtiger Kulturträger, und sicherlich haben die zahlreichen im Lande erhaltenen Werke römischer Bau- und Bildkunst die spätere Kunstentwicklung in unserem Gebiete nachhaltig beeinflußt.

Die Karolingische Renaissance hat sich auf deutschem Boden nirgends reicher ausgesprochen als hier. Im frühen 15. Jahrhundert sind im Rheingau, an dessen Bevölkerung man die meiste Wahlverwandtschaft mit italienischer Art wahrgenommen hat, Kunstwerke wie die Lorcher Terrakotten und der Ortenberger Altar entstanden, die der italienischen Kunst näher stehen als andere deutsche Arbeiten dieser Epoche.

Bei einer so verschiedenartig zusammengesetzten Bevölkerung wird man in der Kunst nicht eine Einheitlichkeit erwarten, wie sie etwa die schwäbische oder die oberrheinisch-alemannische Schule darstellt.

Das mittelrheinische Gebiet hatte ferner im Verhältnis zu seiner Ausdehnung eine ungewöhnlich große Zahl von Kulturzentren, die sich unabhängig, zum Teil gegensätzlich gegenüberstanden. Die örtliche und politische Zerstreuung hat die Bildung einer gemeinsamen künstlerischen Tradition erschwert, die Durchkreuzung durch fremde Einflüsse erleichtert. Das gilt besonders im Vergleich mit der Kölner Schule, hinter der die volle Einheit des Stammes und der Geschichte, die Gemeinsamkeit der ganzen politischen und wirtschaftlichen Interessen steht. Aber dieselben Umstände, die der Bildung einer mittelrheinischen „Schule" im üblichen Sinne hinderlich waren, begründen vielleicht einen besonderen Reichtum an individuellen Werten und eine wichtige Vermittlerrolle im künstlerischen Austausch der verschiedenen Stämme.

Die geographische Lage muß Einflüsse vom Westen her, von der französischen und burgundischen Kunst, erleichtert haben. Auch die Beziehungen mittelrheinischer Dynastengeschlechter zu Frankreich waren hierfür gewiß nicht unwichtig. Auch wenn man von dem alten kirchlichen Vorrang der Mainzer Kirche absieht, war es falsch, für das mittelrheinische Gebiet von vornherein eine zurückgebliebene, etwa von Köln abhängige Provinzialkunst anzunehmen.

Neben der zünftigen Kunstübung blühte noch im 15. Jahrhundert eine klösterliche, die zu billigeren Preisen arbeitete und den bürgerlichen Malern unbequem war. Bei den internationalen Beziehungen der Klöster konnten hier besonders leicht auswärtige, auch italienische Einflüsse Zugang finden.

Das 14. und 15. Jahrhundert sind in ungewöhnlichem Grade eine Epoche des Übergangs auf allen Gebieten. Wir sehen wie die Mystik, die Anfänge der freien Wissenschaft, die Erstarkung des zünftigen Handwerks, die Demokratisierung der Städte das ganze Leben in seinen Tiefen erschüttern und umbilden, wie andererseits die widerstrebenden konservativen Elemente, Kirchentum und Aristokratie, verstärkte Anstrengungen zur Wahrung ihrer Hoheit machen. Wie hoch man auch das Eigenleben der Kunst anschlagen mag, sie ist zugleich durch tausend Fäden mit den übrigen Zweigen des Lebens unlösbar verknüpft.

In der gleichzeitigen Wirkung so widerstreitender Kräfte, wie sie diese Übergangsepoche aufweist, werden manche widerspruchsvolle, seltsame Erscheinungen begründet sein, die sich in die Entwicklung nur schwer einordnen lassen.

Entscheidend aber war auch für die Kunst dieselbe Kraft, welche die ganze Kulturbewegung trotz aller Hindernisse trieb: der Drang zur Fülle und Freiheit des Lebens. An Stelle des Typischen setzt sich das Individuelle durch, an Stelle des Monumentalen das Malerische; das ruhige Sein weicht der Bewegung, die großen Flächen und Linien lösen sich im reichen Wechsel von Licht und Schatten auf.

Im Einzelnen bietet die Entwicklung in den verschiedenen Gegenden Unterschiede dar; auch am Mittelrhein hat sie eigentümliche, von der Stammesart und von anderen, vielleicht nicht immer feststellbaren Kräften bedingte Züge.

Die Plastik.

Ein großes Werk der Architekturplastik steht am Anfang der Epoche: das nur in Trümmern erhaltene Portal der Mainzer Liebfrauenkirche (seit 1315). Das jüngste Gericht war dargestellt: in den Archivolten übereinander Paare von Seligen und Verdammten, durch die Bewegung der vorderen

und der hinteren Figur den beiden Linien des Bogens entsprechend. Man unterscheidet einen Meister, der in dem kraftvollen Ausdruck und in den großen Köpfen auf das jüngste Gericht im Domkreuzgang zurückweist und in der großflächigen, malerisch weichen Gewandbehandlung wie ein Vorläufer Claus Sluters erscheint, und einen zweiten mit schlankeren Gestalten und überaus scharf, fast kleinlich herausgearbeitetem Gesichtsausdruck. An der Madonna, die am Mittelpfosten stand, wird der Unterschied vom 13. Jahrhundert besonders deutlich: sie ist noch schlanker und stärker ausgebogen als die schöne, an Bamberger Kunst erinnernde Madonna von der Fuststraße; der dort noch ein wenig sichtbare Körper ist hier schon ganz vom Gewande verhüllt, das in den seitlich herabfallenden Massen undulierende Bewegung annimmt.

In einer Madonna der Karmeliterstraße in Mainz, bereits aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, ist Ausbiegung und Verhüllung noch mehr übertrieben, in schematischer Wiederholuug laufen die Falten nebeneinander her. Eine weitere Entwicklung war auf diesem Wege nicht möglich: nur daß die seitlich herabfallenden Gewandmassen mit ihren undulierenden Linien immer mehr gehäuft werden. Schon eine nur wenig jüngere Steinmadonna, die kürzlich aus dem Rheingau in das Darmstädter Museum gelangt ist, kündet in der Behandlung des Stoffes und des Fleisches bereits das Naturgefühl des 15. Jahrhunderts an.

Die beiden schönsten Grabdenkmäler des engeren Mainzer Gebietes aus dem 14. Jahrhundert sind der Kantor v. Stein († 1330) und der Erzbischof Gerlach Graf von Nassau († 1371) im Kloster Eberbach. In Haltung und Gesichtszügen ist besonders die Persönlichkeit des gewandten, kraftvollen Kirchenfürsten lebendig erfaßt, der in seinen Landen als Gesetzgeber gefeiert und von auswärtigen Herren als Ratgeber und Vermittler gesucht war.

Wir kennen hier so wenig wie von einem anderen mittelrheinischen Kunstwerk des 14. und 15. Jahrhunderts den Namen des Bildhauers; mit keinem der zahlreichen Steinmetznamen, die urkundlich für Mainz überliefert sind, läßt sich eine der erhaltenen Skulpturen verknüpfen. Wenn aber von der Beschäftigung fremder, nicht zünftiger Handwerker,

„Pfaffen oder Laien", durch die Mainzer Geistlichkeit berichtet wird, die vom Rate ausdrücklich verboten werden muß, so möchte man gerade die beiden Eberbacher Denkmäler solchen in der Welt herumgekommenen, wenn auch vielleicht am Mittelrhein gebürtigen und hier zuerst geschulten Bildhauern zuweisen.

Als Arbeiten einheimischer Zünftler erscheinen die Frankfurter Reliefs der Holzhausen, Katharina von Wedel († 1378), Siegfried zum Paradeis († 1386). Hier ist kein Nachklang von dem großen Stil der französischen Plastik: schlichtes Bemühen um die Wiedergabe der äußeren Erscheinung verbindet sich mit ungewöhnlichem Sinn für festen Rhythmus in der Führung der Hauptlinien; das Relief ist sehr flach. Erst die schönen weiblichen Bildnisse von Oppenheim aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts treten wieder kräftiger heraus.

Wieviel diese einfache Bildniskunst für die Entwicklung im Ganzen bedeutete, wird an einem Werk der Architekturplastik, dem Memorienportal des Mainzer Domes klar, das die Epoche des 15. Jahrhunderts einleitet, wie jenes Liebfrauenportal das 14. Jahrhundert.

Einheimische Steinmetzen, vertraut mit den Werken, die ihre Stadt aus dem großen 13. Jahrhundert bewahrte, wie dem jüngsten Gericht des Domkreuzganges, und nicht unbeeinflußt durch sie, haben sich in die Ausführung der in den Archivolten übereinander stehenden Statuetten geteilt, aber sich einer einheitlichen tektonischen Idee unterworfen, die in der Haltung der Figuren eine konzentrische Responsion verlangte. Die überschlanken Körperverhältnisse des 14. Jahrhunderts sind gemäßigt, zum Teil sehen wir wieder die großen Kopfmaße der älteren Mainzer Plastik. Wie die Verstorbenen in jenen Grabreliefs erscheinen mehrere dieser Heiligen in der Tracht, sogar im modischen Putz des Lebens; hier und da kommt unter enganliegendem Gewande der Körper wieder zum Ausdruck. Der Sinn eines neuen, weltfreudigeren Geschlechtes lebt in diesen anmutigen, liebenswürdigen Jünglingen und Jungfrauen. Die Behandlung des Materials aber zeigt einen Grad von Weichheit, den die Steinskulptur sonst auch in dieser Periode des „weichen Stiles" nicht erreicht: man spürt den vorbildlichen Einfluß der im mittelrheinischen Gebiet hochentwickelten Terrakottaplastik.

Man würde über die Heimat des einzigartigen Terrakottabildners, der zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Lorcher Kreuztragung der Sammlung Figdor und etwas später die Beweinung in Limburg geschaffen hat, und von dessen Nachfolgern einige Figuren in Bingen und die Eberbacher Madonna im Louvre herrühren, im Zweifel sein können, wenn nicht die nahe Verwandtschaft seiner Schöpfungen mit der Steinplastik des Mainzer Memorienportals ihn deutlich als mittelrheinischen Künstler erwiese. Sinn für ebenmäßige Schönheit in den Köpfen, für Rhythmus der Gewandordnung und der Gruppierung, vereinigen sich in ihm mit außerordentlich weichem, allem Herben und Eckigen widerstrebenden Formgefühl, mit sicherer, nie übertreibender und doch tiefster Wirkung fähiger Ausdruckskraft. Er ist in gewisser Hinsicht der früheste Vorläufer der Renaissance auf deutschem Boden, und es läßt sich verstehen, daß man Figuren von so reifer, ausgeglichener Schönheit wie die Lorcher Frauengruppe oder die Maria und den Nikodemus von Limburg, als sie bekannt wurden, zunächst in die Nähe des 16. Jahrhunderts setzen wollte. Der Meister ist nicht von den Holzschnitzern oder Steinmetzen ausgegangen, seine Kunst beruht ganz in ihren eigenen, durch die Modellierung in weichem Material gegebenen Bedingungen. Er scheint alles vor dem Brande freihändig modelliert zu haben, es fanden sich nirgends Nähte, die auf ein Ausdrücken aus Teilformen zu schließen erlaubten.

Das Terrakottamaterial war bei diesen Arbeiten durch Bemalung völlig verdeckt. Sie wirkten bei oberflächlicher Betrachtung nicht anders als bemalte Holzskulpturen und mögen diesen für die Ausstattung der Altäre häufig vorgezogen worden sein.

Die Zahl der in unserem Gebiet erhaltenen Holzskulpturen ist verhältnismäßig gering. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es weder private noch staatliche Sammlungen am Mittelrhein, die sich der älteren Plastik nachdrücklich angenommen hätten; zweifellos ist vieles aus den mittelrheinischen Kirchen in die Sammlungen von Nürnberg und Köln, aber auch weiter fortgewandert. Die Forschung hat in den Werken der Steinskulptur einen Anhalt, um unter den im Lande verbliebenen Holzfiguren einheimische von importierten, mit denen

man hier wie allerorts auch zu rechnen hat, zu unterscheiden und die entführten nachzuweisen.

Das in jeder Hinsicht hervorragendste Werk der Holzschnitzerei im mittelrheinischen Gebiet ist der große Altaraufsatz in der Stiftskirche zu Oberwesel, der vermutlich erst nach 1331, dem Jahr der Altarweihe, in Angriff genommen wurde. Inwieweit an seinem reichen Figurenschmuck, dessen Herstellung längere Zeit in Anspruch nahm, auch fremde Künstler beteiligt waren, ist noch zu untersuchen: die jüngsten, erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entstandenen Teile lassen sich wohl nirgends zwangloser einordnen, als in der mittelrheinischen Kunst, sie erscheinen als Vorläufer der Plastik vom Mainzer Memorienportal.

Die mittelrheinische Holzplastik hat im 15. Jahrhundert keine Schöpfung zu verzeichnen, die dem Oberweseler Altar an die Seite zu stellen wäre. Es ist möglich, daß ihr die Terrakottaplastik, die wir zu Beginn des Jahrhunderts in voller Blüte sehen, nicht blos Aufträge, sondern vielleicht auch den besten künstlerischen Nachwuchs entzogen hat.

Aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts stammt die schöne Frauengruppe der Christofskirche in Mainz, deren strenger, durch parallele Richtlinien geordneter Aufbau dem um dieselbe Zeit in Frankfurt entstandenen Relief der Katharina von Wedel entspricht. Ein jüngeres Madonnenbild aus der Liebfrauenkirche zu Mainz, jetzt in der Seminarkirche, aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, ist bezeichnend für die neue Auffassung der alten kirchlichen Motive: an Stelle der feierlich repräsentativen Haltung ein stilles Versunkensein im mütterlichen Glück. —

Für das monumentale Grabmal hatten die Mainzer Künstler bereits vorher durch den Würzburger Bildhauer, der das Denkmal Konrads von Weinsberg († 1396) schuf, eine Anregung zu ernsterem Gewandstudium erfahren; doch ist bei der nächsten Bischofsgestalt des Domes, dem Grafen Johann von Nassau († 1419), vor allem wiederum die Treffsicherheit im Bildnis zu rühmen: dieses verkniffene Antlitz bestätigt die Berichte über den Mann, dessen kleinliches, eigennütziges, streitsüchtiges, großer politischer Gedanken bares Wesen allgemein verhaßt war.

Das auf flüssige Bewegung bedachte Formgefühl der Zeit kommt dann am stärksten zur Geltung in dem schwungvollen Denkmal Konrads von Daun († 1434), zugleich aber eine Eigentümlichkeit der mittelrheinischen Kunst: durch fast symmetrische Führung der Gewandsäume wird das stark bewegte Leben des Stoffes zusammengefaßt. Und wie individuell sind wiederum die offenen, begeisterten Züge des hoch erhobenen Hauptes.

Um dieselbe Zeit entstand an der Frankfurter Liebfrauenkirche in dem Portalschmuck über dem Osteingang der Südseite eine zweite wichtige Schöpfung des vollentwickelten weichen Stiles: das große Relief einer Anbetung der heiligen drei Könige in der Lünette und die zwei Medaillons mit Profetenfiguren. Außer der bereits rein malerischen Art, mit der die drei Reiterzüge und in der Ferne die Verkündigung an die Hirten in einer hügeligen Landschaft dargestellt sind, ist hier eine konzentrische Responsion in der Verteilung der Massen und in der Bewegungsrichtung zu beachten. Auch die ungewöhnliche Weichheit in der Behandlung des Steinmateriales stimmt mit den Mainzer Statuetten überein. Die großartige Haltung und Geste des Jeremias in dem einen Medaillon erinnert an den Mosesbrunnen Claus Sluters in Dijon; vielleicht hat der Bildhauer dieses Werk gekannt.

Der erste im mittelrheinischen Gebiet nachweisbare fremde Meister ist Nicolaus Gerhart von Leiden; er hat — wohl noch von Straßburg aus — das Monument des Erzbischofs Jakob von Trier (1439—1456) geschaffen und in dem vorgeschrittenen Selbstbewußtsein des Niederländers mit seinem vollen Namen und dem Datum 1467 bezeichnet. Das schöne Werk hat noch etwas von der schwunghaften Empfindung des Daun, die Gewandung aber zeigt nicht mehr den weichen Fluß der Säume; vielfach geknickte Falten, wie sie in der Malerei die van Eyck-Schule eingeführt hatte, treten besonders unten, in dem dünnen Stoff der Alba, hervor.

Das reife Naturstudium dieses Niederländers wird auch auf die Plastik des Mainzer Gebietes maßgebend eingewirkt haben. Das Denkmal Erzbischofs Adolf II. von Nassau im Kloster Eberbach († 1475) ist dem älteren Trierer Werk in der Anordnung der Gewänder, in der Faltengebung und

in dem Realismus, mit dem die verschiedenen Stoffe in ihrer Eigenart beobachtet sind, verwandt.

Eine Fühlung mit niederländisch-burgundischer Kunst scheint schon die große Grablegung der Trierer Gangolfkirche zu verraten, die gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden sein mag.

Im Ganzen liegt die Entwicklung der mittelrheinischen Plastik in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts trotz mehrerer aus dieser Zeit erhaltener Denkmäler noch sehr im Dunkeln. Einzigartig ist die monumentale Gestalt Adalberts von Sachsen im Dom zu Mainz († 1484). Man hat an einen auswärtigen Künstler gedacht. Das Werk ist der großen Grablegung im nördlichen Seitenschiff des Domes verwandt. Hier aber zeigt die Kriegergruppe vorne am Sarkophag in ihrer äußerst strengen, durch kräftige Richtlinien gebundenen Anordnung einen uns bereits bekannten Zug der mittelrheinischen Kunst in besonderer Stärke.

Wir haben in unserem Gebiet mehr als sonstwo mit einer erheblichen Zahl zerstörter Werke zu rechnen, deren Kenntnis die Anknüpfung einzelner, zusammenhanglos erscheinender Werke wie des Adalbert-Denkmals erleichtern würde.

Das gilt auch von dem Bildhauer, der die Epoche glänzend abschließt, dem Schöpfer der Henneberg-, Liebenstein- und Gemmingen-Denkmäler († 1504—1514 zu Mainz), in welchem die neueste Forschung Hans Backoffen, den urkundlich als Schöpfer der Kreuzigungsgruppe vom Frankfurter Peterskirchhof festgestellten Meister, erkannt hat. Der Einfluß Riemenschneiders, der im Henneberg-Denkmal sichtbar ist, dürfte nur eine Übergangsstufe in seiner Entwicklung gewesen sein. Sein entwickeltes Gefühl für schön bewegte Linien, die außerordentlich weiche, malerische Formengebung, die straffe, das reichbewegte Leben der Gemmingen-Gruppe bindende Struktur, die Meisterschaft im Bildnis, die namentlich am Henneberg hervortritt, endlich das stark Persönliche seiner Schöpfungen: das alles sind Züge, welche die mittelrheinische Kunst auch sonst in besonderem Grade aufweist. Und wie die Arbeiten jenes fast ein Jahrhundert älteren Terrakottabildners als eine Vorahnung der Renaissance berühren, so hat man bei Backoffen die früheste Verwertung von ornamentalen Formen der Antike und der italienischen Renaissance beobachtet.

Die Malerei.

Die glänzende Entwicklung der Malerei, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts anhebt, geht mehr von den Miniaturen als von der Wandmalerei aus. Für die Nahbetrachtung bestimmt und eine Würdigung der Einzelheiten ermöglichend, fordert die Miniatur in höherem Grade den Wirklichkeitssinn der Epoche heraus; indem sie ferner im Unterschied von der Wandmalerei, die ihre Darstellungen gerne aneinanderreiht, meistens als Einzelbild auftritt, regt sie mehr zur bildmäßigen Geschlossenheit und zur Darstellung der räumlichen Verhältnisse an.

Die Erforschung der mittelrheinischen Miniaturen des 14. Jahrhunderts liegt noch in den ersten Anfängen. Sicherlich ist aus dem 14. Jahrhundert außer den bekannten illustrierten Handschriften unseres Gebietes, wie dem Codex Balduinei in Koblenz und der Weltchronik Rudolfs von Ems in Donaueschingen, noch manches unter dem Namen anderer Schulen zerstreut wie früher die mittelalterlichen Tafelbilder.

Die neue Zeit regt sich nachdrücklich in den Miniaturen des Evangelistars, das von 1380 bis 1388 von verschiedenen Händen für den Erzbischof Kuno von Falkenstein ausgemalt wurde und sich jetzt im Domschatz zu Trier befindet. Sie zeigen einen schon sehr entwickelten Wirklichkeitssinn in Tracht und Ausdruck, bemerkenswerte Ansätze zur Raumbildung und eine für diese Epoche unvergleichliche Sicherheit im Bildnis.

In Koblenz, wo der Erzbischof gerne residierte und wo vielleicht auch die Miniatoren des Evangelistars lebten, ist in der Kastorkirche über seinem Grabdenkmal eine Malerei erhalten: der Gekreuzigte mit Heiligen und dem Erzbischof selbst († 1388). Gewandfarben und -linien, Haltung und Ausdruck verraten die Hand des Meisters, der etwas später ein Hauptwerk der mittelrheinischen Tafelmalerei geschaffen hat: den großen Altar der Stadtkirche zu Friedberg in der Wetterau, jetzt im Darmstädter Museum.

Die Heiligenköpfe dieses Werkes zeigen das alte, in Byzanz geprägte Schema von einer im warmen Leben gewonnenen Beobachtung und weit mehr als die gleichzeitigen kölnischen Bilder von persönlichem Empfinden erfüllt. Mit unvergleich-

licher Kühnheit ist der nichtssagende überlieferte Christustypus individualisiert und ins Mächtige gesteigert. Der Meister verwendet die malerischen Mittel der neuen Zeit für die plastische Rundung der Köpfe, aber er weiß, wie viel noch die Linie bedeutet, und gibt die für den Ausdruck entscheidenden Einzelheiten, Auge und Mund, zeichnerischer als die Kölner, er verzichtet hier auf den Schein des allgemeinen Lebens, um das individuelle, auf das ihm alles ankommt, zu sichern. Während er einerseits auf die hoch entwickelte Bildniskunst jener Miniatoren zurückweist, wahrt er im Übrigen ein wichtiges Gesetz der Wandmalerei: die flächige Haltung. Aus der Koblenzer Arbeit kennen wir ihn selbst als Wandmaler. Welche Bedeutung die Wandmalerei in unserem Gebiet auch noch im 15. Jahrhundert gehabt hat, wird immer deutlicher; namentlich der Karmeliterorden scheint sie sehr befördert zu haben. —

Sichtlich hat unser Meister auch für die Gewandung Naturstudien im Sinne der neuen, malerischen Kunst gemacht; aber er zwingt das Spiel der Farben, ihren die Fläche bedrohenden Wechsel von Hell und Dunkel, unter den monumentalen Gedanken. Weithin sollen die Farbenakkorde wirken; große, schön geschwungene Linien sollen die Bewegung der Gestalten begleiten und die im Goldgrund zerstreuten einzelnen Figuren zum Ganzen zusammenschließen. Wie in der gleichzeitigen und jüngeren mittelrheinischen Plastik tritt hier ein starkes tektonisches Bedürfnis zutage, in einer ungewöhnlichen Symmetrie der farbigen Anlage und der Linienführung; vermutlich haben italienische Vorbilder eingewirkt.

Der Friedberger Altar steht in dieser Hinsicht wie in seinen ausdrucksvollen, für diese Frühzeit überraschend individualisierten Köpfen, Werken der italienischen Malerei näher als andere deutsche Gemälde. So wie hier haben Simone Martini und Lorenzo Monaco durch die Linienzüge der Gewänder die Bewegung der Gestalten nachdrücklich und feierlich begleitet und durch Responsion der Linien die einzelnen Figuren kräftig zusammengefaßt; in der Schule von Avignon und bei den Florentinern tritt die Neigung zu rhythmischer Ordnung der Farben auf, die hier und in einem etwas jüngeren Werk

der mittelrheinischen Malerei mehr zu beobachten ist als in andern deutschen Schulen.

Es liegen Anzeichen dafür vor, daß das große Altarwerk von Friedberg, dessen Flügel von mehreren anderen, zum Teil sehr verschiedenartigen Händen ausgeführt sind, in einer klösterlichen Werkstatt der näheren Umgebung von Friedberg entstanden ist.

Noch ein zweites wichtiges Werk ist gegen Ende des 14. Jahrhunderts in demselben oberhessischen Gebiet entstanden: die Altartafeln in Schotten. Nachdem sie von entstellendem Schmutz gereinigt worden waren, hat man sie als mittelrheinische Arbeit erkannt: die leuchtende Helligkeit der Färbung, der schöne Rhythmus in Farben und Linien, die lebhafte Empfindung, die hier noch deutlicheren italienischen Einflüsse, aber auch das Holzmaterial und die dekorativen Zutaten stimmen zum Friedberger Altar und zu späteren Werken der mittelrheinischen Kunst. Doch ist der Meister von Schotten malerischer in seiner ganzen Art, er hat nicht mehr den monumentalen Sinn des älteren Zeitgenossen und arbeitet die Körper zu kräftigerer Plastik heraus.

Jedenfalls haben beide Meister den weiteren Gang der mittelrheinischen Malerei für einige Zeit bestimmt. Ihre Nachwirkung ist besonders in einer Kreuzigung der Darmstädter Galerie zu erkennen, deren rücksichtslose Ausdruckskraft ebenso auf Miniaturen des Trierer Evangelistars zurück- wie auf Grünewald hinweist. Kein Maler hat vor Grünewald die Todesqual im Haupte des Herrn und den ohnmächtigen Schmerz Marias in so furchtbarer Weise auszudrücken gewagt, wie dieser Unbekannte. Wie sehr war man sonst bedacht, die himmlische Schönheit der Gottesmutter auch in der Darstellung ihrer schwersten Stunde zu wahren.

Aber auch der um 1420 entstandene Altar aus der Frankfurter Peterskirche (jetzt im Städtischen Historischen Museum) steht noch unter dem Einfluß der beiden älteren Meister; bei aller, den gleichzeitigen kölnischen und westfälischen Bildern überlegenen Ausbildung der räumlichen Tiefe sind hier durch geschlossene Gruppierung die Gewandfarben in größeren Flächen zu monumentaler Wirkung zusammengefaßt.

Um die gleiche Zeit ist dann in Mainz das zweite Hauptwerk der älteren mittelrheinischen Malerei entstanden, der

Ortenberger Altar, der sich jetzt ebenfalls in der Darmstädter Galerie befindet. Der Maler ist eine ganz andere Natur als der ernste, schwerblütige Meister von Friedberg: sein heiteres Auge labt sich an der Lieblichkeit und dem Glanz der Welt, lichte Daseinsfreude beseelt die heiligen Frauen, die Kinder und Engel seiner Bilder. Sogar seine Maria hat nichts von der kirchlichen Würde und der mystischen Versonnenheit kölnischer Madonnen.

Dafür hebt er das einfach Menschliche der heiligen Geschichte mit sicherem Gefühl heraus, ohne irgendwo in nüchterne Prosa zu fallen. Mit dem stammverwandten älteren Meister berührt er sich in einem verhältnismäßig hohen Grad von Freiheit gegenüber dem Üblichen.

Aber man fühlt auch einen Zusammenhang der künstlerischen Überlieferung: hier wie dort eine strenge, nach Farben und Linien einheitlich geschlossene Bildanlage, flächenhaft breite Behandlung der Gewänder, eine noch immer feste, den Reichtum an feiner Charakteristik begründende Zeichnung, einen ausgesprochenen Sinn für ebenmäßige Schönheit.

Nur das Naturstudium, das sich bei dem älteren Meister besonders in den Köpfen verrät, liegt dem jüngeren nicht am Herzen. Wie sehr er auf Ausbildung räumlicher Tiefe bedacht ist und sich gerade hierbei im Besitz der malerischen Mittel der neuen Kunst zeigt, so wenig hat er das Bedürfnis, die Formen aus dem Typischen herauszuarbeiten, sie interessieren ihn nicht an sich, sondern nur als Träger des Ausdrucks. Die Faltenlinien der Gewänder sind mehr ornamental, weniger als Andeutung der wirklichen Formen gefühlt.

Wie in dem Friedberger Altar ist eine Verwandtschaft mit italienischer Malerei nicht zu verkennen. Das rote Bett der Maria, der Turm, an den das Stalldach angesetzt ist, die Höhle im Hintergrund des Stalles, der Fußkuß des alten Königs sind Dinge, die durch Miniaturen vermittelt sein könnten. Aber die Komposition des Hauptbildes, dessen zwei Figurenreihen in der Mitte durch eine im Dreieck aufgebaute Gruppe verbunden sind, der das Bild beherrschende Goldglanz der Gewänder und die Art der Schattierung, die durch Pinselstriche anstatt durch Töne gegeben wird, sprechen für eine Bekanntschaft mit italienischer Kunstübung.

Der Künstler muß in Mainz gearbeitet haben. Wenn man seine Heiligen in Plastik übersetzen wollte, so würden Gestalten von der Art jener liebenswürdigen Statuetten des nur wenig älteren Memorienportals herauskommen. Sodann ist eine Folge von Glasmalereien des Mainzer Gebietes erhalten (aus Partenheim, jetzt im Museum zu Darmstadt), die in Typen, Zeichnung und Auffassung deutlich auf den Meister des Ortenberger Altars zurückweisen und in der Werkstatt eines Nachfolgers entworfen sein mögen. Sie sind übrigens auch für unsere Kenntnis der weiteren Geschichte der mittelrheinischen Malerei von Wert, indem sie eine sonst nicht erhaltene Übergangsstufe von der älteren zu der jüngeren Epoche darstellen und den Meister der Dominikuslegende, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts gearbeitet hat, als zugehörig zur mittelrheinischen Kunst erweisen helfen.

Bis hierher stellt sich die mittelrheinische Kunst verhältnismäßig rein dar; später kommen stärkere Einflüsse von außen her. Wir sehen, daß sie die monumentale Wirkung, die eine gemalte Altartafel ebensosehr auszuüben hat, wie eine Wandmalerei, schärfer im Auge behielt als es sonst auf deutschem Boden geschah. Nur so ist die Zurückhaltung zu erklären, die sich diese Maler in ihrem flächigen Gewandstil auferlegen, obwohl die Technik zu mehr plastischer Modellierung die Mittel bot und die räumliche Durchbildung des Hintergrundes bald ein widersprechendes Element hinzubrachte. Der Meister von Schotten scheint mit seiner etwas abweichenden Tendenz zunächst keine Nachfolge gefunden zu haben. Als farbige Silhouetten sollen die Gestalten wirken, bei mehrfigurigen Darstellungen schließen sich die Figuren fester als in anderen Schulen zu Gruppen, so daß die Gewänder in großen Flächen zu teppichartiger Wirkung zusammentreten. Unter den Farben haben warmes Rot und Grün die Herrschaft, Blau gewinnt erst allmählich breiteren Raum und wird gern in Grün gebrochen. Die ungewöhnlich starke Neigung zum Einschieben neutraler Töne von Weiß und Grau zeigt, wie sehr es den mittelrheinischen Malern um reine und laute Erscheinung der Hauptfarben zu tun war.

Und wie die Farbe nicht blos als Darstellungsmittel, sondern mit deutlichem Bewußtsein zunächst als schöne Flächen-

belebung angesehen wird, so sind auch die Linien der Gewänder nicht blos Beschreibung des Faltenwurfs, sondern ebensosehr besondere Werte, bald wie ein Spiel von Ornamenten, bald durch ihren Rhythmus die Darstellung hebend und ordnend. Auch in der mittelrheinischen Plastik war ein Linienrhythmus zu beobachten, der die einzelne Figur in sich und mehrere untereinander tektonisch bindet.

Der Wirklichkeitssinn beschränkt sich noch im Ortenberger Altar, wenn man von der vorgeschrittenen Raumbildung absieht, auf den sicheren, in den Umrissen niedergelegten Blick für das Charakteristische von Haltung und Bewegung und auf die Darstellung der Köpfe. Sehr schwach ist im Ganzen der Sinn für Einzelform und Proportion; so trat auch in der mittelrheinischen Plastik die formale Durchbildung hinter dem lebendigen Gesamteindruck und der rhythmischen Schönheit zurück.

Feste Zeichnung vermochte in dieser Frühzeit das Seelische bestimmter herauszuholen als ein mehr malerischer Stil. Sie entsprach also dem ungewöhnlich starken Trieb der mittelrheinischen Maler, in den Bildern persönliches Erlebnis zum Ausdruck zu bringen. Kein Maler hat vor dem Genter Altar Heiligenköpfe von so individueller, überzeugender Charakteristik geschaffen, wie sie im Friedberger Altar zu sehen sind, nie ist die heilige Geschichte unbefangener und weltfreudiger erzählt worden als im Ortenberger Altar, nie der Schmerz Marias so tief erfaßt wie in der Darmstädter Kreuzigung. Die Freiheit in der Auffassung kirchlicher Gegenstände ist der mittelrheinischen Kunst eigentümlich, namentlich im Vergleich mit der kölnischen, die viel mehr von kirchlichen Rücksichten gebunden und eingeschränkt war.

Im weiteren 15. Jahrhundert wird der Austausch zwischen den einzelnen deutschen und ausländischen Schulen lebhafter. Maler und Gemälde wandern, die alte einheimische Art nimmt unter dem Einfluß der Zugewanderten allerlei neue Züge an. Nicht bloß eine vermehrte Nachfrage, auch die veränderte Stellung gegenüber dem Kunstwerk befördert den künstlerischen Verkehr. Neben dem Gegenständlichen wird jetzt die Art der künstlerischen Lösung an sich mehr beachtet: man

vergleicht den Grad, in dem die Darstellung der Wirklichkeit im farbigen Flächenbild geglückt ist, nach ihrer stofflichen Erscheinung, nach ihrem körperlich-räumlichen Dasein.

Das Entgegenkommen gegen fremde Künstler mag gerade am Mittelrhein um so größer gewesen sein, als die einheimische Malerei sich nicht unbedingt dem modernen Geist hingab, sondern etwas Monumentales wahrte. So werden denn schon im zweiten und dritten Jahrzehnt größere Aufträge von Seligenstadt und von Kloster Bornhofen am Rhein an den Meister Berthold von Nördlingen vergeben, dessen höchst plastisch modellierte und sehr nüchtern zeremoniös empfundene Gewandfiguren in grellem Gegensatz zu den Gestalten des Ortenberger und des Friedberger Altars stehen. Der Siefersheimer Altar in der Darmstädter Galerie ist vielleicht von demselben Mainzer Karmelitermönch Nikolaus (Sublin) gemalt, von dem die Miniaturen im Mainzer Domschatz von 1432 herrühren. In sichtlicher Nachwirkung der älteren einheimischen Kunst zeigt das Siefersheimer Werk einen höchst flächigen Stil und einen außerordentlichen Rhythmus in der farbigen Anlage, zugleich aber auch Einflüsse der kölnischen und westfälischen Schule.

Wie in den Urkunden zugewanderte Maler auftreten, z. B. Hans von Metz in Frankfurt und Cunzchin von Straßburg in Mainz, so führt der Erwerb und das Bedürfnis zu künstlerischer Schulung auch mittelrheinische Maler in die Fremde, namentlich in die Niederlande, wo das Neue am Fertigsten und Glänzendsten in die Erscheinung getreten war.

Hans Memling, dessen Heimat wir jetzt im engeren Gebiet von Mainz, in Groß-Gerau, ansetzen dürfen, hat von der Kunstübung seiner mittelrheinischen Heimat mehr bewahrt, als man zum Teil glaubt. Was im Unterschied von seiner niederländischen Umgebung an ihm auffällt, die altertümliche Strenge im Aufbau seiner Bilder, die feste, rhythmische Ordnung der Farben, die Neigung zum Typischen bei aller Fülle von seelischer Charakteristik: das entspricht durchaus der Mainzer Kunst in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Werke wie der Ortenberger und der Siefersheimer Altar waren die ersten starken Eindrücke seiner Jugendzeit.

Während Memling für die Heimat verloren ging, war

ein anderer, ungefähr gleichalteriger Maler, der Meister der Darmstädter Passionsszenen, nur vorübergehend in den Niederlanden. Seine Kunst enthält einen merkwürdigen Widerspruch zwischen unsicherer oder im Schema steckengebliebener Zeichnung und einem sehr entwickelten, im Helldunkel bereits auf Grünewald hinweisenden malerischen Können.

Die mittelrheinische Herkunft ist bei diesem Unbekannten übrigens ebensowenig sicher wie bei dem berühmten „Hausbuchmeister". Ihn kennen wir zunächst nur als Kupferstecher. Aber die überaus malerische Art seiner Stiche hat dazu angeregt nach Gemälden seiner Hand zu suchen, und da sich gerade im mittelrheinischen Gebiet eine Anzahl von Gemälden vorfand, die von ihm oder unter seinem persönlichen Einfluß ausgeführt schienen, so hat man ihn unter die mittelrheinischen Maler eingereiht.

Die neueste Forschung schreibt ihm auch eine umfangreiche Tätigkeit für den Holzschnitt zu, läßt ihn als Meister aus Schwaben kommen und nur in den beiden letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts am Mittelrhein, besonders in Speier, tätig sein. Die von verschiedenen Seiten und mit großem Eifer geführte Untersuchung ist noch in vollem Fluß; es ist möglich, daß die bisherigen Ergebnisse wie schon einmal eine erhebliche Berichtigung erfahren werden.

Sicher erscheint dies: weder die mittelrheinische noch die schwäbische Malerei der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, soweit wir sie kennen, gewähren den nötigen Anhalt, um aus ihnen allein die Kraft ableiten zu können, die sich in den Stichen und Zeichnungen des einzigartigen Meisters offenbart: sein unbefangenes, sicheres Erfassen der Wirklichkeit in aller Fülle ihrer formalen und malerischen Werte. Außer den Stichen Martin Schongauers muß der niederländischen Kunst, der man ihn zunächst auch eingereiht hatte, ein unmittelbarer, entscheidender Einfluß auf seine Entwicklung eingeräumt werden.

Zweitens ist zu beachten, daß nur in seinen Stichen und Zeichnungen die reiche Beweglichkeit seiner Empfindung, die spielende Leichtigkeit der Hand und seine vorgeschrittene malerische Art voll zum Ausdruck kommt. Auch die wenigen Gemälde, die fast einstimmig als seine eigenhändigen Arbeiten

angesehen werden, die Tafeln in Freiburg, die Auferstehung in Sigmaringen und der Gekreuzigte in Darmstadt stehen bei allen Vorzügen nicht ganz auf der Höhe seiner besten graphischen Blätter. Ein Vergleich der gestochenen Kruzifixe, der sich wegen der Gleichheit des Gegenstandes besonders empfiehlt, mit den Gemälden in Freiburg und Darmstadt, zeigt deutlich, wie viel ihm bei der Malerei über dem großen Maßstab, vielleicht auch infolge einer gewissen inneren Befangenheit, an Frische und Kraft des Ausdrucks verloren ging.

Der Einfluß des Hausbuchmeisters tritt in mehreren andern mittelrheinischen Werken zu Tag, so in dem Mainzer Marienleben, das man zunächst als eigenhändige Arbeit des Hausbuchmeisters angesehen hatte, und in den Tafeln des Sebastiansaltares im bischöflichen Haus in Mainz. Überzeugend hat man dem Maler der Sebastianslegende auch die beiden Bildnisse Nr. 78 und 79 der Staedel-Galerie zugewiesen und im Hinblick auf die ähnlichen, mit h bezeichneten Holzschnitte der Mainzer Sachsenchronik von 1492, in ihm den von Dürer hochgeschätzten Frankfurter (vor 1508 in Mainz tätigen) Maler Martin Heß vermutet.

In anderen gleichzeitigen Bildern, z. B. der erst neuerdings untersuchten und mit Vorbehalt dem Konrad Fyol zugewiesenen Anna Selbdritt der Frankfurter Liebfrauenkirche, wird man neben der mittelrheinischen Art den Einfluß Wolgemuts erkennen dürfen. Am stärksten aber hat gegen Ende des Jahrhunderts der große oberrheinische Meister Martin Schongauer eingewirkt. Seine Stiche werden kopiert und frei benutzt (Altäre von Nieder-Erlenbach, Wolfskehlen, Speier, Studernheim).

Die selbständigste, eigenartigste Persönlichkeit um die Jahrhundertwende ist der Meister des Darmstädter Dominikusaltars. Nach Farbengeschmack, Typen und Bildanlage die mittelrheinische Art nicht verleugnend, und in der Kraft der Individualisierung ein später Vollender dessen, was dem Meister des Friedberger Altars vorschwebte, berührt dieser Meister in anderer Hinsicht fremdartig. Das irrationale Element der mittelrheinischen Kunst, die flächige Behandlung der Figuren ist unter seinen Händen verschwunden: in voller Plastik füllen und gliedern die Gestalten hier den Raum; die Form ist ver-

standen und frisch, mit kräftigem Pinsel hingeschrieben, die Farbe in erstaunlichem Grade differenziert.

Unverkennbar sind Anregungen von Schongauer. Der Reichtum des Colorits und die Wucht des Ausdrucks führten dazu an Matthias Grünewald als den Schöpfer der Darmstädter Tafeln zu denken. Aber Technik, Stil und Temperament sind doch etwas anders, auch das Verhältnis zum Gegenstand. Der die Menschenseele suchende, heranbittende Blick Christi in der Geißelung ist charakteristisch. Man wird bei Grünewald kaum etwas Ähnliches finden. Auch zu Albrecht Dürer hat man gewisse Beziehungen an den Darmstädter Tafeln beobachtet. Sie sind vorhanden, gehen aber nicht soweit, um den Schluß zu rechtfertigen, daß wir hier Arbeiten des jungen Dürer vor uns hätten.

Im deutlichen Unterschied von dem Dominikusmeister haben andere mittelrheinische Maler dieser Zeit mit merkwürdiger Zähigkeit die flächige Haltung der älteren Epoche gewahrt. Sowohl der Seligenstädter Altar der Darmstädter Galerie wie der köstliche Aschaffenburger Altar mit der heiligen Geburt zeigen eine noch immer etwas silhouettenhafte Behandlung der Figuren bei einer im Übrigen mit liebevollster Sorgfalt ausgebildeten räumlichen Tiefe, große, von Falten nur wenig durchbrochene Gewandflächen: laut, weithin soll die Farbe wirken.

Wenn bei Matthias Grünewald die Freude an dem einzelnen, intensiven Farbton und an den vollen Akkorden leuchtender Farben, seine Neigung zu großen, das Auge führenden Richtlinien, sein bei allem Sinn für Raumbildung geringes Interesse an dem plastischen Herausarbeiten der Form auffällt, so offenbart er hierin, wie in seinem Willen zu ganz persönlichem, nur durch die Tiefen des eigenen Wesens bedingtem Ausdruck, erbliche Züge der mittelrheinischen Kunst, in deren Mitte er aufwuchs.

Die Antike und wir.[1]

Von Professor Dr. Ludwig Curtius in Erlangen.

I.

Denken wir hundert Jahre zurück, so gewahren wir eine scheinbar viel engere Verbindung jener Zeit mit dem griechisch-römischen Altertum als in der Gegenwart. Die Lehre Winckelmanns hatte ihre Früchte getragen. Goethe hielt der Romantik sein antikisches Ideal der Form entgegen, den Geist der Griechen wollte Wilhelm von Humboldt in den öffentlichen Schulen wieder erwecken, es begann die Epoche der Thorvaldsen, Rauch, Schadow und Schinkel.

Versuchen wir einmal, was wir im Folgenden öfters tun werden, den inneren Geist eines Zeitalters aus seinen künstlerischen Schöpfungen zu deuten, so finden wir bald eine eigentümliche Schwäche des Klassizismus. Die fehlerhafte Restauration der Aegineten durch Thorvaldsen kann als Beispiel dienen. Der Künstler forderte triumphierend die Besucher seines römischen Ateliers auf, seine Ergänzungen von der alten griechischen Arbeit zu unterscheiden, sicher, daß sie es nicht könnten. Und doch hatte er selbst den Kopf eines sterbenden Kämpfers mit den deutlichen Zügen des Todeskampfes einer leidenschaftlich ausschreitenden Figur eines Vorkämpfers aufgesetzt. Wir empfinden heute seine Ergänzungen nicht nur, auch seine eigenen Erfindungen als matt. Der Klassizismus hatte noch aus dem achtzehnten Jahrhundert die große Einheit eines Stils überkommen, darin ist er uns weit überlegen, aber er hatte ein unklares Verhältnis zur realen Form. Das Detail seiner künstlerischen Schöpfungen ist teilweise erschreckend dürftig.

---

[1]) Im Folgenden ist der Inhalt der zwei ersten unter dem Titel „Die Antike und wir“ gehaltenen fünf Vorträge zum Teil wiedergegeben. Die ganzen fünf Vorträge sollen in Bälde als Buch im Verlag von C. Beck in München erscheinen.

Es verhielt sich ähnlich mit seinem historischen Verhältnis zur klassischen Welt. Diese thronte als eine unsterbliche herrliche Vergangenheit in der Glorie der Idealisierung, aber sie war im einzelnen als reale historische Erscheinung noch sehr wenig erkannt. Wir haben sie heute durch die Arbeit der Philologie, der Geschichtswissenschaft im weiten Sinne des Wortes, durch die großen Funde der Ausgrabungen ganz anders kennen gelernt.

Aber unser Kennenlernen ist auf halbem Wege stecken geblieben. Der Reichtum unserer modernen wissenschaftlichen Erkenntnis gleicht einem Schatz gemünzten Goldes, den sein Eigentümer nicht kennt und den er zinsenlos irgendwo liegen läßt. Der Klassizismus besaß eine lebendige Beziehung zur alten Welt, die tief in das Herz jedes einzelnen Menschen hineinwirkte, obwohl sie zum Teil auf falschen Voraussetzungen beruhte. Wir können dies Verhältnis auf einer viel größeren intimen realen Kenntnis aufbauen und sehen es doch im ganzen beinahe unwirksam.

Da erhebt sich die Frage, ob die Bedeutung der antiken Welt für unsere eigene „Kultur" nicht etwa ein vom Klassizismus überkommener Irrtum ist. Viele denken heute so. Selbst ein so feiner Diagnostiker der modernen Seele wie Georg Simmel hat neulich gelegentlich bemerkt: „Für das moderne Lebensgefühl hat vielfach die Antike eine selbstgenügsam vollendete Geschlossenheit, die sich der Aufnahme in die Pulsierungen und Rastlosigkeiten unseres Entwicklungstempos versagt: und dies mag heute so manchen bestimmen, gerade für unsere Kultur einen anderen fundamentalen Faktor zu suchen." (Logos 1911/12 S. 13).

Wir können aber diesem Wort ein anderes eines nicht weniger modernen Menschen entgegensetzen. Rodin sagt von sich selbst: „Ich bin von der Antike ausgegangen; aber als ich nach Italien kam, verliebte ich mich in Michelangelo und meine Werke lassen gewiß diese Leidenschaft verspüren. Seitdem, in der letzten Zeit, bin ich wieder zur Antike zurückgekehrt."

Das sieht nicht so aus, als sei für den Künstler die Antike als fundamentaler Faktor aufgegeben.

Aber auch die Allgemeinheit ernster Menschen, an die als eine zwar schlecht organisierte, aber doch vorhandene unsichtbare

Führung der Entwicklung wir nicht aufhören können, zu glauben, befindet sich der Antike gegenüber in einer merkwürdigen Lage. Indem ich diese schildere, suche ich eben das „wir", das den einen Teil des Titels ausmacht, zu umschreiben.

Es vergeht in dem gegenwärtigen Deutschland kaum ein halbes Jahr, daß nicht irgendwo unter irgendeinem Schlagwort sich eine Gesellschaft von Menschen zusammentut um eine „neue deutsche Kultur" zu begründen. Man kann diese Versuche, die sich oft rasch verbluten, leicht von der heiteren Seite nehmen. Dies ist nicht unsere Absicht. Es ist oft hinter ganz verworrenen Versuchen eine ernste tiefe Sehnsucht verborgen, die irgendwo mit der Gottheit zusammenhängt. Es sind Zeichen der Unbefriedigtheit der Gegenwart mit sich selbst, Versuche, das Gleichgewicht zwischen dem inneren und äußeren Menschen wieder herzustellen, der Menschheit etwas wiederzugewinnen oder neu zu finden, das ihr fehlt. Es ist heute wenig Menschen möglich mit dem stolzen Glück, der königlichen Sicherheit von ihrer eigenen Zeit zu sprechen wie Perikles in der großen Leichenrede. So groß auch das Glück des einzelnen sein mag als Kaufmann, als Gelehrter, Industrieller Soldat an den großartigen Erfolgen moderner Technik, Arbeit und Organisation beteiligt zu sein, Erfolgen, wie sie eben nur der Gegenwart angehören und keiner anderen Zeit: irgendwo, beim Anblick eines gothischen Doms, oder einer römischen Villa oder nur beim Verweilen in einer Straße Rothenburgs oder in einer der getäfelten Bürgerstuben in irgendeinem Museum stellt sich plötzlich die Empfindung ein: Unserem Erfolg fehlt irgend etwas, vielleicht gerade das Letzte, das Beste. Wir haben nichts dergleichen. Es fehlt uns nicht am Gelde, nicht an der wissenschaftlichen Einsicht, nicht am Wollen, es fehlt unseren eigenen Schöpfungen irgend etwas Undefinierbares — aber eben gerade die Hauptsache: die Einheit in uns selbst. Aller andere Mangel ist davon doch nur Folge. Lebensstil, Daseinsglück, Kultur ist doch nur der Ausdruck eines einheitlichen, geistigen, sittlichen Seins.

Wenn es aber in dieser modernen Wirrnis, bei so vielen Zeichen des Niedergangs und der Auflösung in Deutschland einen führenden guten Stern gibt, dann ist es der Geist der Ernsthaftigkeit, in dem wir das Problem unserer eigenen

zukünftigen nationalen Kultur zu lösen suchen. Ein Geist, der immer in uns war. Denn wo besäße ein Volk für jenes Streben aus Erniedrigung und Enge heraus, aus den Schranken des eigenen begrenzten Wesens durch den unermüdlichen Geist der Kritik und Wahrhaftigkeit, durch jene selbstlose schmucklose naturwahre Sachlichkeit, eine ähnliche symbolische Personifikation wie wir in Lessing? Nur ein Lessing? Hat diese Natur sich nicht wiederholt in Winckelmann, in Herder, in Friedrich Nietzsche?

In diesem Geiste wollen wir unsere Frage stellen. Wir wollen nicht betteln gehen, es möchte ein Stück alten Plunders mehr in der Garderobe moderner Kulturmaskerade mitgeführt werden, weil unsere Großväter ihre Dissertationen lateinisch schreiben mußten, wir wollen uns nicht verstecken hinter dem Programm der sogenannten formalen Bildung, das wie eine alte zerfetzte Fahne auf dem Giebel des humanistischen Gymnasiums heute noch gehißt wird, sondern wir stellen die Frage klipp und klar: Hat in dem modernen Ringen um eine neue geistige Existenz die antike Welt noch ein Recht, gehört zu werden? Was kann uns Gegenwartsmenschen noch die Antike sein?

Fragen wir so, sind uns zwei Wege der Betrachtung von vorneherein abgeschnitten.

Der eine ist der rein historische. Nicht etwa, als wäre nicht auch unsere eigene Betrachtung fortwährend eine rein historische. Was wir ablehnen, ist die Rechtfertigung eines Zustandes aus seinem historischen Recht. Die Antike mag einmal in der Geschichte der Bildung unseres Volks eine noch so große Rolle gespielt haben, vom Romanischen bis zum Klassizismus: so groß auch ihre Bedeutung für den Werdeprozeß der modernen Welt gewesen sein mag, in ihr allein liegt keine Begründung ihrer Bedeutung auch für den Menschen der Gegenwart.

Auch der jetzt oft geführte Nachweis der Rolle des griechischen Denkens in beinahe allen Zweigen moderner Wissenschaft kann ihm eine überragende Stellung für die Gegenwart nicht mehr retten. Die Griechen sind im höchsten Sinne die Begründer der exakten Naturwissenschaften gewesen, auf sie, die Arbeit des Aristoteles und seiner Schule geht die

Organisation der Wissenschaften in modernem Sinne zurück, auf sie die Staats- und Gesellschaftslehre, die Rechtswissenschaft usw. Aber kein Teil vergangener Welt kann uns nur deshalb lebendig bleiben, weil er einmal ein Stück unserer eigenen Entwicklung war. Diese hat in allen Einzelwissenschaften über die griechischen Positionen hinausgeführt. Herrlich, sie wieder aufzusuchen und eine Genialität ohne gleichen in ihnen zu bewundern! — Aber von dieser retrospektiven Betrachtung des Kenners und des Antiquars kann die leidenschaftliche Kraft nicht ausgehen, die wir wünschen.

Den Weg der romantischen Betrachtung sind wir alle einmal gegangen. Ein wunderbares Land, ein wunderbares Volk, schön wie seine Götterbilder, edel wie seine Helden, sein Leben ein ununterbrochenes Fest. Der Ernst seiner Denker, die Freude seiner Sieger, die Gesänge seiner Dichter, der Glanz seiner Tempel und Goldelfenbeinbilder, das alles floß zusammen zu niegetrübter Harmonie und ewiger Heiterkeit. So „das Land der Griechen mit der Seele suchend" dachte die Zeit nach Winckelmann, und der Traum von einem unvergleichlichen Blütezeitalter reiner Schönheit wirkt nach in Boecklins und Feuerbachs Bildern und in G. Hauptmanns Tagebuch der griechischen Reise.

Als Jakob Burckhardts griechische Kulturgeschichte erschien, trotz aller Fehler der größte Versuch einer Darstellung des griechischen Seins, frug sich mancher: Ist das ein Buch für die Griechen oder nicht vielmehr eines gegen sie? Schlimmer als in irgendeinem anderen Teil der Geschichte sind da von der Zeit der Tyrannen bis zur Eroberung durch die Römer Greuel auf Greuel gehäuft in einem unaufhörlichen Prozeß der Selbstzerfleischung. Wie als Warnung zitiert Burckhardt in der Einleitung das Wort des alten Böckh: „Die Hellenen waren unglücklicher, als die meisten glauben".

In ganz anderer Weise aber, als es Jakob Burckhardt, dessen Arbeit auf der älteren Forschung beruhte, möglich war, hat die Wissenschaft der letzten Jahrzehnte reale griechische Geschichte geschaffen. Die später griechischen Gebiete gehören im dritten Jahrtausend vor Chr. der gleichen neolithischen Kultur an wie die gesamten Gebiete des Balkan, des südöstlichen Europa. Ihre Entwicklung wird gefördert durch die

stärksten Einwirkungen der älteren reiferen Kultur Ägyptens und der Euphratländer. Die griechische Religion baut sich in den Anfängen in den gleichen Urformen des primitiven Denkens auf, wie sie die Ethnologie und die vergleichende Religionswissenschaft bei den Primitiven Afrikas und Amerikas, ja bei allen Völkern im Anfang ihrer Geschichte aufgezeigt hat. Als sich aber nach dem Jahre 1000 vor Chr. das Griechentum im eigentlichen Sinne des Worts konsolidiert hatte, steht ihm von vorneherein nur ein kleines Territorium zur Verfügung, das immer wieder nur zwerghafte Staatsbildungen erlaubt. An den Dimensionen der römischen und der neueren Geschichte gemessen, bleibt bis auf Alexander den Großen das ganze griechische staatliche und politische Dasein Kantönliswirtschaft. An Tapferkeit und kriegerischer Aufopferung hat die Weltgeschichte später in jeder Epoche Ebenbürtiges aufzuweisen. Aber man muß lang in ihr suchen, um ähnliche Kleinlichkeit des politischen Haders, die Phrasenkünste des Advokatengezänks, einen Verfall der politischen Sittlichkeit zu finden, wie im Griechenland des vierten und dritten Jahrhunderts. Die weltbürgerliche Romantik des Klassizismus ist ein Stück unserer eigenen politischen Ohnmacht gewesen. Seit wir in unserer eigenen Geschichte zu einem männlicheren Erfassen der staatlichen Aufgaben erzogen worden sind, haben wir auch gelernt, die antike Geschichte mit dem Maßstab des Wirklichen zu messen. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts haben die französische und die englische staatliche Kultur und Geschichte viel stärker auf uns gewirkt als die antike.

Der Glaube an die Griechen und seine Wirkung als an ein Idealvolk, das als normatives Vorbild in allen Stücken des Daseins uns bestimmen könnte, ist gescheitert an der Einsicht in die Relativität auch dieser historischen Größe. Wir stehen den Griechen nicht anders gegenüber als irgend einem Volke der vergangenen oder gegenwärtigen Geschichte.

Aber die griechische Kunst, die Plastik und die Poesie, sollte nicht auf ihr als auf gewissermaßen einem absoluten Prinzip des Schönen, eine neue Kultur, ein reines ästhetisches Dasein aufgebaut werden können als letzte Flucht vor der modernen Herrschaft des Häßlichen? Ist nicht die griechische

Kunst der einzige, der letzte Schlüssel zum Geheimnis des Hellenischen überhaupt? Lassen wir die reale Welt in Trümmer sinken und schleudern wir der letzten verscheuchten Eumenide aus der Welt des kategorischen Imperativs noch einen Vers aus den Bakchen des Euripides als einen Fluch nach — uns durch die griechische Kunst gereinigt, umgebe wie den befreiten Orest nur Gottesfriede, und auf dem Gebälk unseres neu erbauten griechischen Heiligtums prange in goldenen Lettern der Satz aus der Geburt der Tragödie: „Nur ästhetisch gibt es eine Rechtfertigung der Welt."

In diesen Worten wird jeder leicht ein Programm wiedererkennen, das in den letzten Jahren in England wie in Frankreich und Deutschland eine ganze Schule von Dichtern und Malern in den Gedanken reiner ästhetischer Kultur nach dem Vorbild der Griechen geeint hat. Aber in der Welt dieser Ästheten kann sich unsere Zeit nicht finden.

Es ist die große Lehre zuerst Herders gewesen: Die Kunst ist nicht ein wurzelloses Himmelsgebilde, sie entsprießt in mühseligem Wachstum demselben Boden nationaler Volkskraft, der Schoß ist jeder historischen Größe. Die eigene nationale Kultur ist jedem Volk die höchste, weil die Geheimnisse seines eigensten Wesens allein in ihr sich offenbaren. Es gibt kein isoliertes ästhetisches Dasein. Kunst ist nur ein Teil der gesamten Kraft eines Volkes. Sie ist nur zu verstehen aus seiner ganzen Natur.

Also weder als rein nachzuahmendes Beispiel historischer Größe sind uns heute mehr die Griechen möglich, noch auch als Vorkämpfer eines rein ästhetischen Daseins. Ja, dazu würden sie selbst, könnten wir sie befragen, gar keine Lust haben, und dieses ganze Ideal einer rein ästhetischen Kultur würde ihnen, wenn nicht ganz unverständlich, so doch im höchsten Maße schwächlich und erniedrigend erscheinen. Die griechische Kunst ist untrennbar mit dem ganzen griechischen Dasein verwachsen. Sie ist unnachahmlich wie jede große Erscheinung der Geschichte. Lebendige Kultur kann nur national sein; sie muß entspringen dem individuellen Geiste eines Volks als Erfüllung seines tatkräftigen Lebens.

Wohlan, so mag hier mancher erstaunt unwillig ausrufen, die griechische Geschichte groß oder besser klein wie irgendeine

andere, die griechische Kunst ferne gerückt und in ihrer harmonischen Vollendung unmodern, wir selbst verwiesen auf unsere eigenen modernen nationalen Aufgaben, ist damit nicht endgiltig das Dogma vom klassischen Altertum überwunden? Wozu weiter der Streit um die Zukunft unserer Bildungsanstalten?

Gemach, so erwidern wir, weder als bloße Historiker noch romantisch wollen wir die Griechen betrachten, sondern als moderne, ringende Menschen. Sind sie die Erzieher zur Menschlichkeit unzähligen Generationen gewesen, sollten sie unfähig sein, es der Gegenwart zu werden, der es mehr not tut wie irgendeiner Zeit, aus dem Urborn menschlicher Gesittung zu trinken?

Der bloß historischen und der romantischen Betrachtung halten wir eine andere entgegen: Die antike Kultur ist das größte Anschauungsmittel für die Fragen der menschlichen Kultur überhaupt. Sie ist der Spiegel, in dem wir uns selbst, das Wesen und die Aufgabe menschlicher Kultur erst deutlicher gewahr werden. Sie ist nicht die höchste Norm, aber sie ist das größte Exempel.

Wir stehen ähnlich zu ihr, wie die nachantike Kunst zur Antike. Diese hat in ihrer Nachwirkung nie aufgehört. Wo sie selbst etwa im fünften Jahrhundert endet, welches die Kräfte der Neubildung waren, wie sie konstant und verändert unter den Einflüssen des Orients und eines neuen nordischen Formengefühls tief ins Mitteltalter hineinreicht, das ist ein noch lange nicht gelöstes Problem, das keiner so scharf gesehen hat, als der allzufrüh verstorbene Alois Riegl. Offenbaren sich auch früh die künstlerischen Kräfte einer neuen selbstständigen Kultur, die Antike bleibt das unerreichte Ideal, dem die Zeit nachzieht wie ein Pilger. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ist es so weit, daß sich in Italien wie in Frankreich voneinander unabhängig große Persönlichkeiten führend hervortun können. Merkwürdig, Niccolo Pisano wie die französischen Meister, die so stark auf unsere eigene große deutsche Plastik gewirkt haben, gehen wieder von der Antike aus! Nur der oberflächliche Beschauer wird, was antik in ihren Werken ist, für das Wesentliche halten; jene Künstler sind große eigenwillige Naturen, die eine eigene

neue Welt aufbauen. Aber wie in einer Täuschung über sich selbst scheinen sie nichts anderes zu begehren als der Antike Gleiches zu schaffen. Sie sind wie ein jugendlicher Ringer, der mit einem älteren stärkeren sich so lang mißt, bis er, der Lehre entwachsen, die eigene Kraft voll entwickelt hat. Der Prozeß hat sich nachher oft wiederholt, am großartigsten in Michelangelo, der im Kampf mit der Antike die eigene Titanennatur entfesselte. Und so ist auch das Problem der Renaissance nicht auf Italien, nicht auf das fünfzehnte Jahrhundert, nicht auf die Kunst allein beschränkt geblieben. Immer wieder ist die Antike die große Schule, in der ein neues Zeitalter schließlich das Beste gefunden hat, sich selbst.

So können wir unsere Frage immer deutlicher und reiner stellen. Inwiefern kann die Antike diese große Schule auch noch für uns sein? Wir haben vorhin angedeutet, die Gegenwart habe es mehr als je nötig, von den Grundquellen menschlicher Gesittung zu trinken. Warum gerade sie? Es ist nicht schwer vorauszusagen: spätere Zeiten werden einmal die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als die entscheidende Epoche in einer völlig neuen Orientierung der menschlichen Kultur ansehen. Wir sind mitten in einer Entwicklung, deren Ziel uns noch verborgen ist, aber schon sind wir so stark von ihr erfaßt, daß keine Umkehr mehr möglich ist, und daß wir uns immer bewußter im Leiden und Genießen als Menschen einer neuen, ähnlich nie vorher dagewesenen Zeit empfinden.

Das Positive des neuen Zustandes läßt sich in wenigen Worten schildern. Der Mensch besaß noch nie die Herrschaft über die Natur wie in der Gegenwart. Räumlich: der Bereich menschlicher Gesittung ist weit größer als der größte, den die Vergangenheit kannte, die Organisation der Welt im römischen Reich. Der Intensität nach: die Mittel, die Natur in jeder Form dienstbar zu machen, sind in einer Weise vervielfacht und verstärkt, sie steigern sich mit jedem Tag, wie das keine Generation vorher auch nur ahnen konnte. Der Art nach: die Herrschaft ist uniform. In ihren Hauptkräften ist sie international, wobei freilich noch die Möglichkeit offen bleibt, daß der Orient, sobald er schöpferisch in die

Entwicklung eingreift, gegenüber der englisch-amerikanischen Uniformierung der Welt neue Ideen hervorbringen wird. Bisher ist er willenlos rezeptiv. Geistig: die Natur ist entgöttlicht.

Die Ursachen, die in merkwürdiger Verflechtung der Dinge Folgen werden und dann aufs neue Ursachen: die Herrschaft des rein Logischen in der Welt durch die freie Wissenschaft. Durch sie ist erst ermöglicht, von ihr geschaffen die moderne Technik. Und diese hinwiederum ruft hervor die Existenz von Menschenmassen, die als solche überhaupt eine eigentlich moderne Erscheinung sind. Deren Bedürfnisse veranlassen wieder neue technische Umwälzungen. Die äußere Form aber, in der sich das alles vollzieht, ist die schrankenlose Geldwirtschaft.

Freie Wissenschaft, moderne Technik, die Menschenmassen der modernen Großstädte, die Fruchtbarkeit und der Zwang der Geldwirtschaft, ein Faktor steht in unauflöslichem Zusammenhang mit dem andern. Es ist, als seien diese Kräfte des modernen Lebens, einmal sich selbst überlassen, nicht mehr zu bändigen, als stürmten sie dahin wie Riesen, einer den andern aufpeitschend, eine alte Welt hinter sich in Trümmern lassend, einer neuen entgegen, die sie selbst nicht kennen.

Die positive Wirkung der neuen Weltordnung überwältigt jeden Widerstand. Die ältesten Teile der alten Welt können in wenigen Jahrzehnten den jüngsten der neuen ähnlich werden. Alle Kräfte, aller Fortschritt gehören ihr. Unser ganzes äußeres Menschendasein ist von ihr umklammert, und was die Entwicklung uns gegeben, das fordert sie auch an lebendiger Hingabe ans Ganze wiederum von uns.

Das Negative des ganzen Zustandes, wer fühlt es nicht? Das Entwurzeltsein, Entpersönlichtwerden der Menschen, die Not der Zeit, die um neuen Glauben, wahrere Sittlichkeit, neue Kunst ringt, die Mahnung der letzten Stunde, in der breite Massen des Volks warten wie in der Nacht auf die Morgenröte neuer Freiheit.

Vielleicht ist ein Teil dieser modernen Not sozusagen technisch. Das Tempo der Entwicklung war zu rasch, der Kontrast zwischen heute und gestern ist zu groß. Erst muß diese neue Menschheit die Ordnung ihres äußeren Lebens gefunden haben, dann kann sie philosophieren.

Aber eine Zeit des Aufsteigens muß ein Ziel haben. Daher die Sehnsucht der deutschen Gegenwart nach neuen Grundlagen ihres geistigen Lebens. Der Kampf um diese hat aber eine ganz neue Physiognomie.

Bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein ist die Gesittung in allen Teilen der Welt eine wesentlich religiöse gewesen. Sie ist naiv traditionell weitervererbt worden vom Beginn der romanisch-abendländischen Geschichte ab. Sie hat starke Veränderungen und Erschütterungen durchgemacht, aber selbst über das achtzehnte Jahrhundert hinüber ist der Bestand in der Hauptsache gleich geblieben.

Dem modernen Menschen ist das Glück und die Sicherheit jener alten Gläubigkeit abhanden gekommen. Er ist plötzlich verarmt und begehrt Ersatz für das Verlorene von der Wissenschaft.

Wissenschaft aber an der Religion gemessen, ist ein ärmlich Ding, wenn sie nicht selber religiöse Kraft in sich hat. Allein, wie soll sie zu dieser kommen?

Vielleicht gibt es ein ganz modernes Verhältnis des Menschen zur Geschichte, jenes, das zuerst Friedrich Nietzsche in der leidenschaftlichen zweiten unzeitgemäßen Betrachtung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" ausgedrückt hat. Die Geschichte ist früher von den Menschen befragt worden, um für irgendein Stück der eigenen Existenz von ihr Aufschluß zu erhalten. Sie war Fürstengeschichte, Staatengeschichte, Geschichte politischer und sozialer Schicksale. Aber Kulturgeschichte im modernen Sinn ist sie erst dann geworden, als gewissermaßen die Kultur der eigenen Zeit fragwürdig geworden war. Die Jahrhunderte von Macchiavelli bis auf Montesquieu waren so stark in sich selbst, daß sie als gleichberechtigte bei ihren Nachbarn umeinanderfrugen. In Jakob Burckhardts Kultur der Renaissance dagegen ist anderer Geist. Es ist nicht bloß eine historische Untersuchung, wie hundert andere gelehrte Arbeiten. Es wird das menschliche Dasein totaliter in einer vergangenen Kultur dargestellt und geprüft. Das Buch hat seinen unermeßlichen Erfolg gehabt als Prüfstein der Kultur, besser der Kulturschwäche oder Kulturlosigkeit unserer eigenen Zeit.

So nun stehen wir heute. Geschichte ist uns nicht mehr bloße Erkenntnis eines Fremden aus wissenschaftlicher Neu-

gier. Sie ist uns Selbsterkenntnis in höherem Grade als irgendeiner Epoche vor uns. Wir fühlen die Grundlagen unseres eigentlichen Menschseins erschüttert und in Gefahr, aber wir haben die Hoffnung noch nicht verloren, ein neues größeres freieres Menschendasein wieder aufzubauen. In eigener Sache kommen wir zu den großen Zeiten und Völkern der Vergangenheit, um sozusagen die Naturformen, den Mechanismus ihrer Größe kennen zu lernen. Die Geschichte ist mehr als ein ästhetisches Schauspiel, sie ist das große Mittel ethischer Erkenntnis.

Die deutsche Gegenwart hat in ihrem kosmopolitischen Verhalten einen besonderen Vorteil. Was hat nicht alles auf sie gewirkt. Japanische Kunst, russischer Naturalismus, französische Malerei! Sie alle nicht etwa bloß als äußerliche Anregungen, sondern wirklich als neue Kräfte des Weltverstehens und -erschaffens. Kein einziges Volk kann heute seine Kultur mehr auf eine rein nationale Formel bringen, so enge ist die Verflechtung der modernen Kulturvölker. So kann auch unsere Absicht nicht etwa die des Klassizismus sein, die ganze moderne Kultur auf die antike zurückzuführen oder sie zurückzuverwandeln. Von dem gewonnenen Reichtum wollen wir nichts aufgeben, der Sehnsucht all die verschiedenen Elemente der Gesittung zuletzt in einer eigentlich deutschen Form zu einen, neue Kraft verleihen.

Aber inwiefern gewährt nun die griechische Kultur ein Sonderschauspiel eigenster und höchster Art, so daß bei all der Sättigung moderner Kultur die Betrachtung immer wieder zu ihr zurückkehrt?

II.

Die eigentümliche Stellung der griechischen Kultur in der Geschichte läßt sich kurz so bezeichnen: Sie ist naiv, total und europäisch.

Doch wir haben, ehe wir ausführen, wie wir diese Eigenschaften verstehen, kurz zu skizzieren, was wir unter Antike zeitlich verstehen.

Ihr Ausgang ist leichter zu bestimmen als ihr Anfang. Öfter ist der geistreiche Versuch unternommen worden, die Geschichte des Altertums bis auf das Zeitalter Karls des

Großen auszudehnen. Erst von da ab zeigen sich die neuen Kräfte der abendländisch-christlich-germanischen Welt in neuen selbständigen, entwicklungsreichen Gestaltungen. Zugleich löst sich in einer neuen expansionsfähigen Organisation der Orient wieder als eigene Kulturmacht aus der durch Alexander den Großen geschlossenen Verbindung mit dem Westen. Gewiß ist die Scheidung der Welt, die Neubildung, erst im achten Jahrhundert deutlich vollzogen. Aber die Kräfte der Zerstörung, die des neuen geschichtlichen Lebens setzen doch viel früher ein. Im Jahre 384 bittet für die heidnische aristokratische Minderheit des Senats der römische Stadtpräfekt Symmachus den Kaiser in einer berühmten Denkschrift um Duldung des alten heidnischen Glaubens. Ihm trat jener zu Trier geborene Ambrosius entgegen, der, ehe er noch getauft war, zum Bischof von Mailand gewählt wurde, derselbe, der es wagen konnte dem oströmischen Kaiser Theodosius sich zu widersetzen. Vergleicht man beide Persönlichkeiten, Symmachus und Ambrosius, so ist klar, auf welcher Seite das siegessichere neue Menschentum steht. Um dieselbe Zeit etwa, unter Gratian war die von Augustus nach der Schlacht von Aktium in der Curia Julia am römischen Forum errichtete goldene Viktoria mit ihrem Altar auf Bitten der Christen entfernt worden. Dies Ereignis ist ein symbolisches Zeichen des Endes der antiken Welt. Die antike Welt ist in dieser Zeit noch so reiner harmonischer Leistungen fähig, wie der herrlichen Elfenbeindiptychen. Aber das Porträt ist erstarrt. In ihm drückt sich der Niedergang am deutlichsten aus. Mark Aurel ist die letzte reiche rein antike Persönlichkeit auf dem Thron. Nach ihm ist die Auflösung unaufhaltsam. Gleichgültig ob man mit Diokletian oder später das Drama schließen läßt, über die Hauptlinie der Entwicklung sind alle einig.

Schwieriger ist die Frage nach dem Anfang der antiken Kultur zu beantworten. Die Schicksale der Völker Vorderasiens und Ägyptens bilden auch mit den Inhalt der alten Geschichte. Es ist einer der größten Fortschritte der modernen Altertumswissenschaft, ihren Anteil an der Kultur der alten Welt immer mehr zu begreifen. Aber Antike in unserem Sinn ist erst die Kultur der Griechen und diese verbreitend und weiterbildend die der Römer. Wann beginnt die Kultur

der Griechen, oder da die Anfänge in der Tiefe der Vorgeschichte unauffindbar wurzeln, wann gewahren wir zum erstenmal ein neues vom Orient unabhängiges Verhältnis zur Welt?

Die Beantwortung dieser Frage hängt ab von der Beurteilung der neuentdeckten Kultur der Insel Kreta. Wie enge diese mit dem Ägypten der XVIII. Dynastie des neuen Reichs zusammenhängt, zeigen Funde in Ägypten wie auf Kreta selber. Aber sie ist auch enger mit Vorderasien verknüpft als einstweilen zu beweisen ist, wo uns gerade das zweite Jahrtausend in Kleinasien noch sehr wenig bekannt ist. Aber mag man diese Beziehungen noch so hoch einschätzen, mag auch die in der Zukunft durch einen glücklichen Fund aus der kretischen Schrift enträtselte Sprache nicht zur indogermanischen Familie gehören, nur ein Blinder kann die kretische Kunst und ihr Volk zum Orient rechnen.

Wie es einem zu Mut ist, der nach langen Reisen durch die Steppen, Gebirge und endlosen, formlosen Täler Vorderasiens an die kleinasiatische Küste kommt und jubelnd ans Meer, ja in die herrliche Flut sich selbst hineinstürzt, so ist es uns, kommen wir von der Kunst Ägyptens oder Vorderasiens zur kretischen. Eine Jahrhunderte alte tyrannische Tradition ist gebrochen, der enge Kreis der bisher dem Künstler allein zugänglichen Objekte gelöst, die höfische Etikette, der hieratische Zwang sind aufgehoben; zum erstenmal in der Welt ist Natur als Natur ergriffen, jedes ihrer Gewächse, ihrer Geschöpfe wird verklärt durch die Schönheit wie vom Zauber der Liebe, und aus den kargen Fragmenten, die wir noch haben, flammt die leidenschaftliche Seeligkeit des Entdeckers einer neuen Welt entgegen. Die kretische Kunst ist erfüllt von dem hitzigen Ungestüm der Knabenjahre und zugleich von einem Raffinement wie von rascher Überlebtheit. Sie sucht weniger die Ruhe als die Bewegung, und diese am liebsten, wo sie am kühnsten ist. Sie ist in allem der Gegensatz zu dem, was bisher war. Die orientalische Kunst war groß geworden in einer beinahe asketischen Disziplin — hier ist Disziplin das einzige, das wirklich zur Vollendung fehlt. Der kretische Künstler ist der erste, der die Natur rein um ihrer selbst willen ergreift, Pflanze und Tier und in neuer

Freiheit den Menschen, und ihn teilweise in einem schlichten Ethos, das bisher unbekannt war. Es liegt aber auch in der bloßen Form als solcher, in der Zeichnung der rasch berühmt gewordenen Fresken eines Mädchens und eines Knaben eine Vorahnung der späteren griechischen Klassizität. Es muß ja auch, wie die Reliefs der Steatitbecher lehren, die Atmosphäre des Lebens eine ähnlich athletische gewesen sein wie im späteren Griechenland.

Gleichgültig, ob die Kreter des zweiten Jahrtausends ethnologisch Griechen waren wie die späteren, ihre Kultur ist der wirkliche Prolog der griechischen Kultur. Kein anderes Volk besitzt dergleichen. Das Einzigartige des späteren Griechentums, hier ist es schon gestaltet: Der Zauber des Meers, Jugendschönheit, körperliche Kraft und jene Künstlerliebe zu der Schönheit alles Geschaffenen. Ein Vorspiel zu kurz, vielleicht zu rasch und zu leidenschaftlich durchlebt! Aber wenn wir die Griechen als die eigentlichen Schöpfer unseres europäischen Wesens anzusehen haben, dann ist die kretische Kultur das erste Kapitel der europäischen Geistesgeschichte, man möchte sagen, ihr Urkapitel.

Alle Kultur nach der Antike hat von vorneherein den einen Nachteil gegen sich, daß eben eine vollendete Weltperiode ihr vorausliegt. Ganz naiv hat im Westen sich niemals wieder eine Zeit entwickelt. Sie ist immer dualistisch. Sie sucht sich selbst, die Kräfte ihres eigenen Volkstums, ihre eigenen Aufgaben. Andererseits blickt sie auf die Vergangenheit zurück, durch sie auch wieder im eigenen Wachstum gefördert. In dieser immer wiederholten Bewegung und Gegenbewegung vollzieht sich unsere eigene deutsche Geschichte, in dem Kampf und auch wieder der Ergänzung des eigentlich nordisch gedanklichen, ethischen, energischen Wesens mit der formalen, intellektuell überlegenen, logischen, ästhetisch stärkeren Welt des Antik-Romanischen. In den größten Künstlern des Nordens, Shakespeare, Rembrandt, Rubens und Goethe ist aus der doppelten Wurzel eine neue einheitliche Welt entstanden. Aber nur der wird diese verstehen, der die Widersprüche kennt, die hier geeint sind.

Oder, um das gleiche in einem anderen Beispiel zu zeigen, wodurch ist alle nachantike Kunst als Einheit angesehen, von

der Antiken wie durch eine Kluft getrennt? Dem modernen Menschen steht die nachantike Kunst immer näher als die antike und gar keine Kunst geht uns so an wie die unserer eigenen Zeit. Und doch sehen wir immer in die alte Welt hinüber, weil wir nur dort die höchste widerspruchslose Vollkommenheit erblicken.

Man kann auf diesen Gegensatz Schillers Begriffe anwenden, mit denen er Goethe würdigte. Die nachantike Kunst ist sentimentalisch. Darin liegt nicht etwa ein Werturteil oder eine Verurteilung. Vielmehr, darin liegt ja gerade die Konstatierung ihrer Größe. Die inneren Bedingungen der nachantiken Kunst sind ganz andere. Wo sie ganz groß wird, in der Gothik, bei Michelangelo, bei Rembrandt, ist aus dem Kampf zwischen rein sinnlicher, körperlicher Form und dem Geistigen eine neue gegenseitige Durchdringung entstanden. Der Laie drückt manchmal seine Empfindung vor der Antike in dem Wort aus: Seelenlos. Das Wort ist natürlich falsch gewählt für ein richtig gefühltes Verhältnis. Gemeint ist damit die Abwesenheit des Konflikts zwischen Körper und Geist, das Unkomplizierte, eben das Naive.

Wie man in der Religionsgeschichte zwischen Buchreligionen und natürlichen Religionen unterscheidet, so kann man auch sagen, alle nachantike Kultur ist zum Teil Buchkultur. Vor ihr liegt immer eine Epoche, deren Lebensinhalt aus Büchern studiert wird. Der Führer der mittelalterlichen Menschheit ist der gelehrte Mönch, in der Renaissance der Philologe oder der Jurist. Es gibt immer eine in einem Buch deponierte Summa oder eine Enzyklopädie, aus der die Zeitkultur schöpft. Sie geht durch das Wissen, den Geist. Sie ist durch den Vergleich der Reflexion über sich selbst fähig. In dieser kann Stärke liegen, aber auch Zersetzung.

Nun wird uns jene einzigartige Position deutlich, die nie wiederkehrende Jugend der Menschheit im Zeitalter der Griechen. Am Anfang ihrer Geschichte steht nichts wie sie selbst. Ägypten und der Orient in Tradition erstarrt. Darnach Homer. Es ist, als begänne erst die Welt.

Ein rein menschliches Geschlecht von Helden sich mühend in aller Körpermühe, leidend in allem einfachen Menschenleid, leidenschaftlich, zornig und rachsüchtig, aber auch gütig und

weich und von schlichtester Liebenswürdigkeit. Seine Welt ist Kampf und Gefahr, achilleischer Trotz, odysseische Irrfahrt, Streit um Weiber, Rache der Götter, aber auch Freundestreue, Königsstolz, Heldenstandhaftigkeit, Frauenwürde, Frömmigkeit gegenüber Göttern und Schicksal. Nach dem Kampf das Bad im Meer, das fröhliche Mahl, der Gesang des Dichters, erquickender Schlaf. Und all die Herrlichkeit der Welt: Die Gewalt des Meers, der Wind über den Ährenfeldern, Sternenglanz der Nacht und Sonnenaufgang, das Glück der Herden und die Schönheit des Hains. Das heißt homerische Welt. Es ist wirklich eine Weltschöpfung.

Kein anderes Volk hat eine gleich strahlende Offenbarung seines eigenen Wesens am Anfang seiner Geschichte. Weil hier der rein menschliche Gehalt so groß, der bloß zeitlich bedingte Rest so klein ist, hat Homer eine Bedeutung erhalten wie keine andere Dichtung. Das Nibelungenlied, in vielem Homer verwandt, hat die eigene Nation bald vergessen; es ist trotz der Bemühungen der Romantiker und neuerer Dichter nie ganz wieder unser Teil geworden. Homer bildete für die alte Welt ein Fundament, von dem sie sich nicht wieder löste.

Die bildende Kunst nach der mykenischen Zeit hat sich am Anfang auch in einer Schöpfung ausgesprochen, die nicht weniger neu, und für alle spätere Zeit bestimmend war wie Homer: in den sogenannten Apollines. Man bezeichnet damit die Reihe jener sehr gebunden stehenden nackten Jünglingsfiguren, von denen der Apollo von Tenea in München der bekannteste ist. Alle stehen in der gleichen Haltung, das linke Bein etwas vorangestellt, beide Arme gesenkt, die zur Faust geballten Hände an die Schenkel angeschlossen, der Kopf unbewegt aufgerichtet, geradeaus blickend. Es sind über hundert Exemplare der Gattung erhalten. Der Name Apollines ist etwas irreführend. Es sind Statuen des Apollo darunter, auch Porträtfiguren für Gräber, Bilder anderer männlicher Gottheiten. Eine männliche Figur schaffen, hieß in der älteren Zeit schlechtweg einen solchen Apollo arbeiten. An diesem Typus arbeitet die griechische Kunst wohl über 150 Jahre. Es gibt in der ganzen Geschichte der Kunst kein größeres Beispiel rein künstlerischer Disziplin. Sie gehören zum Ehrfurchtsvollsten der menschlichen Geschichte.

Die vorderasiatische Kunst kennt die nackte männliche Figur nur in wenigen Ausnahmen. Der Orientale scheut Nacktheit heute noch an sich wie am anderen. Die babylonische und die assyrische Kunst gibt, wo sie einen Gott oder einen Herrscher darstellt, eine bekleidete, absichtlich unathletische Figur. Das Bild muß die Spuren mäßiger Beleibtheit tragen, einen Herrn zeigen von reicher Tafel mit vielen Gästen und Dienern. Sie vermeidet in der einzelnen Figur die Bewegung. Sie wäre formal für die Darstellung des Menschen ganz anderer, viel größerer Leistungen fähig gewesen. Aber es fehlten ihr die psychologischen Vorbedingungen dazu. Bewegungslose Sultansruhe ist ihr Ideal, willensstarre, zeitlose Haltung, die jedem momentanen Impuls entrückt ist, größte Distanz vom Beschauer, höchste Feierlichkeit. „Hier sollst Du Dich in den Staub werfen."

Die griechischen Apollines haben die äußere Anlage aus Ägypten entlehnt. Den Typus hatte das alte Reich geschaffen. Die Statuen der vierten bis zur sechsten Dynastie besitzen eine Schönheit in der plastischen Einheitlichkeit und Naturnähe der Form, so daß sie zum allergrößten gehören, was wir an Plastik haben. Aber nachdem dies Ideal verwirklicht war, wurde der Typus nicht weiter mehr studiert. Für das menschliche Antlitz ist die ägyptische Kunst in ihren verschiedenen Epochen immer wieder auf die Natur zurückgegangen. Für die Figur selbst besaß sie kein Bedürfnis dazu. Man versteht dies kaum. Der ägyptischen Kunst fehlt der Sinn für die harmonische Erscheinung der menschlichen Figur. Sie sucht eine gewisse einheitliche Eleganz und beruhigt sich, als sie sie gefunden. Was wir an ihr als das Geheimnisvolle empfinden, ist in der Figur ein gewisses Manko seelischer, energischer Vertiefung. Es hatte sich ja im Laufe von vier Jahrtausenden die geistige Welt in Ägypten kaum geändert.

Die Griechen fingen, am Ägyptischen gemessen, im achten Jahrhundert wirklich als Stümper, ganz von vorne an. Aber sie bewegen sich gleich in der entscheidenden Richtung. Sie geben die Figur ganz nackt ohne Lendenschurz, ohne äußere Zeichen des Schmucks und der Würde, sie verzichten auf jedes technische Hilfsmittel wie den ägyptischen Rückenpfeiler, sie beruhigen sich nicht bei dem allgemeinen Typus, den sie ent-

lehnen, sondern suchen gleich von Anfang an und immer wieder die Natur.

Man kann die Bedeutung dieses Verhaltens gar nicht überschätzen. Denn nun ist der Weg frei für die ganze folgende Entwicklung. Eine so einfache organische Weiterbildung hat die Plastik später nie wieder gefunden. Wie mühsam wird in der Renaissance das Nackte erobert, umstritten und gefährdet bis auf den heutigen Tag! Nie wieder setzt eine Kunst gleich zu Anfang mit dem Studium der Natur als solchem ein; jede spätere hat sich erst zu befreien aus den Fesseln des überkommenen dekorativ gebundenen Stils. Wie die homerische Welt jeden Tag noch die unsere sein kann, so auch die der Apollines. Je komplizierter die moderne Kultur wird, desto notwendiger ist ihr die Verbindung mit jenem naiven Ethos homerischer Helden und ältester griechischer Figuren, die nichts weiter sagen wollen als: „Voilà un homme." Mit den Apollines greift die griechische Kultur die Entwicklung zu einem reineren Menschendasein da auf, wo der Orient sie unvollendet gelassen hatte. Sie stellt ihre Sache auf den athletisch gebildeten homerischen Menschen.

Sie ist auch immer dabei geblieben. Diese Behauptung mag den erstaunen, der sich die Entwicklung des griechischen Denkens vor allem seit dem vierten Jahrhundert mit der immer stärkeren Herausarbeitung des rein Geistigen bis zur Annäherung an das christliche Denken vergegenwärtigt. Die Geschichte der Kunst enthält aber ein in seiner Bedeutung kaum noch gewürdigtes Problem.

Die griechische Plastik ist im ersten Jahrhundert vor Chr. zu Ende. Dies ist um so merkwürdiger, weil mit der kolossalen Bautätigkeit der reich gewordenen Römer ein enormes Bedürfnis nach Kunstwerken entstand. Es entwickelt sich auch die Kunst als solche immer weiter. Die Architektur findet bis in die späte Kaiserzeit hinein für die Basilika, den Zentralbau, dem Gewölbebau neue Lösungen. Im römischen Porträt, im historischen Relief entwickelt sich mit jeder Epoche ein neuer Stil bis ins vierte Jahrhundert. Wie merkwürdig, daß gerade für die Hauptaufgaben, die Götterbilder der Tempel und Kapellen, für den Schmuck von Sälen, Villen und Gärten nichts anderes mehr geleistet wird, als Kopien

nach den alten Meisterwerken des fünften, vierten und dritten Jahrhunderts!

In einer Entwicklung von einzigartiger Konsequenz war die griechische Plastik von den Apollines aus zu den Lösungen Lysipps und seiner Nachfolger gelangt. Wenn wir tief herabgehen, so hat sie etwa im ersten Jahrhundert vor Chr. die ganzen Möglichkeiten, die auf diesem Wege zu finden waren, erschöpft. Man fragt sich, warum sie nun nicht zu einem leidenschaftlicheren Kontrapost, zu einer tieferen Erregung weiterschreitet. Nach Leistungen wie dem Torso vom Belvedere oder dem Laokoon ist nur ein Schritt zu Michelangelo. Warum tut sie diesen nicht und betritt damit das Land einer neuen Zukunft?

Diese Distanz eines Schrittes ist nur scheinbar. In Wirklichkeit liegt eine Welt dazwischen. Die Form des Daseins, wie sie durch die Apollines determiniert war, hat die alte Welt so lange festgehalten wie ihren Glauben an Homer. Es war ihr keine Änderung des Systems möglich, es gab für sie keine Entwicklung darüber hinaus, so groß auch die Stilwandlung innerhalb war. Als sie innerlich sich erschöpft fühlte, zog sie es vor, sich zu wiederholen. Eine neue ähnlich große Kunst konnte erst auf neuer Grundlage einer neuen seelischen Orientierung erstehen. Wie Michelangelo von seinem Entwurf des Sankt Peter sagte, er türme das Pantheon auf die Konstantinsbasilika, so könnte man von seiner Plastik sagen, er habe den Torso vom Belvedere erfüllt mit dem Geist der Gothik.

In der Konsequenz aber, mit der die Antike das einmal aufgestellte Ideal ausbaut, bis zum Ausgang mit immer neuer Lebenskraft erfüllt, erreicht sie, was wir ihre Totalität nennen. Spätere Zeiten, die vom siebzehnten Jahrhundert ab, vor allem die Gegenwart, sind universeller als die Antike. Sie kennen verschiedenartige Lebensweisen. Die Welt ist für sie mannigfaltiger. Aber bei dem größten inneren Reichtum des Erlebens behält der antike Mensch die größte Geschlossenheit seines Wesens. Harmonische Natur, das ist ein eigentlich antikes Ideal.

Bilder aus dem modernen englischen Kulturleben.

Von Professor Dr. Ernst Sieper in München.

I.

Der englische Nationalcharakter.

Im Einverständnis mit der Leitung des Freien Deutschen Hochstifts verzichte ich darauf, einen summarischen Bericht über den Gesamtinhalt meiner Vorträge zu geben. Ich begnüge mich, einzelne Probleme, die für die Kultur des modernen England ganz besonders charakteristisch sind, hervorzuheben. Dabei wird es sich ermöglichen lassen, gewisse Dinge, deren Kenntnis in Deutschland doch verhältnismäßig wenig verbreitet ist, etwas ausführlicher darzustellen.

Es ist eine häufig beobachtete Tatsache, daß in allen englischen Kulturschöpfungen die nationale Eigenart des englischen Volkes mit besonderer Stärke zum Ausdruck kommt. Jede Betrachtung des englischen Kulturlebens wird sich darum auch mit dem Volkscharakter zu beschäftigen haben.

Über den englischen Volkscharakter ist gerade in letzter Zeit viel geschrieben worden. In den meisten Fällen gehen solche Beschreibungen von den mehr oder minder subjektiven Beobachtungen und Erfahrungen der Verfasser aus. Daß es sich dabei nicht um eine wissenschaftliche Erschöpfung des Themas handeln kann, liegt auf der Hand. Auch dadurch vermag man dem Thema nicht vollkommen gerecht zu werden, daß man ältere Beobachter des englischen Volkes, z. B. H. Taine, Emerson und Irving, zu Hilfe nimmt.

Eine gründliche und einwandfreie Darstellung über den englischen Nationalcharakter hat sich an diejenigen Zeugnisse zu halten, die unveränderlich vor aller Augen liegen. Das sind eben die Kulturschöpfungen, die das Inselland im Laufe der Jahrhunderte in Literatur und Kunst, Gesetz und Recht, kirchlichen uud staatlichen Institutionen hervorgebracht hat.

Leider ist man unter diesem Gesichtspunkte bislang nur selten und unvollkommen an die verschiedenen Kulturgebiete herangetreten. Am ehesten noch hat man das Bedürfnis gefühlt, die Literatur im Zusammenhange mit der nationalen Eigenart des englischen Volkes zu betrachten. Dem Beispiele H. Taines folgend, haben eine Reihe namhafter Literarhistoriker versucht, die literargeschichtlichen Kenntnisse auch für die Charakteristik des englischen Volkstums zu verwerten. Über die einzelnen Werke, die hier in Betracht kommen, habe ich in einem Aufsatze der „Germanisch-Romanischen Monatsschrift" (Jahrg. 1911, XIX p. 292 ff.) eingehend gehandelt. Auch in einigen der dort genannten Werke zeigt sich wohl die Tendenz, den Charakter des Engländers als etwas von vornherein Gegebenes und Feststehendes zu betrachten. Daß ein solches Verfahren durchaus nicht gerechtfertigt ist, liegt auf der Hand. Durch die Betrachtung der Literaturgeschichte will man ja erst Material für die Beurteilung des Nationalcharakters gewinnen. Es geht nicht an, dies Ergebnis zum Ausgangspunkte machen zu wollen.

Natürlich ist damit die Betrachtung des englischen Nationalcharakters noch nicht erschöpft, daß wir eine Reihe von Eigenschaften und Fähigkeiten der Bewohner des Insellandes festgestellt haben. Wissenschaftlich erkennen, heißt verstehen, wie etwas geworden ist. Der Sammlung von Tatsachen muß die Erforschung der Ursachen folgen, ob es sich nun um physische oder moralische Fakta handelt.

Taine erkennt drei Hauptkräfte an, die für die Psychologie eines Volkes von Wichtigkeit sind: die Rasse, das Milieu und den Moment. Die Eigentümlichkeiten der Rasse sind dem Menschen von Geburt an mitgegeben. Sie richten sich nach seiner Abstammung. Aber diese Eigentümlichkeiten allein machen noch nicht die besondere Art eines Menschen aus. Er steht nicht allein in der Welt. Die Natur und andere Menschen umgeben ihn. Physische und soziale Umstände verändern und vervollständigen das ihm verliehene Naturell, und diese Umstände machen eben das Milieu aus. Besondere Wichtigkeit mißt Taine der Wirkung des Klimas bei. Daß sich die ursprünglich derselben arischen Rasse angehörenden europäischen Völker so gewaltig differenziert haben,

glaubt Taine in erster Linie auf das Klima zurückführen zu müssen. Wieviel die politischen Umstände zur Charakterentwicklung beigetragen haben, erkennt man aus den ganz verschiedenen Qualitäten der Italiener des alten römischen Weltreichs und derjenigen, die das Italien zur Zeit des Mittelalters unter der Herrschaft des Papstes bevölkern. Auf soziale Einflüsse möchte Taine namentlich zurückführen die Eigentümlichkeiten der buddhistischen und christlichen Religion. Genauer muß bezeichnet werden, was Taine unter Moment versteht: wenn der nationale Charakter und die umgebenden Umstände zu wirken beginnen, so wirken sie nicht auf einer Tabula rasa, sondern auf einer Insel, die bereits Eindrücke empfangen hat. Je nachdem auf die Insel in dem einen oder andern Moment eingewirkt wird, ist der Eindruck ein verschiedener. Voltaire mußte beispielsweise deshalb schon ein anderer Dichter werden als Corneille, weil ihm die ganze Reihe von Vorbildern vorlag, die dem andern fehlten. Die Schönheit, welche Corneille Auge in Auge sah, sah Voltaire durch das Medium des ersteren. Unter Moment ist also der historische Gesichtspunkt gemeint.[1])

Die theoretischen Ausführungen H. Taines sind im großen und ganzen einwandfrei. Freilich würde es sich fragen, inwiefern das, was man als Rasseneigentümlichkeit bezeichnet, wieder das Produkt der Einflüsse des Milieus ist, und auch jene Kräfte, die Taine unter dem Begriff „Moment" zusammenfaßt, wirken natürlich wieder bestimmend und modifizierend auf ursprünglich gegebene Rasseneigentümlichkeiten.

Zweifellos ist die Frage, aus welchen Rassenelementen sich ein Volkstum zusammensetzt, die erste und wichtigste bei einer Studie über den Nationalcharakter, und manches im Charakter der Engländer läßt sich erst begreifen, wenn wir auf die seltsame Rassenmischung, die sich in diesem Volkstum vollzogen hat, zurückgehen. Angelsachsen, Kelten und Normannen sind an dem Aufbau der englischen Nation beteiligt gewesen. Unter dem Namen Angelsachsen faßt man jene Volksstämme zusammen, die aus den niederdeutschen Bezirken, welche die Nordsee begrenzen, seit dem 5. Jahrhundert nach

---

[1]) Vgl. Histoire de la Litérature Anglaise. Einleitung p. 1—48.

England übergesiedelt sind. Wie ihre niederdeutschen Vettern waren diese Angelsachsen ernste, innerliche, zur Gefühlsweichheit und Religiosität neigende Menschen; mit einem gesunden Blick für die Bedürfnisse des realen Lebens begabt, besaßen sie andererseits doch einen gewissen Hang zur grüblerischer Versenkung. Eigenwillig und auf sich selbst gestellt, mit einem starken individuellen Freiheitsbedürfnis begabt, waren sie fremden Einflüssen nicht leicht zugänglich, andererseits aber zuverlässig und ausdauernd in den Entschlüssen und Richtungen ihres Willens. Sicher lebt auch in dem heutigen Engländer noch viel von der Weichheit, Sentimentalität, Schwerfälligkeit und Zähigkeit des Angelsachsen. Auch die Unfähigkeit, allgemeine Ideen zu erfassen, der Widerwille gegen Theorien und Systeme, Verallgemeinerungen und Abstraktionen, sind vorwiegend angelsächsisches Erbteil. Eine gewisse Begrenztheit des Horizontes steht damit im natürlichen Zusammenhang. Die Engländer wollen vielfach nicht alle Seiten einer Sache, alle Beziehungen eines Gegenstandes sehen. Wenn diese und ähnliche Züge gemildert oder doch mit Eigenschaften verbunden erscheinen, die ihre üblen Seiten weniger zur Wirkung kommen lassen, so kommt das hauptsächlich daher, daß dem angelsächsischen Stamm das frische Pfropfreis des Normannentums aufgesetzt wurde. Die Normannen, die im Jahre 1066 England eroberten, waren ein in mannigfacher Beziehung merkwürdiger Volksstamm; mutig, unternehmend, an Kühnheit und Tapferkeit allen germanischen Volksstämmen überlegen, besaßen sie andererseits doch einen eminent praktischen Blick; eine seltsame Fähigkeit zur Organisation und Staatenbildung wohnt ihnen inne. Das starke Stammesgefühl ihrer nordischen Vorfahren äußert sich in Zucht und straffer Fügung in den staatlichen Organismus. Ein gewisser kosmopolitischer Sinn und eine unglaubliche Adaptionsfähigkeit scheint ihnen von Anfang an eigen gewesen zu sein. Mit frischem Eifer ergreifen sie alle neuen Aufgaben, stramm und folgerichtig wird alles bis zum Ende betrieben. Kleinliche Bedenken und grüblerische Erwägungen hindern sie nicht, ihre großen Ziele energisch zu verfolgen. Diese rücksichtslosen Tatenmenschen entwickeln, zu einem festen, staatlichen Verbande gefügt, einen starken Sinn für Wissenschaft und kirchliche Ordnung.

Es ist bedeutsam, daß sich die führenden Männer Englands in erster Linie aus den normannischen Familien rekrutieren. Die Tugenden der Initiative, der Energie, kluger Voraussicht und Selbstbeherrschung, der Organisationsfähigkeit und politischen Weitsicht, von den Vorvätern ererbt und durch Geschichte, Natur und Klima des Landes weiter entwickelt, haben die Männer befähigt, England seine unvergleichliche Stellung im Rate der Völker zu erwerben und zu sichern. Auch die Lust zu kraftvoller, andauernder Betätigung ist ein Erbteil der Normannen und hat sich wie ein Instinkt von Generation zu Generation fortgepflanzt. Die starken Gefühle, selbst die der Religion, suchen sich bei den Engländern einen Weg nach außen in praktischer Betätigung. Was England auf dem Gebiete der Mission getan hat, zählt nicht zu seinen geringsten Leistungen.

Es ist eine vielumstrittene Frage, inwieweit auch das Keltentum an der Entwickelung des englischen Nationalcharakters beteiligt ist. Man war lange Zeit geneigt, die keltischen Einflüsse gering zu achten oder gar leugnen zu wollen. Man stützte sich dabei auf die sehr geringen keltischen Elemente im englischen Sprachenschatz. Gewisse Anzeichen scheinen aber darauf hinzuweisen, daß die Kelten doch nicht ganz spurlos im Angelsachsentum aufgegangen sind. Der Einfluß ihrer Poesie auf die angelsächsische Literatur, z. B. auf dem Gebiete der Lyrik, ist unleugbar. Auch ist die englische Bevölkerung immer wieder durch Einwanderung aus den keltischen Landesteilen des Inselreiches durchsetzt worden, und das ist sicher nicht ohne Einfluß auf die Eigenschaften des englischen Volkstums geblieben. Man braucht nur daran zu erinnern, daß Asser, der Freund und Berater Alfreds des Großen, des Erziehers und Reformators der Angelsachsen, ein Kelte war, und daß in neuester Zeit Lloyd George, ein waschechter Wallise, der innerpolitischen Entwickelung Englands seinen Stempel aufgedrückt hat, um ohne weiteres zu erkennen, was England dem Keltentum verdankt. Manche der widerspruchsvollen Züge, an denen der englische Nationalcharakter so reich ist, läßt sich befriedigend erklären, wenn man das keltische Element gebührend in Anrechnung bringt.

Auf eine genauere Analyse des englischen Nationalcharakters einzugehen, kann ich mir hier wohl versagen. Interessierte

Leser darf ich vielleicht auf die Studie verweisen, die ich unlängst in „Westermanns Monatsheften" (Oktober 1911 p. 183 ff.) darüber veröffentlicht habe.

II.

Englische Erziehung.

Um die Eigenart des Engländers vollauf zu würdigen, muß man vor allen Dingen auch seine Erziehung kennen.

Auch über die englische Erziehung ist in der letzten Zeit viel geschrieben worden, und es war interessant zu beobachten, welch ein radikaler Umschwung in der Beurteilung des englischen Systems sich gegenüber der Meinung vergangener Jahrzehnte vollzogen hat. Der Rationalismus der 70er Jahre gefiel sich darin, die englische Erziehung als absolut rückständig zu betrachten. Jetzt ist uns endlich die Erkenntnis gedämmert, daß unser vielgerühmtes „Ideal einer harmonischen Erziehung" schließlich nur auf eine Vielseitigkeit von Kenntnissen hinausläuft, und daß diese vielseitigen Kenntnisse nicht allein, ja, nicht einmal in erster Linie für die Tüchtigkeit und Bedeutung eines Menschen entscheidend sind. Diese Einsicht befähigt uns, die englischen Verhältnisse gerechter zu beurteilen.

Gewiß halten die englischen Schulen in mancher Beziehung den Vergleich mit unsern deutschen nicht aus. Die Methode ist weniger durchgebildet und die Kenntnisse, noch vielfach mechanisch vermittelt, sind häufig genug lückenhaft und unzusammenhängend. Aber diesen Nachteilen stehen ebenso unbestreitbare Vorteile gegenüber. Allgemein anerkannt ist der hohe moralische Standard der englischen Schulen. Zwischen Lehrern und Schülern herrscht ein ungezwungener, natürlicher Verkehr, der auf unbedingte Wahrheitsliebe und gegenseitige Achtung gegründet ist. Auch der Schüler wird als Persönlichkeit respektiert. Lügen, Abschreiben, Antragerei gelten als entehrend. Auch gegen Anmaßung, Weichlichkeit und self-indulgence herrscht eine unüberwindliche Abneigung. Die Pflege vornehmer, tadelloser Gesinnung ist von jeher als integrierender Bestandteil der englichen Erziehung betrachtet worden.

Hierzu kommt der weite Spielraum, den man der Pflege des Sports und der Spiele einräumt. Sie dienen nicht bloß

der körperlichen Gewandtheit und Gesundheit, sondern helfen in hervorragender Weise auch zur Bildung des Willens. Sie fördern helles Aufmerken, raschen Entschluß, Sieg über Weichlichkeit und Trägheit, Ausdauer, Sinn für Ritterlichkeit und Kameradschaftlichkeit. Sie bewahren die Phantasie des Jünglings vor ungesunden Wegen. Auch geben sie Gelegenheit zu dem unbefangenen Verkehr der beiden Geschlechter, wodurch sich England namentlich vor Frankreich auszeichnet. Überhaupt sorgen sie, daß echter Jugendsinn dem Engländer viel länger erhalten bleibt, als uns.

Eines ist in Deutschland vielfach übersehen worden: die Pflege der Spiele beruht auf der Selbstorganisation der Schüler. In dem Football club, wie in dem Cricket team hat der Lehrer, wie jedes Mitglied, der Anordnung des Captains, also seines Schülers, Folge zu leisten. Gerade durch diese Selbstorganisation wirken die Spiele erzieherisch. Sie entwickeln sowohl die Fähigkeit zu führen und zu leiten, als sie auch den Geist freiwilliger Unterordnung herausbilden und stärken.[1]) Durch die Selbstorganisation der Spiele wird auch die Gewähr gegeben, daß sie im späteren Leben des Mannes weiter gepflegt werden.

Wie die Spiele den englischen Jüngling in gewisser Beziehung für das öffentliche Leben erziehen, so wird auch durch die Pflege der freien Rede und Debattierkunst dafür gesorgt, daß er nicht unvorbereitet ist, wenn er späterhin an den Kämpfen, welche die Öffentlichkeit bewegen, tätigen Anteil nimmt. Nicht bloß die alten Landesuniversitäten Oxford und Cambridge haben ihre Debating halls, auch die Public schools besitzen Clubs, in denen die Kunst der freien Rede und Gegenrede geübt und die parlamentarischen Formen genau beachtet werden.

Gesund wie die englische Erziehung ist das ganze Volk. Nur in dem Lande, das bei der Erziehung seiner Jugend von gesunden Instinkten geleitet wird, können sich führende Familien durch lange Generationen hindurch tüchtig und lebensfähig erhalten. Der Stammvater der Salisburys, die in der jüngsten

[1]) Mehr und mehr beginnt uns jetzt in Deutschland die Erkenntnis aufzugehen, wie wenig in unseren Schulen für die staatsbürgerliche Erziehung der Jugend geleistet wird. Ich verweise auf Kerschensteiners bahnbrechende Arbeiten.

Geschichte Englands eine solch große Rolle gespielt haben, regierte England schon zur Zeit der Königin Elisabeth. Daß der Sohn eines bedeutenden Vaters schon nichts mehr taugt: diese Anschauung ist dem Engländer fremd. Im Gegenteil, man hält es für selbstverständlich, daß auch von ihm Bedeutendes zu erwarten ist.

Eine Betrachtung des englischen Schulwesens, die nicht erschöpfend sein kann, hat vor allem diejenigen Züge auszuwählen, die dem Erziehungssystem sein besonderes Gepräge geben. Ich verzichte darauf, hier die Geschichte der noch jungen englischen Volksschule darzulegen, um bei der bedeutsamsten Erscheinung auf dem Gebiete des höheren Schulwesens, den sog. Public schools, noch einen Augenblick zu verweilen.

Es ist nicht leicht, dem Fremden einen Begriff davon zu geben, was eine englische Public school in Wirklichkeit bedeutet. Man könnte sagen, sie ist ein Gymnasium. Rein äußerlich beruht die Public school auf einer Stiftung. Ihre Angelegenheiten werden auf ewige Zeit von einem sogenannten Board of governors — wir würden sagen Verwaltungsausschuß — geleitet. Dieser Verwaltungsausschuß ernennt den Direktor (headmaster) und hat die Kontrolle über alle Angelegenheiten finanzieller Natur, welche die Schulen betreffen. In anderer Beziehung hat der Direktor durchaus freie Hand. Er wählt seine Lehrer und ist verantwortlich für die Disziplin und den Erfolg der Schularbeit.

Diese Beschreibung könnte auf den Gedanken führen, daß eine vermögende Persönlichkeit überall und ohne weiteres eine Public school ins Leben führen könnte. Nichts wäre verkehrter als eine solche Anschauung. Was den englischen Public schools ihr ganz eigenartiges Gepräge gibt, ist die ungeschriebene Tradition, die sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat.

Im ganzen gibt es etwa 40 Public schools; aber im gewöhnlichen Sprachgebrauch wird der Titel auf etwa ein Dutzend der größeren, älteren und berühmteren beschränkt. Unter diesen stehen an erster Stelle Eton, die größte und vornehmste unter allen, im Jahre 1440 von König Heinrich VI. gegründet, Winchester, wohl die älteste, denn sie wurde bereits im Jahre 1382 gegründet, und Harrow.

Alle Public schools sind Internate. Neben dem headmaster, der eine angesehene und in der Regel sehr gute Stellung bekleidet, wirken an der Schule sogenannte assistant masters, die ähnliche Funktionen haben wie die Klassenlehrer unserer Gymnasien, und Fachlehrer, die für den Unterricht in Mathematik, Französisch, Deutsch usw. besonders bestellt sind.

Ungemein charakteristisch und instruktiv ist nun die Art und Weise, wie sich das Zusammenleben der Schüler vollzieht und wie sie die Lehrer in der Handhabung der Disziplin unterstützen.

Betrachten wir z. B. Eton. Dort leben von den mehr als 1000 Schülern, die Eton College besuchen, die sogenannten scholars oder collegers in einem der College-Gebäude; sie bilden nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Gesamtzahl. Die sogenanten oppidans leben in Boarding-Häusern, die unter Leitung der assistant masters stehen. Die Schule hat 27 solcher Boarding-Häuser. In jedem derselben befinden sich bis zu 40 Schüler.

Jeder Junge, der in Eton eintritt, wird einem tutor zugeteilt, der alle seine Arbeiten — mündlich und schriftlich —, die für den division master vorzubereiten sind, überwacht. Der tutor begleitet den Jungen durch die ganze Schulzeit, von Klasse zu Klasse. Was ein solcher tutor für seinen Schüler bedeuten kann, liegt auf der Hand. Er versteht seinen Charakter und sein ganzes Wesen besser als der Klassenlehrer (division master) und kann auf Grund dieser besseren Einsicht dem Jungen ein wirklicher Freund und Helfer sein. Die Schwierigkeiten eines geregelten Zusammenlebens von mehr als 1000 Jungen, die dem Einfluß ihrer Familie entzogen sind, ergeben sich ohne weiteres. Es gibt zwei Wege, die Schwierigkeiten zu überwinden: Entweder sucht man die Maschine durch militärische Strenge und Uniformität unter Zuhilfenahme eines mehr oder minder entwickelten Spioniersystems in Gang zu halten, oder man bringt jenes System in Anwendung, das dem ganzen öffentlichen Leben sein Gepräge aufgedrückt hat: self-government. Der letztere Weg war in England allein gangbar. Man wählt in den verschiedenen Einheiten, die den Organismus der Schule ausmachen, vertrauenswürdige Schüler aus, die mit

einem Teile der Autorität der vorgesetzten Lehrer bekleidet werden und durch ihren Einfluß die Kameraden regeln und leiten. Die Schwierigkeit liegt darin, daß die Lehrer die geeigneten Schüler als Führer auswählen und sich dann möglichst im Hintergrunde halten.

Es ist schwer, eine erschöpfende Beschreibung von dem Wirken und dem Einfluß der zur Mitarbeit an der Schuldisziplin berufenen Knaben zu geben. Sie sind bis zu einem gewissen Grade die Vertrauensmänner des Direktors, der sie in viele seiner Pläne einweiht.

An der Spitze der im College selbst einquartierten Schüler steht der Senior colleger, er ist Captain of the school. Er teilt indes seine Autorität mit dem Captain of the oppidans, dem Vertreter der in Boarding-Häusern untergebrachten Schüler. Jedes dieser Häuser hat wieder eigene captains, die dem obersten Vertreter der oppidans beratend zur Seite stehen. Hierzu kommt dann noch die Autorität, die von den Angehörigen der obersten Klasse (6th form) ausgeübt wird. Beachtet man, daß die sechste Klasse zwanzig Schüler hat, daß es 27 Boarding-Häuser gibt, so ergibt sich, daß die Gesamtzahl der zur Mitregierung berufenen Schüler eine ziemlich große ist (etwa 50).

Es kommt alles darauf an, daß die Leiter der Anstalt sich den guten Willen und die Hilfe dieser Schüler sichern. Da sie selbst Jungen sind, so wissen sie genau, was hinter den Kulissen vorgeht. Natürlich muß der Lehrer auch ihre Unabhängigkeit respektieren und nichts von ihnen verlangen, was sie in Gegensatz zu ihren Kameraden bringen kann. Ihr ganzer Einfluß hängt davon ab, daß sie sowohl das Vertrauen der Knaben als das der Lehrer genießen. Immerhin sind sie Jungen und keine Lehrer. Sie mögen mit dem Lehrer sympathisieren, dürfen aber nicht den Anträger machen. Es bleibt ihrer Diskretion vorbehalten, wie sie den Anordnungen des Lehrers Wirksamkeit verleihen wollen. Daß das ein nicht geringes Maß von Charakter voraussetzt und eine außerordentlich gute Vorschule für die Betätigung im öffentlichen Leben ist, liegt auf der Hand.[1])

[1]) Vgl. zu den Ausführungen über Eton Wells, English Education. München. 1910.

Die Bedeutung der englischen Public schools für das nationale Leben der Engländer ist kaum zu überschätzen.

Hier werden die Eigenschaften entwickelt, auf die es im staatsbürgerlichen Leben überhaupt ankommt: Charakter, Selbstzucht, die Fähigkeit, sich bescheiden in einen Organismus zu fügen, oder, wenn die nötigen Eigenschaften vorhanden sind, andere zu führen und zu leiten.

Bekanntlich ist nach Wellingtons Ausspruch die Schlacht bei Waterloo auf den Cricketfeldern von Eton gewonnen worden. Auch in diesem Ausspruch gelangt die Überzeugung zum Ausdruck, daß die englischen Public schools vor allem berufen sind, diejenigen Persönlichkeiten und Führer heranzubilden, die nach der ganzen Art des englischen Nationalcharakters und der Gestaltung des öffentlichen Lebens dem Insellande not tun.

Ob die englischen Public schools auf fremden Boden, insbesondere in unser deutsches Vaterland verpflanzt werden können, erscheint mehr als zweifelhaft. Jedenfalls würden sie hier weder die außerordentliche Popularität noch den ungeheuren Einfluß gewinnen können, die sie sich in England im Laufe der Jahrhunderte gesichert haben. Die Gabe zu führen und die Fähigkeit der persönlichen Initiative und Verantwortung, die in den Public schools entwickelt werden, finden in Deutschland weniger Raum zur Betätigung. Unser Vaterland mit seiner größeren Zentralisation und strafferen staatlichen Organisation, mit seiner allgemeinen Wehrpflicht und geschlossenen Beamtenhierarchie bedarf vor allem solcher Kräfte, die an Zucht uud Ordnung gewöhnt, sich willig fügen und unterordnen, die mehr als es in England der Fall ist, ganz in beruflicher Routine aufgehen. Der preußische Volksschulmeister hat nach Bismarcks Worten die Schlacht bei Königgrätz geschlagen. Es ist seltsam: das demokratisch regierte England erkennt in seinen aristokratischen Public schools eine wesentliche Bedingung seines staatlichen Gedeihens. Preußen, in dessen Regierung das konservative und aristokratische Element eine so große Rolle spielt, muß anerkennen, daß die demokratische Volksschule vor allem die Grundlage seiner nationalen Machtentfaltung bildet. Auch hier sehen wir wieder das Gesetz der Ergänzung wirksam, das für jedes glückliche Gedeihen notwendig ist.

III.

Soziale Arbeit der englischen Universitäten.

Gegen Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war die Umwandlung Englands vom Ackerbau- zum Industriestaate so gut wie vollendet. Gleichzeitig hatte der zunehmende Maschinenbetrieb die Arbeit vielfach aus den Händen der Männer und Väter in diejenigen der Frauen und Kinder gelegt und auf diese Weise eine erschreckend große Anzahl von Männern brotlos gemacht. Es vollzog sich eine völlige Umwälzung in der Wirtschaft der Arbeiterfamilie. Hand in Hand mit dieser wirtschaftlichen Verschlechterung ging ein Verkommen der niederen Bevölkerung in physischer, sittlicher und intellektueller Beziehung. Die Kluft zwischen den oberen und unteren Klassen der Bevölkerung wurde immer größer. Die Verachtung, mit der die höhern Klassen dem Arbeiter begegneten, war maßlos. Und was das Schlimmste war, kein Versuch zur Rettung aus dieser trostlosen Lage wurde gewagt. Es war die Zeit der ausschließlichen Herrschaft der Manchesterschule. Das "laisser aller" erschien den Staatsmännern als der Gipfel aller Weisheit. Unter diesen Verhältnissen wuchs die Spannung zwischen Arbeitern einerseits und den Arbeitgebern und den Mitgliedern der führenden Kreise andrerseits ins Unerträgliche. Eine Folge dieser Spannung war die Bildung der sozialdemokratischen Partei der Chartisten, die durch eine radikale Änderung der bestehenden Verfassung und Gesetzgebung die jammervollen Zustände ändern und die gesellschaftliche Ordnung im Arbeiterinteresse umgestalten wollten.

Ihnen gegenüber erhob sich unter Führung von Frederik Denison Maurice, John Malcolm Ludlow und Charles Kingsley die Partei der Christlichsozialen, die in einer Verjüngung und Verinnerlichung des Christentums die alleinige Rettung aus den sozialen Schäden sah. Die Geschichte dieser Bewegung, die durch die Wirren des Jahres 1848 veranlaßt wurde, kann hier nicht verfolgt werden. Wichtig aber für unsere Zwecke ist die Frage, welche Folgen und Wirkungen die christlichsoziale Bewegung in England erzielt hat. Diese Wirkungen waren zum Teil negativer Art. Weder die

Produktionsgenossenschaften, die sie ins Leben rief, blieben bestehen, noch auch wurde das Christentum in dem Maße wieder lebendig und wirksam gemacht, wie sie es erhofft hatten. Auf der andern Seite aber hat die Bewegung unstreitig weittragende Erfolge gehabt. Die Kluft zwischen den oberen und unteren Schichten der Bevölkerung wurde überbrückt, den herrschenden Klassen wurde das soziale Gewissen geschärft. Ihre Opferwilligkeit und persönliche Liebestätigkeit hat sich seitdem von Jahr zu Jahr in immer steigendem Maße gezeigt. Unter diesen Umständen darf es kaum wundernehmen, daß die sozialdemokratische Partei der Chartisten nach und nach verschwand. Ferner aber wurde die soziale Frage durch die Bewegung der vierziger und fünfziger Jahre in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gestellt und ist seitdem wohl eine der wichtigsten und bedeutungsvollsten der öffentlich behandelten Angelegenheiten geblieben. Das soziale Element spielt in der englischen Literatur eine Rolle wie vielleicht in keinem andern Land. Endlich hat die christlich-soziale Bewegung eine Institution geschaffen, die, bis auf den heutigen Tag mit wachsendem Erfolge wirkend, namentlich akademischen Kreisen Gelegenheit zur Arbeit an der Volksbildung und Volkswohlfahrt gab, und last not least den Einrichtungen, welcher später die Settlementsbewegung ins Leben rief, in gewissen Grenzen als Muster diente: das Working Men's College.

Als weitere Stätten sozialer Betätigung englischer Akademiker sind zu nennen die sogenannten „Missionen". Bekanntlich lösen sich die alten englischen Universitätsstädte Oxford und Cambridge in eine größere Reihe einzelner Gemeinschaften, Colleges, auf. Viele dieser Colleges haben nun Niederlassungen unter der ärmeren Bevölkerung Londons und anderer größerer Städte gegründet, um von diesem Zentrum aus sich der inneren Mission zu widmen. Religiöses Wirken wird als Grundlage der Arbeit angesehen. Die soziale Tätigkeit wird möglichst im christlich-religiösen Sinne aufgefaßt und geübt. Ziel und Wirken dieser Missionen deckt sich also vielfach mit dem, was auch von den einzelnen Kirchengemeinden erstrebt wird. In der Christ Church Mission, welche vom Christ Church College in Oxford unterhalten

wird, arbeiten, um ein bestimmtes Beispiel anzuführen, neben einem sogenannten Missionär zwei oder drei Kandidaten. Überdies befinden sich gewöhnlich zwei oder drei der nicht graduierten Mitglieder des College, also eigentliche Studenten, im Pfarrhaus, um bei der sozialen Arbeit zu helfen.

Neben den Working Men's College und den Missionen sind weiter zu nennen die beiden Settlements: Oxford- und Cambridge-House. In diesen Instituten konzentriert sich der größte und wichtigste Teil der Arbeit, welche von englischen Studenten auf sozialem Gebiete geleistet wird. Hier finden auch die in London begründeten Missionen Unterstützung und Förderung. Man kann daher mit einem gewissen Rechte sagen, Oxford- und Cambridge-House repräsentieren die soziale Arbeit der englischen Studenten.

Während Oxford- und Cambridge-House im Konnex mit religiösen Gruppen stehen, ihrem Institut ein Geistlicher vorsteht und sie im Hause eine Kapelle besitzen, trägt eine andere Klasse von Settlements, die ebenfalls mit den Universitätsstudenten in enger Verbindung stehen, weltlichen Charakter. Das bekannteste und bedeutendste dieser Settlements ist Toynbee Hall (White Chapel).

Toynbee Hall erhielt seinen Namen nach dem berühmten Philantropen Arnold Toynbee. An der Gründung ist in erster Linie Balliol College in Oxford beteiligt. Wenn man Zweck und Wirken von Toynbee Hall in einem Worte zusammenfassen wollte, so könnte man sagen, es ist eine Volksakademie. Die Unterrichts- und Bildungszwecke stehen, soweit mein Urteil reicht, im Vordergrund.

Wichtiger als solche Bemerkungen über die Einrichtung der einzelnen Settlements ist der Geist, in dem die soziale Arbeit der englischen Universitäten geübt wird. Diesen Geist möchte ich in einigen kurzen Leitsätzen charakterisieren.

1. Soziale Arbeit ist Pflicht für jeden, materielle Zuwendungen allein tun es nicht. Was not tut, ist persönliche Arbeit, der sich jeder, soweit ihm Berufs- und Lebensumstände dies gestatten, mit Ernst und Hingebung zu widmen hat. Insonderheit besteht die Pflicht sozialer Arbeit für diejenigen Kreise, die nach Beruf und Erziehung bestimmt sind, die

Führer des Volkes zu sein, also für die akademisch gebildeten Kreise.

2. Nur derjenige ist berufen, an der Volkswohlfahrt erfolgreich zu arbeiten, der das Volk kennt. Um das Volk kennen zu lernen, muß man eine ausgiebige Zeit mit dem Volke leben; nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich dem Volke nahe treten, an seinen Leiden und Freuden teilnehmen. Nicht Herablassung, sondern selbstlose Freundschaft tut dem Volke not.

3. Die soziale Arbeit bezweckt nicht bloß die materielle, sondern auch die geistige Hebung des Volkes. Zu den unveräußerlichen Rechten des Menschen gehört auch der Anteil an geistigen Gütern, an den Genüssen, die uns Natur, Kunst und Wissenschaft zur Verschönerung und Veredelung unseres Lebens bereiten. In England hat man seit einem halben Jahrhundert mit der Anschauung gebrochen, daß diese Genüsse nur das Vorrecht einzelner Auserwählter sind. Man hat mit der Demokratisierung der Kunst und Wissenschaft Ernst gemacht. Ruskin und Morris waren die Bannerträger jener edlen Männer, die der geistigen Not des Volkes helfen wollten.

4. Die Volksbildung muß sich hüten, die Schätze des Wissens und der Kunst kritiklos der Allgemeinheit zugänglich machen zu wollen. Es kommt darauf an, das Bedürfnis für geistige Nahrung in den Massen zu wecken und zu fördern. „Macht diese Leute“ — so predigt Sir Walter Besant in seinem berühmten Roman “All Sorts and Conditions of Men”, — „unzufrieden mit ihrem Jammerdasein! Zeigt ihnen, daß es ein anderes, besseres Leben gibt, erweckt in ihrem Herzen die Sehnsucht nach diesem Leben“! Nur wo das Bedürfnis, der Hunger nach geistiger Nahrung ist, wird unsere Unterweisung auf einen fruchtbaren Boden fallen. Geistige Nahrung mundet und nährt nur dann, wenn sie dem Hungrigen gereicht wird, sagt Ruskin.

5. Die geistige Hebung des Volkes hat die wirtschaftliche und soziale Wohlfahrt zur Voraussetzung. Jede ernstgemeinte Arbeit an der Volksbildung führt zur Bundesgenossenschaft mit den Vorkämpfern für soziale und wirtschaftliche Reform. Ruskin und Morris, welche der Welt das Evangelium der

Schönheit verkündigten und ihrem Volk die Segnungen der Kunst zugänglich machen wollten, endigten folgerichtig als soziale Reformer. Erneuerung unserer Erziehung, Gesundung unseres wirtschaftlichen Lebens, Verbesserung der Existenz und Arbeitsbedingungen, in diese Forderung klang ihre Botschaft aus.

6. Die soziale Arbeit der akademischen Kreise muß selbstlos sein, still und entsagungsvoll, ohne Aussicht auf Ruhm und Lohn getan werden. Sie hat die bestehenden Organisationen zur Hebung der Volkswohlfahrt nach Möglichkeit zu respektieren und sich, wo es der gute Zweck erfordert, in den Dienst dieser Organisationen zu stellen. Es handelt sich nicht darum, Entdeckungen zu machen, sondern Erfahrungen zu sammeln. Ruhiges, maßvolles Vorgehen kann allein auf Erfolg hoffen.

7. Die selbstlose, soziale Arbeit ist nicht ohne Nutzen auch für den Gebildeten, der sie ausübt. Sie bietet ihm die einzige Gelegenheit, mit dem Volke in wirksame Berührung zu kommen und bereitet dadurch den Boden für ein gesundes Gemeinsamkeitsgefühl der so weit getrennten Klassen. Sie führt uns freilich zu Entdeckungen auf dem Gebiete des Bösen, aber auch zu unerwarteten Erfahrungen auf dem Gebiete des Guten und erweitert und vertieft unser menschliches Leben und Verstehen. Die soziale Arbeit bietet auch ein gemeinsames Arbeitsfeld für die nach Beruf, sozialer Stellung und Konfessionen getrennten Glieder der gebildeten Klassen, gibt ihnen das Gefühl der Gemeinsamkeit und ist darum von ungeheurem Werte für das politische und nationale Leben.

IV.

Hauptströmungen des englischen Geisteslebens in neuerer Zeit.

Die Schwierigkeiten, über dieses Thema einigermaßen erschöpfend zu referieren, sind besonders groß. Dem ausländischen Beobachter des englischen Geisteslebens entgehen leicht gewisse, nicht immer bedeutungslose Erscheinungen; dem Engländer selbst aber stellen sich andere Hindernisse entgegen: ein Mann, der selbst im Strome ist, wird von dem Getriebe der tausendfach auf ihn einstürmenden Eindrücke verwirrt, er wird fortgetrieben, aber der Strömungen, die ihn führen, wird er

sich nicht klar bewußt. Niemand hat zu sich selbst und zu seiner nächsten Umgebung die Distanz, welche zu einer ruhigen Beurteilung notwendig ist. Tatsächlich sind die nachfolgenden Bemerkungen das Resultat sowohl der eigenen Beobachtung als auch der Prüfung englischer Freunde, die bis zu einem gewissen Grade als geistige Führer ihres Volkstums gelten können.[1])

Einer der wichtigsten Faktoren, die auf die Gestaltung des kulturellen Lebens in den letzten Jahrzehnten gewirkt haben, ist zweifellos das große Wachstum des materiellen Reichtums und die damit naturgemäß verbundene Verbesserung und Verfeinerung der Lebenshaltung. Diese Momente haben auch das geistige Leben und die gesamten Kulturverhältnisse nachhaltig beeinflußt. Schon die reduzierte Arbeitszeit, der jährliche Urlaub, der in den meisten Fällen auch eine Ortsveränderung in sich schließt, und gelegentliche Ausflüge haben selbst in den Kreisen der arbeitenden Klassen einen weiteren Ausblick und ein über die engeren Grenzen der Heimat hinausgehendes Interesse mit sich gebracht.

Der weitere Ausblick ist nach dem Urteil mehrerer mir befreundeter, im öffentlichen Leben mit Erfolg tätiger Engländer in der Tat diejenige Eigenschaft, durch welche sich die jetzige Generation von der voraufgegangenen unterscheidet. Dieser weitere Gesichtskreis hat noch eine Reihe anderer Ursachen. Die koloniale Ausdehnung Englands bringt es mit sich, daß die meisten Familien Verwandte in einer der großen Kolonien haben, oder daß Mitglieder ihrer Familie als Soldaten oder Matrosen in einem der fremden Weltteile dienen. Außerdem haben die politischen Geschehnisse der letzten zwölf Jahre das Interesse des Engländers an den Kolonien unzweifelhaft erhöht; nicht nur haben der Burenkrieg und der Streit um die Tarifreform nach dieser Richtung hingewirkt, auch die kolonialen Konferenzen, die ungeheure Entwicklung West-Kanadas und die Besuche, die von führenden Leuten und Mitgliedern der königlichen Familie den überseeischen Besitzungen abge-

[1]) Insbesondere habe ich der Unterstützung meines Freundes Joseph King M. P. zu gedenken, dessen uneigennützige Förderung mir auch bei anderen Angelegenheiten wertvolle Dienste geleistet hat.

stattet wurden, haben die Beziehungen von Kolonien und Mutterland inniger gestaltet.

Hierzu kommt die Verbesserung und Vervollkommnung, die das englische Schul- und Erziehungssystem im Laufe der letzten Jahrzehnte erfahren hat. Vom Jahre 1870 ab ist England dem Ideale der allgemeinen Volksschule zwar langsam, aber doch stetig näher gekommen. Neue Universitäten sind gegründet worden, technische Schulen und andere Unterrichtsgelegenheiten werden überall geschaffen. Woran wir in Deutschland längst gewöhnt sind: daß allen Kindern der Vorteil des Unterrichts und der Schulerziehung zuteil wird und daß die unterrichteten Kinder mit unterrichteten Eltern zusammenleben, das hat sich in England erst in den letzten Jahren zu entwickeln begonnen.

Damit steht in engem Zusammenhange die ungeheure Entwicklung populärer Literatur in neuen Formen und Aufmachungen. Kein anderes Land hat eine solche Fülle von billigen Monatszeitschriften. Die Romane der modernen Autoren werden in sogenannten billigen Ausgaben für wenige pence jedem zugänglich gemacht. Volksausgaben der Klassiker und Bücher enzyklopädischer Natur erscheinen unausgesetzt auf dem Büchermarkt. Auch die Demokratisierung der Kunst, von Ruskin, Morris uud ihren Freunden vorbereitet, wird immer erfolgreicher durchgeführt. Die Museen und Galerieen sind in den Abendstunden und hin und wieder auch Sonntags dem großen Publikum zugänglich. Durch Lehrkurse und methodische Führungen sucht man die Empfänglichkeit der Massen für die Werke der Kunst zu wecken und zu fördern. Die immer mehr vervollkommnete Reproduktionstechnik gönnt auch dem Heim des Ärmsten einen bescheidenen Anteil an Schmuck und Kunst.

Hand in Hand mit der steigenden Bildung, aber nur zum Teil durch sie veranlaßt, geht die zunehmende Politisierung des gesamten öffentlichen Lebens. Fragen, die bei uns von einem fast ausschließlich fachlichen Gesichtspunkte aus betrachtet und gelöst werden, rücken in England sofort unter den Gesichtspunkt der allgemeinen Politik. Der Blick auf das große Ganze, auf das allgemeine Wohl, ist bei der Diskussion öffentlicher Probleme immer das Entscheidende. In

England hat sich das Spezialistentum nicht bis zu dem Grade entwickelt wie bei uns. Es mag das zum Teil auf die von Natur aus großzügigere, weitherzigere Auffassung des Engländers zurückzuführen sein. Sicher ist dies indessen auch durch die längere politische Schulung des englischen Volkes bedingt.

Auffällig ist nun, wie in den letzten Jahren die englische Politik einen immer demokratischeren Charakter annimmt. Das zeigt sich in mancher Hinsicht. Alle politischen Parteien begründen ihre Ziele und ihr Programm mit Hinweis darauf, was für die breiten Volksmassen wünschenswert und notwendig ist. Die Konservativen bekämpften Lloyd George's Budget mit Hinweis darauf, daß es den Arbeiter brotlos machen würde, weil es Kapitalisten und Arbeitgeber ruinieren müsse. Man sucht die Notwendigkeit der Tarifreform dadurch zu erhärten, daß man erklärt, sie würde dem Arbeiter reichlichere und stetigere Beschäftigung geben, sie würde seine Nahrung billiger und die auf ihm ruhende Steuerlast leichter machen. Ein Appell zugunsten irgendeiner privilegierten Klasse und Institution, wie er in Deutschland garnicht so selten vorkommt, ist in England nicht mehr möglich. Während früher die Staatskirche verteidigt wurde als ein Teil der englischen Konstitution, durch die England allein seine herrschende Stellung erworben habe und behaupten müsse, sucht man jetzt ihre Notwendigkeit damit zu begründen, daß sie dem Armen ausreichende Seelsorge und Wohlfahrt verbürge.

Selbst in der englischen Hofluft machen sich seit König Eduard entschieden demokratische Tendenzen bemerkbar. Reiche oder sonst bedeutsame Persönlichkeiten, die weder durch Geburt noch durch soziale Ansprüche ausgezeichnet waren, gehörten zu den vertrautesten Freunden des verstorbenen Königs. Es ist ganz undenkbar, daß die Königin Viktoria oder ihr Vorgänger sich Freunde außerhalb der englischen Aristokratie hätte wählen können. Anderseits sind jetzt eheliche Verbindungen der Nachkommen der englischen Adelsfamilien mit Töchtern amerikanischer Millionäre, erfolgreicher Börsenleute, oder auch Sängerinnen und Schauspielerinnen an der Tagesordnung.

Es ist eine Frage für sich — und dann kommen wir unserem eigentlichen Thema näher, inwieweit Erziehung, das steigende Maß von Wohlfahrt und Muße, die Demokratisierung von Kunst und Wissenschaft und die zunehmende Politisierung des öffentlichen Lebens das Volk in geistiger, moralischer und religiöser Hinsicht beeinflußt haben. Die Sucht nach Erregung und Vergnügen, aufgestachelt durch sensationelle "halfpenny papers" und die billigen Sitze in den Music Halls und Variété-Theatern, der Aufwand für Kleidung und äußere Aufmachung, die Gleichgültigkeit weiter Kreise gegenüber hohen Idealen, für die man gerne Opfer zu bringen bereit ist: — über alles das wird auch in England bitter geklagt. Aber anderseits ist statistisch erwiesen, daß Trunksucht und Verbrechen ständig abnehmen. Auch andere Anzeichen deuten auf zunehmende Moralität. Die Selbstzucht, Ordnung und Ruhe der Volksmassen bei öffentlichen Aufzügen und Ansammlungen tritt von Jahr zu Jahr mehr in Erscheinung; gegen Grausamkeit, die an Tieren, Kindern oder unterworfenen Volksstämmen verübt wird, beginnt man immer empfindlicher zu werden. Auch ist eine große Zurückhaltung und Mäßigung in Zeiten hoher politischer oder religiöser Erregung unzweifelhaft zu beobachten.

Ferner läßt sich eine Stärkung und Verinnerlichung des religiösen Lebens in den letzten Jahrzehnten wahrnehmen. Die agnostischen Tendenzen, die vor mehreren Jahrzehnten von einem Tyndall, Huxley und Herbert Spencer vertreten wurden, sind mehr und mehr zurückgetreten. Auch ist der einst nicht unbedeutende Einfluß der französischen Positivisten merklich zurückgegangen. Dagegen haben die deutschen idealen Philosophen aus dem vorigen Jahrhundert, insonderheit Hegel, eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Bedeutung gewonnen. Nach einer sorgsam geführten Enquete stehen fast 4/5 aller englischen Universitätslehrer unter dem Einfluß Hegels. Im allgemeinen kann man beobachten, daß die wissenschaftlichen und philosophischen Denker des heutigen England, soweit sie auf geistige Führerschaft Anspruch machen können, eine entschiedene Neigung zeigen, die Notwendigkeit und das Recht der besonderen Offenbarung des Christentums anzuerkennen und das positive religiöse Bekenntnis unangetastet zu lassen.

Drei bedeutsame Namen sind hier zu nennen: A. J. Balfour, Lord Avebury und Oliver Lodge.

A. J. Balfour, der frühere englische Premier und bis vor kurzem Führer der Opposition, ist ein Mann von höchster Geisteskraft, der zugleich über außerordentliche Feinheiten in Stil und Ausdrucksweise verfügt. Er hat in seiner „Verteidigung des Zweifels in der Philosophie" (Defence of Philosophic Doubt) ein neues philosophisches System ausgearbeitet, welches auf dem Wege des Skeptizismus zu erreichen sucht, was Hegel auf dem Wege des Rationalismus erstrebte: nämlich das gegenwärtig Bestehende als das Bestmögliche zu erklären. Bei A. J. Balfour führen Zweifel und Kritizismus zu einem positiven Resultat, nämlich dahin, daß er sich mit nachdrücklicher Betonung des geoffenbarten Christentums zur gegenwärtig bestehenden Orthodoxie bekennt. Auch die Schrift "Foundations of Belief" muß in diesem Zusammenhange erwähnt werden.

Lord Avebury, der früher Tyndall, Huxley und Darwin nahestand, vertritt in jüngster Zeit eine Lebensphilosophie, die sich mit dem Sittengesetz und den Dogmen jedes christlichen Bekenntnisses vereinigen läßt. Ich verweise vor allem auf seine Bücher: "The Duties of Life" und "The Pleasures of Life", aus denen auch in Deutschland denkende Männer Ruhe, Trost und Erhebung geschöpft haben.

Lord Avebury hilft durch seine Schriften, sowie durch die große Autorität seiner persönlichen Stellung die bestehenden Institutionen und Bekenntnisse eher stützen als erschüttern.

Last not least, möchte ich hier der tiefgründigen und ernsten Schriften des Professors Sir Oliver Lodge Erwähnung tun. Professor Lodge, als Soziologe und Physiker bekannt, ist Principal der Universität Birmingham; er sucht in seinen Werken das Vernunftgemäße des Glaubens an die göttliche Vorsehung, die göttliche Offenbarung und die göttliche Natur des Menschen darzutun. Er tritt mit seiner ganzen Kraft für die Überzeugung ein, daß wissenschaftliche Gesetze und die Entwicklungs-Theorie mit der göttlichen Natur des Menschen und der besonderen Offenbarung nicht im Widerspruch stehen.

Die Bedeutung, welche das religiöse Leben im engeren Sinne für die englische Kultur der Gegenwart tatsächlich besitzt,

erhellt auch aus dem weitgehenden Anteil, welchen die Männer der verschiedenen Bekenntnisse an der geistigen Führerschaft haben. Eine sorgfältige Umfrage bei genauen Kennern der Kultur Englands hat ergeben, das von etwa 27 Männern, die als Führer des geistigen Lebens in Betracht kommen, nicht weniger als 20 geistliche Würdenträger sind.

Ich halte es für meine Pflicht, die bedeutendsten dieser Führer zu nennen und mit ein paar Strichen zu charakterisieren.

In der römisch-katholischen Kirche begegnen uns vor allem zwei Namen, welche die bedeutendsten Persönlichkeiten seit den Tagen der Kardinäle Newman und Manning bezeichnen:

Professor Mivart und Tyrrell. Der erstere hat sich als Biologe hervorgetan, der zweite, Tyrrell, auch in Deutschland häufig genannt, war früher Jesuit. Die modernistischen Tendenzen in der Lehre dieser Männer haben ihnen die Exkommunikation Roms zugezogen; aber beide haben Werke und Schüler von außerordentlichem Einfluß hinterlassen.

Mivart und Tyrrell sind unlängst gestorben. Von den jetzt noch lebenden englischen Katholiken, die durch Leben und Lehre Einfluß erlangt haben, nenne ich die folgenden:

John St. Vaughan, Bruder des gleichnamigen Cardinals, hat als Priester in einer Kirche im Westend, die besonders von feineren Kreisen besucht wird, gegen die Laster, Torheiten und Ausschweifungen der begüterten und höheren Klassen in scharfen Ausdrücken gewettert. Zur Zeit lebt und wirkt er in Manchester.

Hilaire Belloc, ein naturalisierter Franzose, war ursprünglich ein liberales Mitglied des Parlaments. Er ist ein glänzender Journalist und Literat und ein wirklich feiner Redner. Immer und immer weist er darauf hin, daß es sich bei dem Problem des Lebens um einen Kampf handelt zwischen Katholizismus, Moralität und wahrer Freiheit einerseits und Sozialismus, Anarchie und Immoralität andererseits. Für ihn gibt es eben keine andere Alternative!

In der englischen Hochkirche hat sich Bischof Gore, früher in Birmingham, jetzt in Oxford, eine bedeutsame Stellung verschafft. Er gehört dem liberalen Flügel des Hochkirchentums an, hat weitgehende gelehrte Interessen und beteiligt sich auch erfolgreich an der Lösung sozialer Probleme. Der Bischof

von London, Ingram, nimmt eine ähnliche Stellung ein; er zeigt sich modernistischen Auslegungen der Doktrin abgeneigt, und ist darauf bedacht, die Autorität der Geistlichkeit und die absolute Notwendigkeit der Gnade des Sakraments darzutun; im übrigen ein Mann mit weitherzigen Gesinnungen, auf die Verbesserung der sittlichen und sozialen Wohlfahrt seines Volkstums bedacht. Auch der Erzbischof von York, Lang, wäre hier zu nennen. Er steht in seinen Ansichten dem Bischof Ingram nahe und ist der einzige wirklich große Redner unter den englischen Bischöfen der Jetztzeit.

In der pietistischen, oder sogenannten evangelikalen Sektion der englischen Kirche sind zwei Namen zu besonderer Bedeutung gelangt: Bischof Chavasse von Liverpool und Bischof Knox von Manchester. Der letztere verfügt über große Gaben des Geistes und Willens, ist aber ein leidenschaftlicher Konservativer und vermindert durch seine politische Parteilichkeit und Rücksichtslosigkeit den Einfluß, den er sonst auszuüben in der Lage wäre.

Unter den Non-Konformisten ist vielleicht der einflußreichste Name Sir William Robertson Nicoll. Er ist Herausgeber der Zeitung: "The British Weekly", eines Blattes, das wenigstens in Schottland und in den Kreisen der non-konformistischen Geistlichen größeren Einfluß hat als irgend eine andere Wochenschrift. Er ist ein Mann von außerordentlicher literarischer Begabung, umfassendem Wissen uud großer Energie. Als Herausgeber, als Schriftsteller über politische und literarische Fragen nimmt er eine hervorragende Stellung ein. Auf dem Gebiete der Kirchenlehre vertritt er einen gemäßigt liberalen Standpunkt. Er anerkennt das Recht der literarischen und historischen Kritik, hält aber an dem dogmatischen Charakter der wichtigsten Lehrsätze des Christentums (Göttlichkeit Christi, Versöhnungslehre usw.) unentwegt fest.

Kaum weniger bedeutsam ist der Name des Rev. R. J. Campbell, Geistlicher der Kirche von City Temple (Holborn Viadukt, London). Er ist eine bedeutende Persönlichkeit, hat ein außerordentlich gewinnendes Wesen und eine hinreißende Redegabe. Das ganze Wesen des Mannes wird von einem starken Idealismus getragen. Er ist der Führer jener Bewegung,

die in England seltsamerweise als "New Theology Movement" bezeichnet wurde. Man versteht darunter eine modernistische Auslegung des alten Evangelikalismus, wie er von den Durchschnitts-Non-Konformisten vertreten wurde. Mr. Campbell's Ruf verbreitet sich über ganz England. Er ist erklärter Sozialist; und ein Mann, der durch seine Taten und Worte jeden zwingt, Stellung ihm gegenüber zu nehmen, sei es als Freund oder als Feind.

Noch drei Namen aus den Reihen der englischen Non-Konformisten seien hier aufgeführt: Dr. John Clifford (Baptist), J. H. Jowett und Dr. Robert F. Horton. Der zuerstgenannte, Dr. Clifford, ist ein Mann von wissenschaftlicher Bildung und ein angesehener liberaler Politiker. Er vertritt die Überzeugung, daß auch bei der Behandlung nationaler und internationaler Fragen die Lehren und der Geist des Christentums maßgebend sein müssen; diese Überzeugung scheint von Jahr zu Jahr steigenden Anhang in den weitesten Kreisen des englischen Publikums zu gewinnen. Unter den Anhängern der Friedensbewegung und in denjenigen Kreisen, welche sich um die deutsch-englische Verständigung bemühen, scheint vor allem der Gedanke, daß die jetzige nationale und internationale Politik dem Geist des Christentums zuwiderläuft, die treibende Kraft zu sein.

V.

Notwendigkeit und Vorteile des Studiums der englischen Kultur.

Jedes eingehende Studium der englischen Kultur bringt uns die starke Eigenart des Inselvolkes zum Bewußtsein. Freilich begegnen uns wieder viele Vorzüge, die uns Deutsche als durchaus wesensverwandt ansprechen. Trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen ist es im Grunde derselbe Geist, der die Entwicklung der deutschen und englischen Kultur bestimmt und geführt hat. Dabei ist es interessant zu beobachten, wie auf denjenigen Gebieten, die eine gewisse Rückständigkeit des einen Landes verraten, die Stärke des andern liegt, während umgekehrt den Vorzügen der einen Nation Schattenseiten der andern gegenüberstehen. Damit ist das Problem gegenseitiger Ergänzung für beide Länder ohne weiteres

gegeben. Wie uns die vorbildlichen Züge im Leben Englands lehren können, unsere Kultur zu vertiefen und zu bereichern, so vermögen Deutschlands Vorzüge England den Weg zu weisen, Einseitigkeiten und Schäden seiner kulturellen Entwicklung zu verhüten und zu überwinden.

Bei einem Festbankett, das gelegentlich des Besuchs der englischen Städtevertreter die Stadt München ihren Gästen gab, habe ich in einem Trinkspruch diesem Gedanken in folgender Weise Ausdruck zu geben versucht:

„Auch in Zukunft werden Deutschland und England voneinander lernen müssen, ja ganz besonders aufeinander angewiesen sein. Wenn mich nicht alles täuscht, so stehen unsere Nationen vor einer neuen Entwicklungsphase. Sie haben sich zu einer relativen Höhe emporgeschwungen durch die mächtige Entfaltung der ihnen eigentümlichen Kräfte. Deutschland ist groß geworden durch den methodisch wissenschaftlichen Geist, der sich bei der Lösung aller Aufgaben kundgibt, durch seine Zentralisation und seine staatliche Organisation. England gelangte zur Weltstellung durch die gesunde, praktische Kraft, den Wirklichkeitssinn seiner Bewohner, die freie Entfaltung seiner individuellen Kräfte und durch eine, ich möchte sagen, induktive Organisationsfähigkeit, die vom Einzelnen zum Allgemeinen fortschreitet. Beide Entwicklungen zeigen, eben in ihrer Stärke, eine gewisse Einseitigkeit, und diese Einseitigkeit beginnt fühlbar zu werden. In England begreift man, daß man auf dem Gebiete der Technik und Industrie ohne das planmäßige, wissenschaftliche Vorgehen der Deutschen in Rückstand geraten muß, daß auf dem Felde der Erziehung alle die einzelnen Kräfte verbunden und einheitlich gerichtet werden müssen, um Erfolge zu erzielen, daß zur Lösung der sozialen Frage die private Initiative nicht ausreicht, wenn die staatliche Fürsorge fehlt. In Deutschland aber beginnt uns mehr und mehr die Erkenntnis zu dämmern, daß die Theorie, die abstrakte Lehre vor der Macht der Tatsachen die Augen nicht verschließen darf, daß die Zentralisation nicht zur Schablone führen und die freie Entfaltung eigenartiger Kräfte nicht hindern darf, daß namentlich auf sozialem Gebiete die Gesetzgebung nicht allmächtig ist und

der persönlichen Arbeit und Liebestätigkeit bedarf. Die Blicke der einen Nation richten sich auf die andere, die ihr die Ergänzung, deren sie bedarf, bietet, die ihr ein Muster gibt, um ihr eigenes Wesen zu vervollkommnen. England und Deutschland werden sich, indem sie sich gegenseitig ergänzen, erst zur vollsten Kraft entwickeln und ihre weltgeschichtliche Mission erfüllen können."

Um von England lernen zu können, müssen wir die englische Kultur kennen. Der Wunsch, die Erkenntnis dessen, was England auf den verschiedenen Kulturgebieten geleistet hat, in weiteste Kreise tragen zu helfen, war bestimmend, als ich mich zur Herausgabe meiner Bibliothek „Die Kultur des modernen England"[1]) entschloß. Diese Sammlung soll ein annähernd erschöpfendes Bild geben von dem Kulturwert Englands auf dem Gebiete des staatlichen, wirtschaftlichen, geistigen und literarischen Lebens. Sie sucht damit eine Aufgabe zu erfüllen, die seit langer Zeit als ein erstrebenswertes Ziel der deutschen Wissenschaft bezeichnet wurde.

Das Unternehmen dient einem dreifachen Zweck.

1. Will es uns helfen, unsere eigene kulturelle Entwicklung zu befruchten und zu fördern dadurch, daß es uns neue Ausblicke eröffnet, unseren Blick richtet auf Verhältnisse und Gebiete, die in mancher Hinsicht eine reichere, fruchtbarere Entwicklung zeigen, als sie die entsprechenden deutschen Gebiete aufweisen.

2. Werden durch eine solche Art der Unterweisung und Belehrung der aus tausend Gründen wünschenswerten Verständigung zwischen Deutschland und England die Wege gebahnt. Alle Bemühungen, freundliche Beziehungen zwischen Deutschland und England herbeizuführen, werden so lange nicht von dauerndem Erfolg begleitet sein können, als beide Länder so wenig voneinander wissen, und es ist auch immer

[1]) Die Kultur des modernen England in Einzeldarstellungen, herausgegeben mit Unterstützung des Deutsch-Englischen Verständigungskomitees von Ernst Sieper. (Verlag R. Oldenbourg, München.)

Bis jetzt sind folgende Bände erschienen:

1. Die geistige Hebung der Volksmassen in England von Dr. E. Schultze.
2. Volksbildung und Volkswohlfahrt in England von Dr. Ernst Schultze.
3. Die Gartenstadtbewegung in England, ihre Entwicklung und ihr jetziger Stand von Architekt Berlepsch-Valendàs.
4. Der Präraphaelitismus in England von Prof. Dr. H. W. Singer.

wieder betont worden, daß hier die Arbeit derjenigen Männer einzusetzen hat, denen ein Zusammengehen der beiden größten Nationen germanischer Rasse am Herzen liegt. Sie müssen sorgen, daß beide Länder besser übereinander unterrichtet werden. Dazu fehlten indes bisher die nötigen literarischen Hilfsmittel. Die Zeitungen und Zeitschriften, sowie einzelne versprengte Publikationen können die Aufklärungsarbeit, welche erforderlich ist, nicht tun.

3. Nicht zuletzt will das Unternehmen ein unentbehrliches wichtiges Hilfsmittel schaffen für Studium und Unterricht des Neuphilologen. Daß uns die neuere Philologie verpflichtet, ein Gesamtbild von den Kulturverhältnissen der modernen Völker zu geben, darüber kann ein Zweifel wohl nicht bestehen. Selbst diejenigen, die das Studium der französischen und englischen Philologie im wesentlichen als ein Studium der Sprache und Literatur der beiden Völker gefaßt wissen wollen, erklären, daß dieses Studium im engsten Zusammenhang mit allen Erscheinungen des kulturellen Lebens geübt werden müsse. Eine Darstellung der Kultur des modernen England wird darum jedem neuphilologischen Lehrer und Studenten, der sich der idealen Aufgabe seiner Wissenschaft, in die Gesamtkultur des fremden Volkes einzudringen, bewußt ist, mehr als willkommen sein.

Kaiser Constantin und die christliche Kirche.[1]

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Eduard Schwartz in Freiburg i. Br.

I.

Mit dem ersten Viertel des 4. Jahrhunderts beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte. Das zum unumschränkten Absolutismus gesteigerte Kaisertum nimmt die christliche Kirche, die in höherem Sinne als das Weltreich den Anspruch auf eine universale Einheit erhebt, unter die Institutionen des Reiches auf. Jäh und plötzlich hat der Kaiser Constantin die Umwandlung herbeigeführt, weil er den Wert erkannte, den die Bundesgenossenschaft der Kirche für die Universalmonarchie hatte, die er plante.

Die Monarchie des Augustus war auf der Idee aufgebaut, daß die zu Römern gewordenen Italiker berufen seien, der neu geeinten Welt den äußeren Frieden und die Herrschaft des Rechts im Innern zu sichern. Diese Vormachtstellung der italischen Nation löste sich allmählig auf; im dritten Jahrhundert sind die Herrschenden eine bunt zusammengewürfelte Masse von Beamten und Offizieren, deren Nationalität der kaiserliche Dienst ist. Seit dann Caracalla allen freien Bewohnern des Reichs das Bürgerrecht geschenkt hat, hört jeder Unterschied zwischen den Untertanen des Kaisers auf.

In der augusteischen Zeit bestand die Armee aus den Bürgerlegionen und den Hilfstruppen der Untertanen. Aber Italien und die außeritalischen Bürgerkolonien lieferten nicht genügend Soldaten, und schon damals verlieh der Dienst in der Legion in höherem Maße das Bürgerrecht als er es forderte. Nachdem Hadrian bestimmt hatte, daß die Legionen sich lediglich aus den Provinzen rekrutieren, in denen sie ihre Garnisonen haben, stellen die nicht zivilisierten Grenzprovinzen

[1] Unter dem gleichen Titel erscheinen die Vorträge vollständig bei B. G. Teubner in Leipzig.

das Hauptkontingent: nur die Offiziere und Beamten werden aus den Kulturländern genommen. Severus beginnt mit der Praxis, den niederen Militärchargen die Beamtenlaufbahn zu öffnen: der ungebildete troupier aus den Donauländern und der Balkanhalbinsel dringt in alle hohen Posten ein und gelangt bis zur Kaiserwürde. Das Recht der Legionen zum Kaiser auszurufen, und die traditionelle Rivalität der Provinzialarmee wirken zusammen in zentrifugaler Richtung: fortwährend werden Gegenkaiser aufgestellt und kommen Sonderherrschaften auf, die das Reich zu zersprengen drohen.

Ungewöhnliche Männer wie Claudius, Probus, vor allem Aurelian haben das Reich noch einmal vor den Barbaren und dem Zerfall gerettet: Aurelian trägt sich schon mit dem Plane, die auch in den Formen absolute Monarchie zu begründen. Er wurde ermordet; die dringend nötige Neuordnung der gesamten Verwaltung glückte erst dem Dalmater Diocletian, der, von niederer Herkunft, in der Armee emporgekommen war. Obgleich er das Reich neu aufbaute, ist es nicht seine Absicht gewesen, ein orientalisches Königtum an Stelle der Cäsarenwürde zu setzen: er wollte der Wiederhersteller gerade des römischen Reiches sein. Das zeigt sich besonders in seiner eigentümlichen Ordnung der Mitregentschaft und der Nachfolger. Er bricht radikal mit dem seit Kaiser Marcus herrschenden Prinzip der Kaiser, die Würde des Mitregenten (Augustus) oder Kronprinzen (Caesar) nur an Söhne und Brüder zu verleihen: darin steckt etwas von der römischen Empfindung, die sich die schrankenlose Potenzierung des Imperiums gefallen läßt, aber die Erbmonarchie perhorresciert. Zum Augustus bestimmte er Maximian, zu Cäsaren Constantius und Galerius. Die Persönlichkeiten waren geschickt ausgewählt; sie ordneten sich alle, aus verschiedenen Gründen, der überlegenen politischen Klugheit Diocletians unter. Sobald dieser freilich die Zügel aus der Hand gab und in Constantin ein politisch und militärisch hervorragender Usurpator erstand, brach das komplizierte System zusammen.

Das Christentum hat als geschichtlicher Faktor nur darum gewirkt, weil der ihn umschließende Rahmen, die Kirche, eine Weltmacht geworden war, stark genug, um das Kaisertum

zu einer Allianz mit ihr zu reizen. Schon in sehr früher Zeit bilden sich in der Kirche Organisationen heraus, die imstande sind, sowohl den Mangel der individuellen Geistträger zu ersetzen, als die von ihnen drohenden Gefahren zu beschwören. Die Ältesten, die die christliche Gemeinde aus jüdischer Art übernahm, verwalten gewissermaßen den Geist, der in der Gesamtheit lebendig ist; durch Handauflegung übertragen sie diesen Geist auf einzelne, die sie aus ihrer Mitte delegieren und die schon sehr früh den Namen Bischöfe erhalten. An die Ortsgemeinden gebunden, die berufenen Hüter der Tradition, führen die Presbyter und Bischöfe erfolgreich den Kampf gegen die Gnosis durch; dabei bewährte sich die Praxis, an die Stelle einer Mehrzahl nur einen Bischof zu setzen, und es erhebt sich der monarchische Episkopat, zuerst, wie es scheint, in Syrien und Kleinasien, zur Zeit des Kaisers Marcus auch in Rom. Gegen die Ansprüche der gnostischen, sich auf besondere Traditionen berufenden Pneumatiker wird die Rechtsfiktion aufgestellt, daß die monarchischen Bischöfe ursprünglich von den Aposteln eingesetzt sind und in ununterbrochener Reihe kraft des ihnen bei der Ordination übertragenen Geistes die reine Lehre bewahrt haben. Es dauert nicht lange, so bildet sich infolge der erstarkten Organisation auch ein eigener geistlicher Stand heraus, der Klerus, zu dem im engeren Sinne Bischof, Presbyter und Diakonen gehören; allerhand untergeordnete Ämter und Beschäftigungen gliedern sich an, lange Zeit noch ohne feste Stufenfolge.

Wie die Gemeinde, die sich im Geiste des Herrn zusammengefunden hat, autonom ist, so auch der Bischof, der durch die Ordination als Träger des in der Gemeinde wohnenden Geistes anerkannt ist. Neben dieser Autonomie der Bischofsgemeinde steht die von Anfang an vorhandene uud wirksame Idee der katholischen, d. h. universalen Kirche; sie wurzelt in dem urchristlichen Begriff des Volkes Gottes, das auf Erden kein Bürgerrecht hat, sondern im Himmel. Es gibt in der christlichen Terminologie keinen Unterschied zwischen der Gesamtkirche und der Einzelgemeinde; weil jede Gemeinde ein Volk Gottes ist, ist sie autonom, und weil das Volk Gottes überall ist, kann keine Gemeinde sich von der anderen trennen.

Diese Universalität greift fortwährend in das Leben der einzelnen Gemeinden und Individuen ein, und die christliche Kirche war im dritten Jahrhundert in stärkerem und höherem Sinne ein Volk und ein Reich als die von den Kaisern beherrschte Oekumene.

II.

Die älteste Literatur der Christen kennt die Römer nicht als Gegner; erst spätere Schriften des N. T. verraten, daß ein Konflikt zwischen der werdenden Kirche und dem Kaisertum ausgebrochen ist. In der Korrespondenz zwischen dem jüngeren Plinius, dem kaiserlichen Legaten von Bithynien, und Traian werden Christenprozesse schon vorausgesetzt; wahrscheinlich hat Domitian einen, lediglich als Instruktion an die Beamten gedachten Senatsbeschluß veranlaßt, der die Zugehörigkeit zur christlichen Kirche bei Todesstrafe verbot. Strafobjekt war nicht der abstrakte Begriff des Christentums oder der individuelle Glaube des einzelnen; die Kirche als Korporation muß das Mißtrauen wachgerufen haben, das die kaiserliche Regierung jeder Art von geschlossenen Vereinigungen und Korporationen entgegenbrachte.

Das Verbot wurde, von einzelnen, meist durch Konnivenz gegen den heidnischen Pöbel veranlaßten Ausnahmen abgesehen, lax gehandhabt. Als seit Commodus die Kirche mehr und mehr Anhänger auch unter den höheren Ständen gewinnt, beginnt der Gegensatz, der sie und die heidnische Welt trennt, auf beiden Seiten etwas von seiner Schroffheit zu verlieren, und die Verfolgungen werden schließlich so selten, daß Origenes die Meinung ausspricht, der Teufel stifte keine Verfolgungen mehr an, sei es, weil er den Christen den Ruhm nicht gönne, sei es, daß Gott es ihm nicht gestatte, da das jetzige Geschlecht kein Martyrium mehr ertragen könne.

Trotzdem bereitet sich im Beginn des dritten Jahrhunderts ein für die Kirche bedrohlicher Wandel in den allgemeinen Anschauungen vor: man beginnt in ihr eine Gefahr zu sehen. Seitdem die aus den niederen Militärchargen avancierten Barbaren den Aberglauben des Troupiers bis in die höchsten Stellen und auf den Kaiserthron schleppten, gewann die Meinung mehr und mehr an Kraft, daß die Christen, indem sie

den Kult der Staatsgötter beeinträchtigten, die Unglücksfälle und Niederlagen des Staats verschuldeten und daß ihre Verfolgung die Gunst der Götter und den Sieg wiederbringen werde.

Dieser Aberglaube liegt dem planmäßigen Krieg zugrunde, den nach einem kurzen Versuch des Thrakers Maximinus Kaiser Decius im Jahr 250 gegen die Kirche eröffnete, nicht für die modernen, synkretistischen Götter wie Mithras oder Sol inuictus, sondern für die überlieferte römische Staatsreligion. Da der Schlag die Kirche unvorbereitet traf, desorganisierte er sie zunächst vollständig. Aber der Verfolger fiel schon im nächsten Jahre, und die Abgefallenen strömten scharenweise zurück. Die alte rigoristische Praxis, diejenigen aus der Gemeinschaft für immer auszuschließen, die in der Verfolgung den Herrn verleugnet hatten, wurde nach schweren Kämpfen, die das novatianische Schisma hervorriefen, von der Großkirche aufgegeben.

In dem Jahrzehnt nach Decius wiederholte sich die Verfolgung noch zweimal, unter der Doppelregierung des Gallus und Volusian und, schärfer und energischer, unter Valerian. Dessen Sohn Gallienus sistierte nicht nur jede Verfolgung, sondern behandelte die Kirche höchst huldvoll, und wenn das auch unter seinen Nachfolgern nicht fortgesetzt wurde, so blieb die Kirche doch von Verfolgungen verschont. Die Zahl ihrer Anhänger, ihr Besitz, ihr äußerer Glanz wuchs mehr denn je zuvor; hatte sie sich einst nur durch die Pflicht, das Salz der Welt zu sein, an die Welt gebunden gefühlt, so baute sie jetzt neben der Welt eine zweite auf, die jener immer ähnlicher wurde.

Diocletian behandelte die Kirche zunächst mit weitgehender Toleranz; aber die innere Unwahrheit konnte nicht dauern, daß eine Monarchie, die absolut sein wollte, eine täglich wachsende, autonome, sich über das ganze Reich erstreckende Organisation rechtlich als nicht vorhanden betrachtete, statt sie zu unterdrücken oder sich einzugliedern. Es scheint, daß der abergläubische Caesar Galerius, der wie ein zweiter Romulus vom Mars erzeugt sein wollte, Diocletian anstachelte, die christliche Kirche als die Todfeindin der dem Reich Segen und Sieg verleihenden Götter auszutilgen; daß für den schließlich

gefaßten Entschluß das leitende Motiv der Kampf für die überlieferte offizielle Staatsreligion war, zeigen die Motive des noch erhaltenen Edikts gegen die Manichäer und die Befragung des didymaeischen Apoll vor der Verfolgung. Einen Bundesgenossen fand die Regierung in dem Platonismus, zu dessen systematischer Verteidigung aller überlieferten antiken Kulturelemente die mit allen Mitteln der Allegorie und des Rationalismus betriebene Rechtfertigung der staatlichen, provinzialen, munizipalen Kulte gehörte.

Zunächst wurde das Heer von den Christen gesäubert, doch ohne daß denen, die lieber in der Kirche als in der Armee blieben, ein Leid geschah. Erst geraume Zeit nachher, am 23. Februar 303, wurde in Nicomedien, der Residenz Diocletians, ein Edikt publiziert, das befahl, die christlichen Kirchen niederzureißen, die Kirchengeräte zu konfiszieren und die heiligen Bücher zu verbrennen. Am Tage darauf folgte ein zweites, das den Christen die sich von der Kirche nicht lossagten, alle Ämter und Privilegien, auch das Recht, vor Gericht zu klagen, entzog und verbot, christliche Sklaven freizulassen. Etwas später gebot ein drittes Edikt, sämtliche Kleriker zu verhaften und mit allen Mitteln zum Opfern zu zwingen.

So wenig der, oft heroische, Widerstand vor allem des Klerus unterschätzt werden darf, so darf man sich doch andrerseits von der Intensität der Verfolgung keine übertriebenen Vorstellungen machen: nach unbedingt glaubwürdigen Angaben ist es z. B. in Palästina, wo die Verfolgung besonders heftig war, in den acht Jahren der Verfolgung zu nicht mehr als 86 Hinrichtungen gekommen.

Wenn die Nachfolgeordnung sicher funktionieren sollte, so mußten die Augusti, die Herrschaft als Amt auffassend, zu Lebzeiten zurücktreten. Diocletian hat diese Konsequenz auch gezogen; da Maximian und Constantius Söhne hatten, war er auf Galerius angewiesen: darum hat er auch dessen Drängen auf Verfolgung der Kirche nachgegeben, deren Schicksal von jetzt ab mit den Wechselfällen der großen Politik unlöslich verbunden ist. Am 1. Mai 305 legten Diocletian und, seinem Willen folgend, auch Maximian die Augustuswürde nieder und übergaben sie an die Caesaren Galerius und Constantius; in deren Stellen rückten zwei neue Männer Severus und Maxi-

min. Diocletian zog sich in seine Heimat zurück, wo er an der Stelle des heutigen Spalato sich einen prachtvollen Palast erbaute.

Schon im Jahr darauf brach das diocletianische System zusammen. Als Constantius 306 in York gestorben war, wurden die Söhne des Constantius und Maximian, Constantin und Maxentius, von ihren Truppen zu Augusti ausgerufen; sie nahmen zwar nur die Caesarenwürde an, blieben aber rechtlich Usurpatoren.

Im Osten dauerte nach Diocletians Abgang die Verfolgung fort, mit besonderer Heftigkeit im Reichsteil Maximins, der auf alle Weise den Kult der Staatsgötter pflegte, auch dessen philosophische Apologeten an sich heranzog. Die beiden Usurpatoren im Westen sistierten die Verfolgung sofort.

Fast fünf Jahre lang quälte sich die politische Unfähigkeit des Galerius damit ab, nicht so sehr die rettungslos zerstörte diocletianische Ordnung wiederherzustellen, als die Reichseinheit notdürftig aufrecht zu erhalten; das Resultat war schließlich, daß er drei anerkannte Augusti neben sich hatte, Licinius, den er selbst ernannt, Constantin und Maximin, die ihm den Titel abgetrotzt hatten. Maxentius saß als illegitimer, von keinem der übrigen anerkannter Augustus fest in Italien und Afrika; Severus und der alte Maximian waren beide durch gewaltsamen Tod entfernt. Vergeblich hatte Galerius den Altkaiser Diocletian gebeten, die niedergelegte Würde wieder anzunehmen; jener war klug genug, weder den Ruhm seiner Regierung noch den seiner Abdankung aufs Spiel zu setzen.

Die Rivalen — von Mitregenten kann man nicht reden — warteten auf den Tod des Galerius, der an einer bösen Krankheit dahinsiechte, um den Bürgerkrieg zu beginnen. Ehe er starb, bereitete er der Welt noch die Überraschung, daß er ein Edikt erließ (30. April 311), in dem er das Bekenntnis zum Christentum und die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen gestattete, vorausgesetzt, daß sie nicht gegen die öffentliche Ordnung verstießen. Es war nur eine Indulgenz, die der Kirche gewährt wurde, trotzdem war von der Tatsache nichts wegzudeuten, daß das Kaisertum selbst den Krieg gegen die Kirche für verloren erklärte.

III.

Aus Gründen, die sich nicht mehr vollständig aufhellen lassen, kam es unmittelbar nach Galerius' Tod nicht zu dem erwarteten Bürgerkrieg. Licinius wehrte sich nicht dagegen, daß Maximin das in Asien gelegene Stück seines Reichsteils besetzte und die Würde des ersten Augustus in Anspruch nahm, während Constantin die zweite und ihm erst die dritte zufiel. Constantin und Licinius führten das Toleranzedikt durch; jener ist vermutlich an seinem Erlaß nicht unschuldig. Jedenfalls zwang er Maximin, die Verfolgung zu sistieren; die Schikanen und Bedrückungen, sowie die offizielle Bekämpfung mit „geistigen Mitteln" dauerten allerdings fort.

Anderthalb Jahre nach Galerius' Tod fiel Constantin über Maxentius her; nach der Schlacht von Ponte Molle, in der Maxentius fiel, zog er triumphierend in Rom ein. Er hatte den Krieg begonnen, weil er den Glanz des großen Sieges und die ungeteilte Herrschaft über die eine Reichshälfte gebrauchte, um seinem Ziel, der Universalmonarchie, näherzukommen. Zum Schutz der tyrannisch unterdrückten und verfolgten Kirche ist er nicht ins Feld gezogen; Maxentius hat, vor allem nach dem Toleranzedikt, der römischen Gemeinde nichts zuleid getan. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß Constantin alles getan hat, um seinen Sieg als den des Christengottes erscheinen zu lassen. Die Legende von der Erscheinung des Kreuzes mit der Inschrift „Durch dies siege" ist später gemacht, um der Standarte, die der Kaiser seiner berittenen Leibgarde verliehen hatte, die Weihe einer göttlichen Offenbarung zu geben; dagegen ist es Tatsache, daß der Kaiser sich damals als „Hörer" aufnehmen und der Gemeinde angliedern ließ: es war damit gegeben, daß er der kirchlichen Disziplin nicht unterworfen war.

Unmittelbar nach der Eroberung Roms kam er mit Licinius in Mailand zusammen, beide Kaiser erließen eine Konstitution, die der Kirche die volle restitutio in integrum gewährte; den Christen, die ausdrücklich vorangestellt werden, und allen anderen wird die Freiheit gegeben, der Religion, der ein jeder will, zu folgen, „damit alles Göttliche, das im Himmel thront, Uns und allen Unseren Untertanen sich gnädig

erweisen kann". Maximin lehnte es ab, diese Konstitution in seinem Reichsteil zu publizieren und fiel in das Gebiet des Licinius ein. Der Sieg, den dieser im Frühjahr 313 erfocht, kann mit größerem Recht ein Sieg über das Heidentum genannt werden, als der Constantins von Ponte Molle. Licinius, der im übrigen ein roher Barbar war und die Pläne, die Constantin mit der Kirche vorhatte, nicht verstand, nahm die christlichen Formeln an, plublizierte auch das Mailänder Edikt, nachdem er in Nikomedien eingerückt war. Maximin starb im Herbst des Jahres; ein Krieg, der 314 zwischen den beiden übriggebliebenen Herrschern ausbrach, wurde, da es Constantin nicht glückte, den Gegner niederzuwerfen, bald durch einen Frieden beendet, der Licinius die asiatischen Provinzen und die thrakische Diözese ließ. Die Samtherrschaft wurde jetzt in Verbindung mit der Erbmonarchie aufgerichtet; am 1. März 317 erhielten zwei Söhne des Constantin und einer des Licinius den Caesarentitel. Dadurch wurde freilich keine innere Einheitlichkeit des Reiches geschaffen, es war nur ein Waffenstillstand.

Die constantinische Gesetzgebung dieser Jahre, die schon damit beginnt, das römische Recht gegenüber den hellenistischen Volksrechten des Ostens zurückzudrängen, ist ein Beweis, daß Constantin schon damals sich mit dem Plan der Universalmonarchie trug. Durch die Privilegien, die er der Kirche gewährte und die Stellung, die er ihr anwies, machte er auf das wirksamste für sich unter den orientalischen Christen Propaganda.

Als die Kirche, die bis dahin nur in der Idee eine Einheit bildete, ihrer äußeren Form nach aus autonomen Bischofsgemeinden bestand, zur Reichskirche wurde, fiel dem Kaiser die Aufgabe und das Recht zu, die ursprünglich rein geistige, auf einem übernatürlichen Grunde ruhende Katholizität der Kirche mit irdischen Mitteln zu realisieren. Es war längst üblich, daß die Bischöfe, zunächst in Fragen der Disziplin, dann auch in solchen der Lehre zu Synoden zusammentraten, deren Autorität ausschließlich darauf beruht, daß ihre Mitglieder das Charisma des Geistes besitzen; der Fall des Paul von Samosata, der, obgleich ihn eine Synode abgesetzt hatte, erst durch das Eingreifen des von den Bischöfen angerufenen heidnischen

Kaisers Aurelian aus der Basilika von Antiochien vertrieben werden konnte, illustriert schlagend, daß die Kirche keine Möglichkeit hatte, die Anerkennung ihrer Synodalbeschlüsse zu erzwingen. Constantin nahm sich das Recht, Synoden zu berufen, ihre Beschlüsse zu bestätigen und zu realisieren. Weil die Reichskirche ein Rechtssubjekt geworden war, mußte sie ihre Einheit normieren; die Entscheidung darüber, welche Normen gelten sollten, stand von Constantin an beim Kaiser.

Ein historisches Paradigma dieser Verhältnisse sowohl wie der Politik, mit der Constantin die Kirche regierte, ist der Donatistenstreit: er beruft Synoden, behält sich aber stets die Entscheidungen vor und weiß diese so einzurichten, daß keine Partei den vollständigen Sieg davonträgt, die volle Einheit der Kirche, die Katholizität, sollte ein Ziel bleiben, dessen Erfüllung jede kirchliche Partei vom Kaiser erhoffen durfte und mußte.

Am Anfang des Jahres 322 erreichte die Spannung zwischen den beiden Augusti einen bedrohlichen Grad. Licinius wollte den Krieg nicht, mußte sich aber auf ihn einrichten; um die Heiden in beiden Reichshälften auf seine Seite zu bringen, begann er die Christen mit allerhand Schikanen zu plagen, die nicht als eine eigentliche Verfolgung angesehen werden können.

Licinius wurde 323 in zwei Schlachten geschlagen und mußte schließlich kapitulieren; sehr bald danach wurde er aus dem Wege geräumt. Constantin stand am Ziel; er war Alleinherrscher.

Er beseitigte jetzt bei der Neuordnung der Verwaltung rücksichtslos die letzten Reste der augusteisch-hadrianischen Monarchie, die Diocletian noch geschont hatte; ein bureaukratisch-militärischer Absolutismus wurde straff durchgeführt, der alle amtlichen Funktionen von oben bis unten streng spezialisiert und sämtliche Gewalten in der Hand des Kaisers zusammenlaufen läßt. Eine solche Monarchie brauchte eine neue Hauptstadt: Konstantinopel wird gegründet.

Aus der Universalmonarchie ist Constantins Stellung zur Kirche zu erklären: zu dem einen Reich gehört ein Gott. Von all den Göttern jener Zeit schloß keiner so radikal jeden Nebenbuhler aus wie der der Christen. Die Kirche dieses

Gottes war eine so geschlossene Einheit, eine Organisation von solcher Kraft, daß sie dem von Diocletian neu geordneten Reich mit Erfolg Trotz geboten hatte. In seiner Jugend hatte Constantin den Kampf mit angesehen und den Glauben gewonnen, daß der eine Gott, der die eine Kirche so stark machte, ihn im Bunde mit der Kirche zum Siege und zur Alleinherrschaft führen werde; er war bereit von der Kirche zu lernen, daß es mehr sei, das Werkzeug des einen und allmächtigen Gottes zu sein, als die eigene Göttlichkeit einer unendlichen Vielheit machtloser Götter beizugesellen. Der Glaube, den jeder große Eroberer an die übernatürliche Kraft seines Genies hat, wird bei Constantin zu dem Anspruch, der Mann Gottes, der Vollstrecker des göttlichen Willens zu sein.

IV.

Die ägyptische Kirche hat sich der Eigenart des Landes entsprechend in besonderer Weise entwickelt. Da Alexandrien als die, praktisch genommen, einzige Stadt dem Lande gegenübersteht, so fehlen, ursprünglich wenigstens, dem Lande die Bischöfe. In Alexandrien selbst waren die verschiedenen christlichen Gemeinden der ältesten Zeit noch lange nachher unter selbständigen Presbytern geblieben, die ihren Vorsteher wählten: er trug den Bischofstitel, war aber nur ein primus inter pares. Als unter Septimius Severus die Hauptorte der Gaue Stadtrecht erhielten, gründete, wie es scheint, der alexandrinische Bischof Demetrius eine ganze Reihe neuer Bistümer, die von ihm abhängig waren; sein Nachfolger Heraklas setzte das Werk fort. So war es seit der Mitte des 3. Jahrhunderts den alexandrinischen Patriarchen ein leichtes, Synoden von 80—100 Bischöfen zusammenzurufen, die ihnen aufs Wort gehorchten, in paradoxem Gegensatz zu den über ihre Selbständigkeit eifersüchtig wachenden Presbytern Alexandriens. Am Ende des 3. Jahrhunderts kommt zu dem alten Gegensatz zwischen Bischof und Presbytern ein neuer hinzu, der zwischen dem philosophischen Intellektualismus einzelner und der immer stärker werdenden Neigung des Patriarchats sich auf die Massen zu stützen.

In Alexandrien hatte in der Kaiserzeit der religiös gefärbte Platonismus festen Fuß gefaßt, der neben die rationalistische Ethik der hellenischen Philosophien die Forderung einer reinen und würdigen Gotteserkenntnis in den Mittelpunkt schob. Diese Philosophie, die der Kirche die Gnosis überwinden half, fand eine Stätte in der alexandrinischen Katechumenenschule, die der Bischof Demetrius in die kirchliche Organisation einfügte; an ihre Spitze stellte er den jungen Origenes, der mit dem Begründer des Neuplatonismus zusammen Philosophie studiert hatte.

Origenes, philologisch und philosophisch geschult, benutzte diese beiden, damals im Unterricht eng verbundenen Disziplinen, um eine Wissenschaft von der kirchlichen Offenbarung zu schaffen, die die vom Platonismus gestellte Forderung einer reinen, wissenschaftlich-theoretischen Gotteserkenntnis erfüllt: dagegen sollen der einfältige Glaube und die christliche Moral die Menge erziehen.

Sein Erfolg war ungeheuer, litt auch nicht darunter, daß er vor der Feindschaft des Demetrius nach Caesarea entweichen mußte: aus seinem dortigen Unterricht ging eine ganze Generation feingebildeter Bischöfe hervor, darunter der „große" Dionys, der Nachfolger des Heraklas auf dem Stuhl des hl. Marcus. Aber nach seinem Tode — er kam bei der decianischen Verfolgung um — verwischte sich die scharfe Linie, die er zwischen dem alle verpflichtenden Glauben und der über den Glauben hinausgehenden Erkenntnis gezogen hatte: die Spekulation verlor an Tiefe und zugleich nahm das Bedürfnis zu, die überlieferten kirchlichen Lehrsätze philosophisch auszudeuten. Schon Origenes hat den verhängnisvollen Gebrauch eingeführt, durch die Disputation auf einer Synode Streitigkeiten der Lehre zu entscheiden: als Paul von Samosata auf dem Konzil von Antiochien sich durch keine Argumente für besiegt erklärte und die philosophische Theologie zum Anathem greifen mußte, war sie bankerott.

Im Mittelpunkt dieser Disputationen stand die Frage, wie die Gottheit Christi spekulativ zu konstruieren sei. Origenes bescherte der Kirche zum erstenmal ein metaphysisches System; ihm lag allem Biblizismus und Traditionalismus zum Trotz die Lehre des Platonismus von dem abgestuften göttlichen

Sein zugrunde. Sie ist bei Origenes wie bei dem zeitgenössischen Platonismus eine spiritualistische Mystik, die, eben weil sie im Kern platonisch ist, nicht der Einfühlung in Christus, sondern in das höchste Sein zustrebt: der Glaube an Christus ist nur eine Vorhalle für die Masse. Trotzdem zwängt Origenes, der der Kirche unter keinen Umständen untreu werden wollte, den Tod und die Auferstehung Christi in sein System hinein; den inneren Widerspruch, in dem diese Tatsachen zu der spekulativen Konstruktion des Ganzen stehen, kombiniert er in geistvoller Weise mit dem Unterschied zwischen den „Einfältigen" und den Vollkommenen.

Ein solcher Schwebezustand zwischen einfältigem Glauben und einer Himmel und Erde umspannenden Metaphysik war für eine Gemeinschaft wie die Kirche auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten; vor allem wurde das Problem der Glauben und Erkenntnis in sich bergenden Kirche sehr bald fallen gelassen. Auch eifrige Anhänger des Origenes hielten nur Trümmer seines Systems aufrecht. Im griechischen Osten wollten die origenistisch gesinnten Bischöfe die Trennung des Vaters und des Sohnes in zwei selbständige Wesen unter keinen Umständen aufgeben: dagegen verabscheute der naive Glaube, daß Gott in Menschengestalt auf die Erde gekommen sei, jeden Versuch, einen von Gott verschiedenen praeexistenten Christus zu konstruieren, als Zweigötterei, und wenn dieser Monarchianismus auch immer wieder zurückgewiesen wurde, so drückte er doch auf die unphilosophischen Formeln, in denen man das „oekonomische" Verhältnis von Vater und Sohn auszudrücken sich bemühte. Daraus, daß solche Versuche besonders aus Afrika und Rom bekannt sind, darf nicht geschlossen werden, daß der Monarchianismus auf den Westen beschränkt war; richtig ist nur so viel, daß der Okzident, philosophisch nicht interessiert, von der Metaphysik des Origenes nichts wissen wollte und bei den unphilosophischen oekonomischen Formeln stehen blieb, wenn das Problem überhaupt erörtert wurde.

Zum offenen Streit kam es etwa ein Jahrzehnt nach dem Tode des Origenes zwischen dem origenistischen Bischof Dionys von Alexandrien und dem gleichnamigen Bischof von Rom. Der Anlaß war, daß Dionys von Alexandrien bei der Be-

kämpfung einer monarchianischen, oder wie man im Orient zu sagen pflegt, sabellianischen Sekte in der, dem alexandrinischen Patriarchat unterstehenden libyschen Pentapolis nicht nur die Sonderexistenz, sondern auch die Inferiorität des Sohnes behauptet hatte. Bei dieser Gelegenheit taucht auch das Wort ὁμοούσιος (wesenseins) auf; es wurde Dionys vorgeworfen, daß er es nicht vom Sohn im Verhältnis zum Vater gebraucht habe. Das ursprünglich wohl gnostische Wort muß in orthodoxen Kreisen des Ostens Eingang gefunden haben, in dem Sinne, daß durch die Einheit der Substanz von Vater und Sohn die Inferiorität des Sohnes ausgeschlossen sein sollte.

Dionys von Rom verurteilte auf einer römischen Synode die Theologie des Origenes und seines alexandrinischen Namensvetters ziemlich unverblümt; auf seine persönliche Aufforderung, sich zu rechtfertigen, antwortete der alexandrinische Patriarch mit einem philosophischen Buch, in dem er mit gewandter Dialektik scheinbar nachgab und doch die wichtigsten dogmatischen Positionen behauptete. Als bald darauf die Lehre des antiochenischen Bischofs Paul aus Samosata von den noch zum größten Teil origenistisch gesinnten Bischöfen des Ostens verurteilt wurde, traf das Anathem auch den Ausdruck „wesenseins"; man kann darin kaum etwas anderes sehen als eine nachträgliche Rechtfertigung des alexandrinischen Dionys.

Die Generation von Bischöfen, die Origenes noch persönlich gehört hatten, starb allmählich aus. Eine Reaktion gegen die Theologie des Origenes setzte ein; sie wurde durch die diocletianische Verfolgung befördert, die die Reihen der Intelligenz lichtete und Erbitterung gegen die heidnische Philosophie weckte. Von dieser Reaktion wurde auch das alexandrinische Patriarchat ergriffen; seit Petrus, der 311 hingerichtet wurde, nimmt es gegen den Origenismus eine feindliche Stellung ein und zieht es vor, den Stützpunkt seiner Macht in den Massen zu suchen, um so mehr als von außen her eine neue origenistische Schule in das alexandrinische Presbyterium eindringt und den alten Gegensatz zwischen Presbyterium und Bischof erneuert.

Der Stifter der Schule war der antiochenische Presbyter Lucian; seine Theologie scheint ein durch rationalistische Ver-

einfachung des mystischen Spiritualismus beraubter Origenismus gewesen zu sein. Ihr Haupt war der gescheute Politiker Eusebius, erst Bischof von Berytus, dann von Nikomedien; dessen Freund und Studiengenosse war Arius aus Libyen. In die melitianischen Streitigkeiten verwickelt, ließ er die Sekte, die ähnlich wie die Donatisten eine Folgeerscheinung der großen Verfolgung war, nach mehrfachem Schwanken im Stich und erhielt das Presbyteramt in einer der alexandrinischen Gemeinden. Längere Zeit unbehelligt, wurde er schließlich von den Melitianern denunziert; Alexander sah sich gezwungen, ihn mitsamt zwei libyschen Bischöfen und einer Anzahl alexandrinischer Kleriker zu exkommunizieren.

Arius' Theologie nimmt die Positionen wieder auf, die der alexandrinische Bischof Dionys im Streit mit Rom geräumt oder doch abgeschwächt hatte. Mit scharfer rationalistischer Konsequenz trennt er den ungezeugten Vater von dem aus dem Nichts geschaffenen Sohne; er lehnt das Wagnis des Origenes, die ewige Praeexistenz Christi zu behaupten, ab und behauptet das, was schon Dionys vorgeworfen wurde: „es gab eine Zeit, wo der Sohn nicht war". Da Alexander an der Sonderexistenz des Sohnes festhielt, vermochte er Arius nur eine Reihe widerspruchsvoller Sätze entgegenzustellen, die die volle Gottheit des Sohnes behaupteten und doch sowohl eine Zweiheit von Göttern als die Identität des Vaters und Sohnes leugneten.

Sofort nach der Exkommunikation rief Arius die Hilfe seines Freundes Euseb von Nikomedien an; dieser stiftete die Parteifreunde zu einem Sturm von schriftlichen Protesten gegen Alexanders Vorgehen an. So kamen zu dem lokalen Streit der Lehrformen Machtfragen hinzu, die den Kampf im Osten wenigstens zu einem allgemeinen machten. Zwei Synoden, von Nikomedien und Caesarea, erklärten sich für Arius, der nach Alexandrien zurückkehrte und seine geistliche Tätigkeit wieder aufnahm.

Jetzt griff Constantin ein, unmittelbar nach seinem Sieg über Licinius; er suchte durch seinen Vertrauensmann, den Bischof Hosius von Cordova, zwischen Alexander und Arius zu vermitteln. Als der Versuch scheiterte, berief er eine Synode der orientalischen Bischöfe nach Ancyra.

Ehe diese Synode zusammentrat, erklärte sich eine antiochenische Synode für die Formeln Alexanders und exkommunizierte Euseb von Caesarea mit zwei anderen Bischöfen; doch wurde die definitive Entscheidung der Synode zu Ancyra überlassen. Constantin antwortete auf dies kühne Vorgreifen damit, daß er eine allgemeine Reichssynode nach Nicaea berief.

V.

Im Juni des Jahres 325 trat die Reichssynode in Nicaea zusammen. Der Kaiser eröffnete sie persönlich mit einer Allokution und wohnte sämtlichen Sitzungen bei, beständig eingreifend und lenkend. Da die Synoden keine Geschäftsordnung und keine Abstimmung nach Majoritäten kennen, da sich ferner zwei Parteien schroff gegenüberstanden, wäre ohne die kaiserliche Leitung ein böses Schisma herausgekommen.

Zunächst wurden die antiochenischen Exkommunikationen kassiert; Euseb legte das in der Gemeinde von Caesarea übliche Bekenntnis vor, und Constantin setzte durch, daß es als rechtgläubig anerkannt wurde. Im übrigen verhalf er keiner der streitenden Parteien zum Siege. Er stellte der neuen Reichskirche die neue Aufgabe eine Bekenntnisformel zu finden, die sie wie mit einer Mauer gegen Häretiker und Schismatiker abschloß: das Bekenntnis des Euseb von Caesarea bot sich von selbst als Grundlage dar; nur mußte es Zusätze erhalten, die dem Streit über das Verhältnis des Sohnes zum Vater ein für alle Mal ein Ende machten. Der wichtigste dieser Zusätze war, daß der Sohn homousisch, d. h. eines Wesens mit dem Vater sei. Am Schluß wurden der Formel einige Anathemalismen angehängt, die die schroffsten Paradoxien der arianischen Theologie verurteilten.

Für das Schlagwort „homousisch" setzte sich der Kaiser mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität ein; es kam in den antiarianischen Formeln Alexanders und seiner Anhänger nicht vor und ist dem Kaiser wahrscheinlich von Hosius souffliert, der das Wort darum aufgriff, weil es im Orient schon einmal das Panier der Gegner des Origenismus gewesen war und geeignet schien das Übel der theologischen Debatten mit der Wurzel auszurotten. Eine authentische Interpretation des in sich unklaren Terminus gestattete der Kaiser absichtlich nicht.

Härter noch als durch die Übergehung seiner Dogmatik wurde der alexandrinische Patriarch dadurch getroffen, daß die Entscheidung welche das nicaenische Konzil über den melitianischen Streit fällte, ihm eine Auseinandersetzung mit den sehr milde behandelten Schismatikern zumutet, die seinen Machtplänen wenig günstig war. Dafür war es ein unbestreitbarer Erfolg des Patriarchats, daß die Lehre des rebellischen Presbyters von der Reichssynode als Ketzerei gebrandmarkt war, und Alexander nutzte diesen Erfolg sofort dahin aus, daß er die Selbständigkeit der alexandrinischen Presbyter beseitigte und die Wahl und Ordination des Patriarchen den Bischöfen des ägyptischen Landes übertrug. Außerdem wurde seine Oberhoheit über die drei ägyptischen und die beiden libyschen Provinzen ausdrücklich als altes Gewohnheitsrecht anerkannt.

Obgleich es ihr am schwersten wurde, fügte sich auch die Partei des Euseb von Nikomedien den neuen Formulierungen, er selbst an der Spitze. Diese jüngeren Origenianer hatten das Regiment Constantins mit Jubel begrüßt, weil es der Kirche die Rolle zuwies, die vornehmste Trägerin der Zivilisation zu sein; ließen sie sich aus der Reichskirche hinausdrängen, so war ihnen die Möglichkeit, auf die Kultur der Welt zu wirken, genommen, und sie waren als echte Rationalisten stärker durch das kulturelle als durch das religiöse Interesse bestimmt. Dagegen wurden Arius und die beiden ihm treugebliebenen Bischöfe exkommuniziert.

Zwei Bischöfe unternahmen das Wagnis, der Homousie eine Deutung zu geben, die, wenn sie durchdrang, die Partei des Euseb von Nikomedien ebenso aus der Kirche hinaustrieb wie Arius selbst; das waren Eustathius von Antiochien und Marcell von Ancyra. Beide scheiterten, lediglich weil der Kaiser dafür sorgte, daß die Einigungsformel nicht zu einem trennenden Schwert wurde.

Schwieriger war der Kampf, den er mit dem alexandrinischen Patriarchat, zuerst mit Alexander, dann, seit dessen Tode im Jahre 328, mit Athanasius führte. Die beiden Hierarchen beschränkten sich klugerweise auf die Verteidigung des Nicaenums und ließen sich auf keine theologische Ausdeutung der Homousie ein; sie richteten vielmehr ihr ganzes Bemühen darauf, sich in der straff zentralisierten ägyptischen

Kirchenprovinz eine feste und unangreifbare Position zu schaffen. Der Kaiser erkannte rechtzeitig die Gefahr und suchte ihr auf verschiedene Weise zu begegnen; sein letztes Mittel war die Restitution des Arius.

Arius war nicht nur von der nicaenischen Synode exkommuniziert, sondern auch vom Kaiser relegiert, nach Nikomedien. Als Euseb dort den Verkehr mit ihm fortsetzte, traf ihn ebenfalls der Bann und die Relegation. Aber schon zwei Jahre später mußte die nicaenische Synode wegen der melitianischen Streitigkeiten noch einmal zusammentreten: sie hob die Exkommunikation des Arius auf, der dieser sich der Form nach unterwarf. Jetzt forderte der Kaiser von Alexander die Wiederaufnahme des Arius in den alexandrinischen Klerus: Alexander widersetzte sich. Bald darauf starb er.

Sein jugendlicher Nachfolger Athanasius wurde vom Kaiser zunächst sehr freundlich behandelt; er ließ sich nicht nur den Widerspruch gegen Arius' Restitution gefallen, sondern stellte sich auch in den fortwährenden Kämpfen, die Athanasius mit den von ihm scharf unterdrückten Melitianern auszufechten hatte, wiederholt nachdrücklich auf seine Seite. Aber unmittelbar nachdem Athanasius, nach längerem Aufenthalt bei Hofe mit allen Zeichen kaiserlicher Huld entlassen, seine Gegner auf das Rücksichtsloseste niedergerungen hatte, schlug der Wind um: er wurde vor eine Synode nach Caesarea, an den Sitz seines Feindes, des Kirchenhistorikers Euseb, geladen und traute ihr so wenig, daß er es vorzog, gar nicht zu erscheinen. Der Kaiser hatte beschlossen, die Restitution des Arius um jeden Preis durchzusetzen. Auf ein Schreiben des Arius, in dem dieser drohte, eine Sonderkirche zu organisieren, wenn er nicht bald zu seinem Rechte komme, antwortete er allerdings mit dem Befehl, seine Schriften zu verbrennen und einem persönlichen, von Grobheiten und Drohungen strotzenden Brief, aber das sollte alles der persönlichen Restitution des Arius nur den Schein nehmen, als sei sie gegen das Nicaenum gerichtet: denn am Schluß des Briefes forderte der Kaiser ihn auf, an den Hof zu kommen und Vernunft anzunehmen, d. h. sich der nicaenischen Formel zu unterwerfen und auf jede Absonderung von der Reichskirche zu verzichten. Arius hat dies zweifellos getan.

Im Sommer 335 wurde zum zweiten Male vom Kaiser eine Synode gegen Athanasius berufen, nach Tyrus: diesmal mußte er erscheinen. Er wehrte sich auf der Synode selbst und durch seine Parteigenossen in Ägypten mit allen nur möglichen Protesten und Verwahrungen und verließ schließlich die Synode um noch einmal persönlich in Konstantinopel sein Heil beim Kaiser zu versuchen. Die Synode setzte ihn ab und verbot ihm den Aufenthalt in Ägypten; sie begab sich dann nach Jerusalem, um im Auftrag des Kaisers die Grabeskirche einzuweihen und sprach dort in feierlicher Form die Restitution des Arius aus.

Als die Feste zu Ende waren, reisten die beiden Eusebe und einige andere Parteiführer nach Konstantinopel, um die Tricennalien mitzufeiern. Sie trafen Athanasius am Werk; es schien, als werde er den Kaiser umstimmen. Eusebs Warnungen halfen; als Athanasius wieder zur Audienz erschien, stieß er mit dem Kaiser so zusammen, daß er nach Trier ins Exil gehen mußte. Alle Bittgesuche, die die Alexandriner an den Kaiser richteten, wurden abgeschlagen, nur zu dem Schritt entschloß sich der Kaiser nicht, einen neuen Patriarchen einzusetzen.

Am Pfingstsonntag des Jahres 337 starb Constantin, nachdem er sich kurz vorher von Euseb von Nikomedien hatte taufen lassen. Das Ziel und der Erfolg seiner Kirchenpolitik waren, trotz ihrer verschlungenen Wege und jähen Wechsel, das gleiche geblieben: er hatte die Reichskirche, die er geschaffen, gelenkt nach seinem Willen.



II.

Festvorträge.





Goethes Theaterleitung und die bildende Kunst.

Von Dr. Valerian Tornius in Leipzig.

Überblickt man die Entwicklung des deutschen Theaters im letzten Jahrzehnt, so findet man, daß unter der Fülle bühnenreformatorischer Fragen, die dieser Zeitraum verzeichnet, eine an vielseitiger Auslegung alle andern übertraf. Es war dies die Frage, wie weit sich die Mitwirkung der bildenden Kunst auf der Bühne erstrecken solle. Die Antworten, die eine beträchtliche Anzahl praktischer Versuche zum Geleit hatten, lauteten sehr verschieden. Einerseits schaltete man die bildende Kunst völlig aus, wofür die Freilichttheaterbestrebungen reichliches Zeugnis ablegen, andererseits wurde sie fast zur Beherrscherin der Bretterwelt erhoben, wie es das Münchner Künstler-Theater vor einigen Jahren auffällig gezeigt hat. Einzelne Bühnenleiter schlugen die goldene Mittelstraße zwischen diesen beiden extremen Richtungen ein, während wiederum andere mit ihren Sympathien hier nach rechts und dort nach links hinüberschwenkten. Aber ein Resultat haben diese mannigfaltigen und einander widersprechenden Anschauungen doch gezeitigt — den Regie führenden Maler, der heutzutage an jeder größeren Bühne gleichbedeutend mit dem dramaturgischen Regisseur ein Machtwort mitsprechen darf.

So behauptet nun die bildende Kunst im Theater jene Stellung, um die sie jahrhundertelang bald mit Erfolg, bald mit weniger Glück gestritten hat. Bis in die Renaissance reicht dieser Kampf zurück. Berühmte Maler wie Leonardo da Vinci und Raffael haben an ihm teilgenommen. Wir hören, daß Leonardo, der tiefe Kenner perspektivischer Gesetze und plastischer Schönheit, bei den glänzenden Festen des Herzogs

Lodovico il Moro durch die Erfindung einer Bühnenmaschinerie, welche ein bewegliches Himmelssystem darzustellen vermochte, großes Aufsehen erregte. Wir hören ferner, daß Raffael zu der in der Engelsburg veranstalteten Aufführung von Ariosts „J Suppositi" die Dekorationen malte. Überall an den italienischen Fürstenhöfen blühte die Komödie, und man scheute keine Kosten, hervorragende Maler zur Mithilfe zu gewinnen, damit der künstlerische Eindruck der Vorstellungen möglichst vollendet sei. Und wie zur Zeit der Renaissance, so zog man auch in der klassischen Epoche Frankreichs bildende Künstler häufig zur Inszenierung heran. Le Maire, Watteau, Boucher, Fragonard sind in diesem Sinne für die Bühne tätig gewesen.

In Deutschland dagegen währte es länger, bis man der bildenden Kunst einen Einfluß auf das Theater einräumte. Wohl wurden für die Ausstattung der Oper an den deutschen Fürstenhöfen Unsummen ausgegeben — diese kamen jedoch nur einer pomphaften Aufmachung zugute — das Schauspiel, von jeher das Stiefkind der Hoftheater, mußte leer ausgehen. Nicht geringes Erstaunen erregte daher die Berliner Aufführung des „Götz" im Jahre 1773, denn hier bot sich den Augen zum erstenmal eine dem Zeitkolorit des Stückes angepaßte und für dieses eigens gemalte Dekoration. Das war etwas ganz Ungewöhnliches. Bei den Truppen übte meistenteils irgendein Mime selbst das Amt eines Dekorationsmalers aus. Diese bemalte Leinwand stellte natürlich an die Phantasie des Publikums ungeheuerliche Ansprüche. Ein einfaches gelbes Zimmer mußte je nach den Umständen die Illusion eines goldstrotzenden Palastsalons oder einer ärmlichen Lehmhütte erwecken, während ein grünes Zimmer sich abwechselnd als Wald, Garten oder Schlachtfeld präsentieren sollte. So kärglich bemessen waren die Dekorationsvorräte zwar nicht bei allen Bühnen, aber über mehr als zwei Stuben, eine Wald- und Bergszenerie, allenfalls noch ein Bauernhaus verfügte gewiß nur der Fundus weniger Prinzipale.

Gebrach es dem deutschen Theater unter den obwaltenden Verhältnissen schon an einer künstlerischen szenischen Umrahmung, so machte sich ein anderer Mißstand noch unangenehmer fühlbar: der Mangel einer wohldisziplinierten

Schauspielkunst. Die Hauptforderung der Schauspielkunst, daß Sprache und Gebärde miteinander notwendig übereinstimmen, daß zwischen diesen beiden Elementen ein psychologischer Zusammenhang bestehen müsse, fand so gut wie gar keine Bedeutung. Daher ereigneten sich solche Lächerlichkeiten wie bei jenem Odoardo, von dem erzählt wird, er habe bei den Worten: „Schütten Sie nicht einen Tropfen Gift in den Eimer!" erst den Tropfen mit den Fingern der einen Hand, dann den Eimer mit beiden Händen in der Luft angedeutet. Aber derartige Übertreibungen waren charakteristisch für die damalige Schauspielkunst. Sie zeigen, wie die Mimik sich über eine rohe äußerliche Ausdrucksweise nicht zu erheben wußte. Und wie die Schauspieler, die aus der naturalistischen Schule kamen, durch krasse übertriebene Gebärden sich gegenseitig überboten — wozu übrigens die Regieanweisungen der jungen Genies leicht Veranlassung gaben — so wetteiferten die aus der Tradition der Neuberin stammenden Akteurs untereinander in möglichst konventioneller Beibehaltung einer steifen Rokokograzie. Wie hätte auch eine Medea „gelinde rasen" können, wenn Schnürbrust und Reifrock alle ihre Bewegungen hemmten? Oder wie hätte eine Schauspielerin ihre seelische Erregung zum Ausdruck bringen sollen, galt doch das Spitzentaschentuch, gegen dessen übermäßige Anwendung noch Goethe protestierte, als einziges Hilfsmittel für die Äußerung erschütternder Affekte? Dadurch, daß die Antike angeputzt mit Reifrock und Allongeperücke auf der Bühne erschien, mußte sich notwendig ein etwa noch vorhandenes Stilgefühl der Schauspieler völlig verwischen, mußte aber auch der Sinn für eine plastische künstlerische Darstellung verloren gehen. Der Konventionalismus dieser körperlichen Beredsamkeit beherrschte die Bühne und verdrängte jede echte künstlerische Regung, ohne die doch eine befriedigende Darstellung unmöglich ist.

Nicht viel besser waren die Zustände auf der Weimarer Bühne, als Goethe am 17. Januar 1791 ihre Leitung übernahm. Das Personal bestand ja größtenteils aus Mitgliedern der Bellomoschen Truppe, deren Leistungen sich von denjenigen einer üblichen Wandertruppe nicht unterschieden. Goethe hat sich ja öfters über diese minderwertigen Aufführungen abfällig ausgesprochen. Einmal ist er sogar während einer Vorstellung

der „Entführung aus dem Serail" von seinem Platze aufgestanden und hat das Theater verlassen. Auch von Knebel hören wir Klagen über „mittelmäßige und schlechte" Vorstellungen. Außerdem verfügte das Theater über einen sehr bescheidenen Fundus, der nur allmählich aufgebessert wurde, da die Zuschüsse, die von seiten der Hofkasse dem neubegründeten Theater zuflossen, ziemlich gering waren, denn Karl August betrachtete die Bühne durchaus als ein Institut, daß die Finanzen des Staates eher aufbessern als schädigen müsse.

Da war es denn keine leichte Aufgabe, bei diesem minderwertigen Material und unter solchen mißliebigen Umständen die Weimarer Bühne zu künstlerischer Bedeutung zu erheben, um so mehr als Goethe zu Beginn seiner Direktionstätigkeit wenig Neigung für das Theater verspürte, nannte er es doch damals die „mechanischste aller Wissenschaften". Erst allmählich, hauptsächlich wohl gefördert durch Schillers rege Anteilnahme, erstarkte sein Interesse, das sich schließlich auf eine zielbewußte Reform der Bühne richtete. Goethe hat selbst ausgesprochen, warum ihn das Theater damals so wenig interessierte. Er hatte, bekennt er, alle Hoffnungen, die er auf die zeitgenössische Bühne setzte und die in Wilhelm Meisters Theaterbegeisterung ihren eklatanten Ausdruck fanden, nach seiner Rückkehr aus Italien verloren. In der Oberflächlichkeit und Geschmacklosigkeit des Publikums, sowie in der Mittelmäßigkeit des Repertoires sah er den größten Hemmschuh für eine gedeihliche Entwicklung der Bühne. Wohl war er in Italien eifrig bestrebt gewesen, dem Theater Geschmack abzugewinnen. Aber es vermochte ihn doch nicht recht zu fesseln. An Stelle des Theaters war eine andere Kunst getreten — die bildende Kunst — und diese nahm sein gesamtes Denken und Schaffen gefangen.

Aus dem Kreise der Johanna Schopenhauer ist uns eine Äußerung bekannt geworden, die in geistreicher Weise Goethes Verhältnis zur bildenden Kunst beleuchtet. Sie besagt, Goethe sei mit der Poesie vermählt gewesen, indes die bildende Kunst stets seine Geliebte blieb. In der Tat, er hat dieser Geliebten eine merkwürdige Treue sein Leben lang bewahrt. Sie ist mit ihm gleichzeitig jung gewesen, sie ist auch mit ihm alt geworden. Aber mit ihrem zunehmenden Alter ver-

änderte sich ihre Physiognomie: einem leidenschaftlichen, heißblütigen, eigenwilligen deutschen Mädchen glich sie, als Goethe ihr seine Neigung schenkte, eine vornehme, würdevolle und gemessene griechische Matrone war sie in seinem Alter. Diese tiefe Herzensneigung scheint uns um so weniger verwunderlich, als Goethe selbst eine produktive Neigung zur bildenden Kunst verspürte, eine Neigung, die hart an einen künstlerischen Trieb grenzte. Nur durch diese enge Berührung zwischen Talent und Liebhaberei wird es erklärlich, warum Goethe so viele Jahre seines Lebens an dem Glauben festhielt, ein bildender Künstler zu sein. Erst in seinem vierzigsten Jahre wurde ihm sein Irrtum zur Gewißheit. Und gerade Italien brachte ihn zur Erkenntnis dieses Irrtums. Noch im Herbst 1787 bedauerte er, daß er seine Beschäftigung mit der bildenden Kunst ganz zurücksetzen müsse, weil er sonst mit den dramatischen Arbeiten nicht fertig würde. Im darauf folgenden Jahre folgte dann das schwerwiegende Bekenntnis: „Täglich wird's mir deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excolieren und noch etwas Gutes machen sollte". Leistete Goethe damit Verzicht auf eine praktische Betätigung in der bildenden Kunst, so vermochte er doch nicht den inneren Schaffenstrieb des bildenden Künstlers in sich zum Schweigen zu bringen. Dieser wurzelte tief in seiner Natur; er formte sogar die Gestalten und Bilder seiner dichterischen Phantasie. „Ich bin", sagte Goethe einmal zu dem Kanzler von Müller, „hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungsvermögens so seltsam gearbeitet, daß ich alle Umrisse und Formen aufs schärfste und bestimmteste in der Erinnerung behalte, dabei aber durch Mißgestaltungen und Mängel mich aufs lebhafteste affiziert finde. Ohne jenes scharfe Auffassungs- und Eindrucksvermögen könnte ich ja auch nicht meine Gestalten so lebendig und scharf individualisiert hervorbringen. Diese Deutlichkeit und Präzision der Auffassung hat mich früher lange Jahre hindurch zu dem Wahn verführt, ich hätte Beruf und Talent zum Zeichnen und Malen." Aus diesem Bekenntnis geht deutlich hervor, daß Goethe die Erscheinungen völlig mit dem Auge des bildenden Künstlers sah, daß es ihm nur an der Gabe fehlte,

sie vollwertig auf das Gebiet der bildenden Kunst zu übertragen. Aber was Pinsel und Meißel ihm versagten, das gab ihm die Sprache. Darum tritt uns aus Goethes Dichtungen jene überlegene vollkommene plastische Ruhe entgegen, wie sie nur den Werken der bildenden Kunst eigen ist. Es wäre eine schwierige, doch zugleich dankbare Aufgabe, festzustellen, inwiefern Goethes dichterische Konzeptionen von bildnerischen Anschauungen ausgegangen sind und wo sie auf malerische oder plastische Eindrücke unmittelbar zurückgehen. In Einzelfällen hat man das auch versucht. So weiß man beispielsweise, daß Goethe einen wesentlichen Zug seiner Entwürfe zu der „Pandora" einem ziemlich unbedeutenden Kupferstich entlehnt habe. Und auch für eine Anzahl Faustszenen hat Willy Storck, mit zwar nicht immer einwandfreier Sicherheit, eine Menge malerischer und plastischer Vorbilder festgestellt. Unter dem deutlichen Einfluß von Rembrandts Radierung steht zum Beispiel Fausts Studierzimmer. Goethe kannte dieses Blatt bereits 1777 und setzte es dann später in einer von Lips veränderten Fassung dem Fragment als Titelbild voraus. Als ein unmittelbarer Anschluß an zwei Werke der bildenden Kunst gilt auch die Szene „Auerbachs Keller". Es sind die beiden im Keller an der Wand prangenden Bilder „Fausts Faßritt" und „Fausts Zeche mit den Studenten". Besonders häufige Anlehnungen — namentlich an Gemälde aus der Renaissance — finden sich im zweiten Teile des „Faust". So stößt man bei der Schilderung des Mummenschanzes auf deutliche Spuren von Mantegnas „Triumphzug Cäsars".

Mit viel Feingefühl hat ferner Storck auf den Wechsel von Goethes Stilgefühl hingewiesen, der mit dem Wechsel seiner Kunstanschauungen gleichen Schritt geht. So fallen die Anfänge und Entwürfe des „Faust" in die Zeit der Begeisterung Goethes für die Gotik; sie sind demgemäß in einem kernigen, frischen, deutschen Stil geschrieben. In der zweiten Periode seines Schaffens am „Faust", also in seiner Zeit der Begeisterung für die Antike, drängt sich der klassische Stil in den Vordergrund. Bezeichnend ist es, daß Goethes erste starke Hinneigung zur Antike, also die erste dichterische Regung seines plastischen Empfindens, mit der Konzeption

seiner „Iphigenie“ zusammenfällt. Und doch war ihm die „Iphigenie“ späterhin noch viel zu wenig „antikisch“. Nach 1800, in der Epoche seiner ausgeprägtesten klassischen Dichtungen (Pandora, Paläophron und Neoterpe u. a.), sprach er schon mit Geringschätzung von ihr. Damals war es auch, wo sein klassisches Ideal vollkommen die Bühne beherrschte.

Bei der großen Einheitlichkeit der geistigen Entwicklung Goethes konnte es nicht ausbleiben, daß sein bildnerischer Trieb sich auch anderwärts, wo die Möglichkeit dazu geboten war, ein Feld der Betätigung suchte. Keine der Künste ist der bildenden Kunst so nahe verwandt wie das Theater. Hier bot sich Goethe in der Tat ein fruchtbares Arbeitsgebiet, auf dem er seine gesammelten Kunsterfahrungen praktisch verwerten konnte. Ja, es wurde sogar eine notwendige Forderung für ihn, denn man muß immer berücksichtigen, daß Goethe doch seine „Iphigenie“ und seinen „Tasso“ geschrieben hatte, um — wie er sich Eckermann gegenüber einmal ausdrückte — die Grundsteine zu einem deutschen Theater zu legen, und daß es eine solche Bühne, die diese Werke aufzuführen vermochte, damals noch nicht gab. Sie mußte erst mit Hilfe der bildenden Kunst geschaffen werden, und darauf richtete sich Goethes Bestreben als Dramaturg.

Julius Wahle hat in seiner Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum des Weimarer Hoftheaters nachdrücklich ausgesprochen, daß Goethe seinem Ideal, das er in Beziehung auf bildende Kunst nur theoretisch auszudrücken vermochte, auf der Bühne praktisch-lebendige Form verliehen habe. Mit diesen Worten sind die Richtlinien der Goetheschen Dramaturgie scharf bezeichnet. Viele von Goethes Schauspielerregeln und Ansichten über die Bühnenkunst würden den Eindruck der Lächerlichkeit erwecken, wollte man sie nicht von dem Standpunkt der bildenden Kunst betrachten. Und darum wird auch der Goethesche Theaterstil so häufig mißverstanden, weil man bei der Beurteilung desselben diese wichtige Grundlage außer acht läßt.

Goethes Kunstanschauung war, als er die Leitung des Theaters übernahm, die klassizistische. An Winkelmann hatte sich sein Verständnis für die Antike geschult. In Italien hatte er die Winckelmannschen Kunstforderungen, daß der

Inhalt den Wert eines Kunstwerkes ausmache und daß die vollkommene Form nur in Anlehnung an die größten Meister der Vergangenheit zu erreichen sei, bestätigt gefunden. Als Erlös der italienischen Reise brachte Goethe das Dogma von der „schönen Wahrheit" nach Deutschland mit. Fortan sollte das Charakteristische in der Kunst keine Geltung mehr haben, sollte es vor der Feierlichkeit und Würde Platz machen. Eine merkwürdige Wandlung hatte seine Kunstanschauung erfahren. Er, der in der Jugend für den Dramatiker Kopie der Natur und für den bildenden Künstler Betonung des Charakteristischen als Grundlehrsätze ausgesprochen hatte, erblickte nun in der schönen Wahrheit, d. h. in der Verschmelzung des Typischen, Symbolischen, Harmonischen und Plastischen das Ideal nicht allein der bildenden, sondern überhaupt jeder Kunst. Mit welcher Umständlichkeit versuchte Goethe in seinem Aufsatz über „Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke", der unter dem Eindruck von Theaterdekorationen des Malers Fuentes entstand, den Unterschied zwischen dem Kunstwahren und Naturwahren festzulegen! Kein Künstler, lautet die praktisch gefolgerte Lehre, dürfe darauf ausgehen, daß sein Kunstprodukt als Naturprodukt wirke. „Ein vollkommenes Kunstwerk", formuliert Goethe, „ist ein Werk des menschlichen Geistes und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in eins gefaßt und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur." Diese Anschauung deckt sich völlig mit Goethes Forderung an die Schauspieler, sie mögen nicht, wie sie es bisher getan, den Schein so lange verwirklichen bis schließlich nur das gemeine Wirkliche übrig bliebe, sondern sie sollten „durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben suchen".

Mit dieser Forderung übertrug Goethe bereits das antike Ideal in seine Theorie der Schauspielkunst. So lautet denn auch Goethes Hauptdogma für die körperliche Beredsamkeit der Schauspieler: „Zunächst bedenke der Schauspieler, daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle und er also in seiner Darstellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinigen hat". Die Frage nach Wahrheit und Schönheit der Darstellung hatte bereits der Theore-

tiker Engel in seinen „Ideen zur Mimik“ aufgeworfen und dabei, gestützt auf das Spiel Ekhofs, die Ansicht verfochten, die Wahrheit müsse als höheres Gesetz gelten. Schiller vertiefte darauf diese Frage und erkannte beiden Forderungen gleiche Berechtigung zu, stellte jedoch den Wahrheitsgrundsatz ein wenig über die Schönheitsforderung. Goethe dagegen verfuhr umgekehrt. Ihm kam es nicht so sehr auf die Wahrheit der Empfindung des Schauspielers als auf die plastische Schönheit seiner Darstellung an. Er selbst soll zu Heinrich Schmidt einmal geäußert haben, die Schauspieler müßten vor allen Dingen darauf achten, die ideale Schönheit der Form herauszubringen; genau dasselbe verlangte er von der bildenden Kunst: die plastische Formenschönheit galt ihm mehr als der malerische Inhalt.

Die plastische Schönheit ist auch der Leitfaden, der Goethes Theorie der Schauspielkunst durchzieht. Im Alter sagte er einmal zu Eckermann: „Ein Schauspieler sollte eigentlich auch bei einem Bildhauer und Maler in die Lehre gehen. So ist ihm, um einen griechischen Helden darzustellen, durchaus nötig, daß er die auf uns gekommenen antiken Bildwerke wohl studiert und sich die ungesuchte Grazie ihres Sitzens, Stehens und Gehens eingeprägt habe.“ Ähnlichen Äußerungen Goethes begegnet man häufig. Wenn junge Schauspieler sich an der Weimarer Bühne um ein Engagement bewarben, wurden sie von Goethe zuerst auf ihr plastisches Empfinden hin geprüft. Als der oben genannte Schauspieler Heinrich Schmidt sich Goethe vorstellte, ließ ihn dieser den Hamletmonolog deklamieren. Schmidt hatte dabei die bekannte Hamletpose eingenommen: das Kinn auf die rechte Hand gestützt, während der rechte Ellbogen von der Linken gehalten wird; die Hand unter dem Ellbogen war jedoch zu einer Faust zusammengezogen. Das sei gegen alle Regeln der Schönheit, meinte Goethe. Und gleich darauf machte er ihm vor, wie er die Hand halten müsse. Er schob sie so unter den Ellbogen, daß die mittelsten beiden Finger zusammenblieben, der Daumen aber und die anderen Finger auseinandergingen, wobei die letzeren außerdem etwas gebogen herunterhingen. „So ist sie harmonisch mit dem Ganzen,“ fügte Goethe hinzu, „in der rechten Form und anmutig zugleich; doch sie so zu biegen

und zu gestalten, sieht leichter aus als es ist. Nur langer Umgang mit der Malerei, mit der Antike insbesondere, verschafft uns eine solche Gewalt über die Teile des Körpers."

Gewalt über seinen Körper haben — das ist ein Satz, den Goethe öfters im Umgang mit den Schauspielern gebraucht. Aus ihm resultieren alle seine Vorschriften über Haltung und Stellung der Schauspieler. Die Haltung des Körpers sei gerade, „die Brust herausgekehrt, die obere Hälfte der Arme bis an den Ellbogen etwas an den Leib geschlossen, den Kopf ein wenig gegen den gewendet, mit dem man spricht, jedoch nur so wenig, daß immer drei Viertel vom Gesicht gegen den Zuschauer gewendet ist". Diese schöne ebenmäßige Stellung trifft man in der bildenden Kunst der Antike nicht selten. Es fehlt ihr alle Steife und Unbeholfenheit; sie ist bei aller Festigkeit frei und leicht. Ich denke dabei an Polyklets Doryphoros, der Goethe wohl als Ideal einer solchen freien, ebenmäßigen Haltung vorgeschwebt haben mag.

Daß Goethe auf Arme und Hände, die wichtigsten Ausdrucksmittel für plastische Gebärden, eine besondere Sorgfalt verwandte, darf nicht wunder nehmen. Auch hier fand er eine Menge Vorbilder in der Antike, die ja für die Gestaltung dieser Körperteile ein starkes Feingefühl bezeigt hat. Die sehr gewöhnliche Form der malenden Gebärde reduzierte Goethe auf ein Minimum. Möglichste Beschränkung wurde beim Gebrauch der Arme empfohlen, weise Verteilung der Armbewegung mit den Dingen, die zu sagen seien, damit die Gradation des Effektes nicht ganz verloren gehe. „Die Bewegung der Arme geschehe immer teilweise", heißt es in einer der Schauspielerregeln. „Zuerst hebe oder bewege sich die Hand, dann der Ellbogen und so der ganze Arm. Die obere Hälfte der Arme soll sich immer etwas an den Leib anschließen und sich in einem viel geringeren Grade bewegen als die untere Hälfte, in welcher die größte Gelenksamkeit sein soll." Man kann diese Armstellung deutlich an einem Kostümbilde Pius Alexander Wolffs wahrnehmen, jenes Mimen, dem die Schauspielerregeln der Weimarischen Schule in Fleisch und Blut übergegangen waren. Auch hier finden sich Vorbilder in der antiken Plastik; man denke nur an den redenden Hermes. An dieser Statue bemerkt man gleichzeitig ein Motiv, das

frühzeitig von den griechischen Bildhauern aufgegriffen und als wirksames Mittel seelischen Ausdrucks ausgebildet worden ist: das gesenkte Haupt. Daß Goethe dieses Moment auch für sehr wirksam in der Schauspielkunst betrachtete, geht aus folgender Vorschrift hervor: „Eine schöne nachdenkliche Stellung, z. B. für einen jungen Mann, ist diese: wenn ich, die Brust und den ganzen Körper herausgekehrt, in der vierten Tanzstellung verbleibe, meinen Kopf etwas auf die Seite neige, mit den Augen auf die Erde starre und beide Arme hängen lasse."

Goethes liebevoller Pflege des Melodramas liegt ja größtenteils die Absicht zugrunde, auf der Bühne durch Stellungen und Gebärden plastische Wirkungen zu erzielen, da die melodramatische Behandlung es ermöglicht, verschiedene Übergänge der Gebärden bedeutend auszudrücken. Er selbst führte als Beispiel dafür die Proserpina an in jenem Moment, als sie sich ihrer faltenreichen Gewänder entäußert, „was ihr zu den schönsten mannigfaltigsten Gestaltungen Anlaß gibt". Hier mag Goethe gleichfalls an antike Muster gedacht haben. Vielleicht gar an die verlassene Ariadne im Vatikan, deren Gewänder so ausgeklügelt kunstvoll zusammengefaltet sind; vielleicht auch an die Marmorkopie der Muse Polyhymnia, die so reizend ihr Gewand über die Schulter zu schlagen weiß. „Schöne, anständige körperliche Bewegung, an die Würde der Plastik, an die Lebendigkeit der Malerei erinnernd", führt Goethe in seinem Aufsatz über die Proserpinaaufführung aus, „haben eine Kunstgattung für sich begründet, welche ohne Teilnahme der Gewänder nicht gedacht werden kann, und deren Einfluß sich gleichfalls schon auf die Tragödie erstreckt." Der Schauspieler Reinhold hat in einer boshaften Schmähschrift, die er unter dem Titel „Saat von Goethe gesäet" nach dem Gastspiel des Weimarer Hoftheaters in Leipzig erscheinen ließ, über dieses antikisierende Faltenmanöver ein spöttisches Urteil gefällt. Er meinte, da es doch unzulässig sei, daß sich Griechen und Griechinnen auf der Bühne bewegten, ohne ihre Gewänder zu berühren, habe Goethe seinem Personal anbefohlen, beim Theaterschneider wöchentlich eine Lektion zu nehmen, wie das Stück Tuch oder Leinen, das zu einem solchen Gewande erforderlich sei, am vorteilhaftesten geschleudert werden könne, damit die meisten Falten erschienen.

So gehässig und übertrieben Reinholds Schmähschrift klingt, läßt es sich doch nicht leugnen, daß sie manches Körnchen Wahrheit enthält. Wenn Reinhold über das Sterben der Weimarer Schauspieler auf der Bühne boshaft bemerkt: „Eine kleine Verzerrung des Gesichts, ungefähr als wenn Kinder ein Rhabarbertränkchen zu sich nehmen sollten, läßt sich nun einmal nicht gut verbieten, übrigens aber wird die höchste Ruhe anbefohlen, alldieweil die Griechen ihr Gift wie unsere Damen Eis nehmen", so geißelt er mit diesen Worten gewiß eine böse Untugend, die sich Goethes Schüler zuschulden kommen ließen. Hatte Lessing schon ein so großes Gewicht auf die Schönheit des Sterbens gelegt, wieviel mehr mag dieses in Weimar geschehen sein, wo Schönheit als das alles beherrschende Gesetz galt. Bei solchen Vorwürfen erstarrte eben die Weimarer Schauspielkunst in einen Formalismus, der, je länger Goethes Direktion währte, desto mehr überhand nahm.

Als Iffland in den Jahren 1796 und 1798 in Weimar Gastspiele gab, da war dieser Formalismus noch nicht ausgebildet, da befanden sich Goethes Schauspieler erst im Stadium des Lernens und konnten aus dem Spiel des großen Künstlers manche Anregung schöpfen. Goethe selbst datiert mit Ifflands Gastspiel eine neue Phase der Entwicklung für die Weimarer Schauspielkunst. Er sagt, die Erscheinung Ifflands hätte das Rätsel der Schauspielkunst gelöst, der verlorene Begriff von dramatischer Kunst wäre ihm durch seine Darstellung wieder lebendig geworden. Goethe hätte sich gewiß nicht zu diesem enthusiastischen Bekenntnis verleiten lassen, wenn ihm nicht in Ifflands Darstellung jene Elemente aufgegangen wären, die ihm selbst als Ideal der Schauspielkunst vorschwebten. Genast erzählt, daß Goethe schon vor Ifflands Ankunft eine Rede an seine Schauspieler gerichtet hätte, in der er gesagt habe, er hätte den großen Künstler nur darum berufen, um ihnen zu zeigen, wie Kunst und Natur sich vereinigen ließe. Darnach zu urteilen, müßte Iffland das Ziel der Schauspielkunst im Sinne Goethes erreicht haben. Iffland war ein Verstandeskünstler. Alles, was er spielte geschah mit Überlegung. Er überschritt nie die Grenze der guten Form, er wußte immer durch effektvolle Andeutungen etwas Bedeutendes

ahnen zu lassen. Und diese theatralische Symbolik stimmte ja mit Goethes Ansichten vollkommen überein; prägte er doch selbst die Maxime: „es sei nichts theatralisch, was nicht für die Augen symbolisch wäre". Durch diese Betonung des Mäßigen und Symbolischen berührte sich Ifflands Darstellung unwillkürlich mit der griechischen Plastik, wenn er auch nie sklavisch sich an diese angelehnt hat. Auffallend tritt z. B. die Verwandtschaft von Chodowieckis Iffland als Franz Moor und dem borghesischen Fechter zutage. Es sind die Worte: „Rächet denn Jemand droben über den Sternen? — nein", die Chodowiecki hier illustriert hat. Dies war eine Stelle recht nach Goethes Geschmack: ein starker leidenschaftlicher Moment, ausgedrückt durch eine plastisch schöne Pose. — „Indem er als ein wirkliches Natur- und Kunstgebilde vor den Augen der Zuschauer lebt", charakterisiert Goethe in einem Briefe an Schiller Ifflands Spiel, „so zeigen sich die übrigen, wenn sie auch ihre Sache nicht ungeschickt machen, doch nur gleichsam als Referenten, welche eine fremde Sache aus den Akten vortragen, man erfährt zwar, was sich begibt und begeben hat, man kann aber weiter keinen Teil daran nehmen". Mit diesen Worten sprach Goethe selbst das treffende Wort über seine Theorie der Schauspielkunst. Eben weil seine Schauspieler ihre Sache nur nach den Akten, d. h. in buchstäblicher Anlehnung an die Antike vortrugen, blieben sie bloß Referenten. Hätten sie sich statt der sklavischen Anlehnung die Methode der älteren griechischen Bildhauer, die das Bild ihres Gegenstandes schon im Geiste gestaltet mit sich brachten und die Natur nur für Einzelheiten befragten, in folgender Weise zunutze gemacht, indem sie sich ein geistiges Bild von ihrer Rolle schufen und die bildende Kunst nur als Kontrolle heranzogen, so würde diese Verirrung unterblieben sein.

Nach der künstlerischen Bildung des einzelnen Schauspielers richtet sich auch die Wirkung des Gesamtbildes. Es mußte ebenso plastisch, harmonisch und in sich abgeschlossen sein wie die Darstellung des einzelnen. „Das ist ein Durcheinander, aber kein Bild" hören wir Goethe häufig auf der Probe sagen. Mit dieser Berücksichtigung eines schönen Bühnenbildes hängt auch seine strenge Schulung des Ensembles zusammen. „Er wollte", berichtet sein alter Regisseur Genast,

„in dem Rahmen ein plastisches Bild haben und behauptete, daß selbst zwei Personen, ein solches, das dem Auge wohltun müßte, durch richtige Stellung schaffen könnten." Jeder im Ensemble mußte so dressiert sein, daß er jederzeit wie eine Schachfigur auf einem Schachbrett nach Belieben hin- und hergeschoben werden konnte. Der Theaterboden wurde zu diesem Zwecke in verschiedene Flächen eingeteilt, in eine Art von Damenbrett: „denn der Schauspieler kann sich vornehmen, welche Casen er betreten will", heißt eine von Goethes Schauspielerregeln. „Er kann sich solche auf dem Papier notieren und ist alsdann gewiß, daß er bei leidenschaftlichen Stellen nicht kunstlos hin- und widerstürmt, sondern das Schöne zum Bedeutenden gesellt."

Die reichste Gelegenheit für diese planmäßige Verteilung boten plastische Gruppen, für die Goethe in den Dramen seiner späteren Epoche, sowie in den Bühnenbearbeitungen und Festspielen eine besondere Vorliebe hat. In der Bühneneinrichtung des „Götz" findet man dreimal eine Gruppe vorgeschrieben, und manchmal wird auch obendrein betont, daß es eine „schöne Gruppe" sei. Goethe bevorzugte bei der Gruppierung eine Halbkreisstellung, doch so, daß die Arme sich ungehindert bewegen konnten. Diese Halbkreisstellung ist auch in der Malerei der Renaissance sehr beliebt. Wir finden sie in Cosimo Rosellis letztem Abendmahl, ferner in den Stanzen des Raffael; sie begegnet uns besonders häufig bei den Venezianern: Giovanni Bellini, Benedetto Diana, Mantegna, Tizian u. a. Ein uns erhaltener szenischer Entwurf von Goethes Hand, der vermutlich für die Zauberflöte angefertigt worden ist, bestätigt Goethes Verfahren. Am Anfang des „Tell" mußten sich auch alle im Halbkreise aufstellen. Der Tenorist Moltke, der den Hirt spielte, erzählt der Musiker Eberwein, wollte immer beim Sprechen aus diesem Halbkreis heraustreten, bis endlich Goethe auf die Bühne eilte, Moltke festhielt und ihn aus dem Kreise zu sprechen zwang.

Goethe hatte die Beobachtung gemacht, daß immer nur sentimentale und pathetische Gruppen gestellt würden, während es doch noch eine ganze Reihe anderer Möglichkeiten gab. „So erschienen mir dieser Tage", schrieb er an Schiller am 8. April 1797, „einige Szenen im Aristophanes völlig wie

Basreliefen und sind gewiß auch in diesem Sinne dargestellt worden." Man braucht nur die Beschreibung der Proserpinaaufführung zu lesen, um Goethes Bestreben, reliefartige Wirkungen zu erzielen, bestätigt zu finden. Auf geringen Raum und doch voneinander trefflich abgesondert und unterschieden ist hier das Schattenreich zusammengedrängt: in der Mitte in einer Höhle die Parzen, darüber Plutos Thron, rechts seitwärts in Abstufungen Tantalus, Jxion und Sisyphus, links das Gefilde der Seligen. Goethe sagt, das Ganze wäre mehr angedeutet als ausgeführt, aber diese lakonische Symbolik bewirkte es gerade, daß die einzelnen Gruppen desto deutlicher hervortraten.

In dieser Symbolik offenbart sich ein wichtiges Moment der Malerei. Die Malerei ist darauf angewiesen durch die Beschränktheit des ihr zugewiesenen Raumes. Die Überladung zerstört die künstlerische Wirkung. Man erinnre sich, wie Goethe über die Bilder in St. Giorgio zu Verona abfällig sich äußert. Sie mußten durch die Planlosigkeit ihrer Gruppierung dem plastisch geschulten Auge Goethes unangenehm auffallen. Eine planmäßige Gruppierung kannte Goethe aus Leonardos Abendmahl. Da sind vier Gruppen, zwei der Anschauung, zwei der Handlung und alle symmetrisch verteilt; es war in seiner Art ein ideales Vorbild. Und eine solche Symmetrie hat Goethe überall, wo es sich um die Behandlung von Menschenmassen handelt, z. B. in dem Mummenschanz des „Faust", in den vielen Maskenzügen, sorgsam durchzuführen getrachtet.

Eine solche plastische Symbolik herrschte auch in den Aufzügen, an denen der Theaterdirektor Goethe eine große Freude hatte. Sie war schon durch das karge vorhandene Material geboten. Die Hauptsache bildete jedoch die weise Verteilung der einzelnen Gruppen, damit keine toten und leeren Räume entständen. Dieses Verfahren zeigt uns, daß selbst durch eine solche ökonomische Verwendung eine ganz beachtenswerte Massenwirkung zustande kommt, wie wir es an dem erhaltenen Entwurf eines Krönungszuges für die „Jungfrau von Orleans" beobachten können. Sehr eingehend gestaltete Goethe den Leichenzug in „Julius Cäsar" aus. „Ich habe nämlich den Leichenzug", schrieb er an Schlegel, „viel weiter

ausgedehnt, als das Stück ihn fordert, und nach den Überlieferungen aus dem Altertum mit blasenden Instrumenten, Liktoren, Fahnenträgern, mit verschiedenen Feretris, welche Städte, Burgen, Flüsse, Bilder der Vorfahren zum Schauen bringen, ferner mit Freigelassenen, Klageweibern, Verwandten usw. ausgeschmückt, daß ich dadurch die rohere Masse heranzuziehen, bei Halbgebildeten dem Gehalt des Stückes mehr Eingang zu verschaffen und Gebildeten ein geneigtes Lächeln abzugewinnen hoffe."

Aus dieser Beschreibung des Leichenzugs Cäsars geht deutlich hervor, wie Goethe darauf bedacht war, bei der Inszenierung das historische Zeitkolorit, soweit es die vorhandenen Mittel geboten, streng zu wahren. Er führte hier ein Moment ein, das später von den Meiningern aufgegriffen und mit besonderer Sorgfalt ausgebildet wurde. Der „Wilhelm Meister", der so manche Erscheinung aus Goethes dramaturgischer Werkstätte wiederspiegelt, liefert auch hierzu aufschlußreiches Material. Es sei nur daran erinnert, wie man bei den Vorstellungen in dem Hause des Grafen emsig bemüht war, mythologische Bücher, Abbildungen antiker Statuen und Gemmen, Titelkupfer, Vignetten und Medaillons herbeizuschaffen, damit nur ja nicht gegen das Kostüm der Minerva verstoßen würde. Nun darf man allerdings diese Anlehnung an das Historische nicht mit dem heutigen Maßstabe messen, einerseits weil der Sinn für die Echtheit des Historischen damals noch nicht so scharf wie in unseren Tagen ausgeprägt war, andererseits weil das Gesetz der Schönheit doch stets die dominierende Macht auf der Weimarer Bühne hatte. So geschah es, daß die Wahrheit häufig zugunsten der Schönheit abgeschwächt wurde, wie in der Wallensteininszenierung, bei der sich Goethe ebenfalls durch die Anlehnung an Holzschnitte und Kupferstiche aus dem dreißigjährigen Kriege an bildliche Vorlagen hielt. Goethe nannte das „die schickliche Mitte zwischen dem Abgeschmackten und dem Edlen" wählen. Daß er bei der Betonung dieser „schicklichen Mitte" auch zuweilen danebengriff, wie es jene denkwürdige Macbethaufführung lehrt, in der die Hexen in junge Mädchen mit antiken Gewändern verwandelt worden waren, bestätigt nur das übermäßige Vorwalten des oben erwähnten Schönheitsgesetzes.

Überall sehen wir, wie Goethe von bildnerischen Eindrücken ausgeht und wie er diesen auf der Bühne Gestalt zu geben versucht. Leider ist das auf uns gekommene Material sehr spärlich, so daß sich der Einfluß der bildenden Künste nicht immer dokumentarisch feststellen läßt; aber selbst in dem wenigen Erhaltenen ist ergiebiges Material vorhanden. Eklatante Beweise liefern schon Goethes Inszenierungsentwürfe zum „Faust", die sich deutlich an antike und Renaissancevorbilder anlehnen. Als Erdgeist, um nur diese Szene herauszugreifen, hatte sich Goethe, wie aus einem Briefe an den Grafen Brühl hervorgeht, den Zeus von Otricoli gedacht. Goethes Zeichnung belehrt uns jedoch eines anderen. Da offenbart sich uns ein apollinisches Gesicht, das in seinem strengen ernsten Ausdruck, in Stellung, Augen und Haar eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Apollo von Belvedere verrät. Es ist wohl möglich, daß dieses Drachentöterantlitz, in dem noch der Unwille nachzittert, Faust zu dem Ausruf „schreckliches Gesicht" Veranlassung geben kann.

Bis hierher beschäftigte uns immer nur der Mensch auf der Bühne oder vielmehr seine Darstellung durch die Weimarer Schauspieler, das Bild, die szenische Umrahmung als solche blieb unberücksichtigt. Bei dem großen Einfluß, den Goethe der bildenden Kunst auf seiner Bühne einräumte, mußte sich dieser Einfluß naturgemäß auch an der Dekoration bemerkbar machen. Zwar hatte Goethe den Satz geprägt: „Ein guter Schauspieler macht uns bald eine elende unschickliche Dekoration vergessen, dahingegen das schönste Theater den Mangel an guten Schauspielern erst recht fühlbar macht", aber dieser Ausspruch stammt aus der Zeit des „Wilhelm Meister"; in späteren Jahren dachte Goethe anders. Schon im Jahre 1797 hat er seine Ansicht geändert. Da sieht er in Frankfurt die Oper „Palmira" und weiß nicht genug Lobenswertes über die dazu gemalten Dekorationen von Fuentes zu sagen. Aus ihnen abstrahiert er seine Lehren über die Dekorationsmalerei. „Bei der Theaterarchitektur ist die große Schwierigkeit," schreibt Goethe an Schiller, „daß man die Grundsätze der echten Baukunst einsehen und von ihnen doch wieder zweckmäßig abweichen soll. Die Baukunst im höheren Sinne soll ein ernstes, hohes, festes Dasein ausdrücken; sie

kann sich, ohne schwach zu werden, kaum aufs Anmutige einlassen, auf dem Theater aber soll alles eine anmutige Erscheinung sein. Die theatralische Baukunst muß leicht, geputzt, mannigfaltig sein, und sie soll doch zugleich das Prächtige, Hohe, Edle darstellen. Die Dekorationen sollen überhaupt, besonders die Hintergründe, Tableaus machen, der Dekorateur muß noch einen Schritt weiter tun als der Landschaftsmaler, der auch die Architektur nach seinem Bedürfnis zu modifizieren weiß." Achtzehn Jahre später hatte Goethe Gelegenheit, dieses Dekorationsprinzip auf der Weimarer Bühne verwirklicht zu sehen, denn Beuther, ein Schüler jenes Fuentes, wurde als Dekorationsmaler nach Weimar berufen. Und er verstand es, wie Goethe berichtet, die kleinen Räume des Theaters „ins Grenzenlose zu erweitern, durch charakteristische Architektur zu vermannigfaltigen und durch Geschmack und Zierlichkeit höchst angenehm zu machen". In der Tat, die oben erwähnte Dekoration aus der „Jungfrau von Orleans" scheint uns vollkommen Goethes Urteil zu bestätigen. Es ist der Dekorationsstil, der bis tief in das 19. Jahrhundert an allen größeren Bühnen und auch heute noch an kleineren vorherrscht. Selbst der altmeisterliche bräunliche Galerieton, in dem die Beutherschen Dekorationen gehalten waren, hat bis in die neueste Zeit nachgewirkt.

Allerdings wurde diese Dekorationsmalerei erst gegen Ende der Leitung Goethes auf der Weimarer Bühne heimisch. Es wäre interessant, zum Vergleich einige Materialien aus früheren Jahren heranzuziehen, um zu sehen, wie weit Goethe in der Praxis den oben erörterten Ansichten über Dekorationsmalerei gefolgt ist. Leider sind uns solche nicht erhalten; wir besitzen nur einige Dekorationsentwürfe von seiner Hand, die uns ungefähr ein Bild von seinen praktischen Absichten geben. Unter diesen sei besonders auf einen Entwurf zur „Zauberflöte" hingewiesen. An diesem überrascht uns die zusammengedrängte Enge, das Bestreben, auf einem beschränkten Raum eine starke architektonische Wirkung zu erzielen. Diese Dekoration scheint geradezu darauf eingerichtet zu sein, für eine reliefartige Darstellung die szenische Umrahmung abzugeben. Und diese Mutmaßung wird auch noch durch eine andere Goethesche Dekorationsskizze bestätigt, die vielleicht für die Szene „vor dem

Tor" im „Faust" entworfen ist und die in ihrer stabilen Schlichtheit uns an die moderne al Frescobühne gemahnt. In dieser sparsamen Ausnutzung des Bühnenfeldes zeigen sich Goethes Bemühungen um eine wirkungsvolle Gestaltung der Bühnenraumkunst; erst in neuerer Zeit hat man sich dieses Problems wieder angenommen, und namentlich Reinhardt hat es mit Geschick weiter zu entwickeln gewußt.

Leider beschränkte sich Goethe nicht immer auf die behagliche Enge, die ihm bei der Inszenierung ebenso gut gelang wie in seinen Zeichnungen. Sein Blick richtete sich auch beim Bühnenbilde stets auf das Perspektivische. Darum unterwarf er die Perspektive einem so eifrigen Studium und forderte, daß der Dekorationsmaler ihr eingehende Beachtung schenke. Wie nachdrücklich hebt er in der schon mehrfach zitierten Schilderung der Proserpinaaufführung die Wirkung der Perspektive hervor. Als eine ernste Landschaft Poussinschen Stiles war die Dekoration gedacht. Goethe hatte dabei vornehmlich das Perspektivische der Poussinschen Landschaften im Auge. Eine solche Landschaft hat sich Goethe auch bei der „Pandora" vorgestellt. So heißt es in der Dekorationsanweisung: „Der Schauplatz wird in großem Stil nach Poussinscher Weise gedacht. Seite des Prometheus: zu der Linken der Zuschauer Fels und Gebirg, aus dessen mächtigen Bänken und Massen natürliche und künstliche Höhlen neben- und übereinander gebildet sind, mit mannigfaltigen Pfaden und Steigen, welche sie verbinden. Einige dieser Höhlen sind wieder mit Felsstücken zugesetzt, andere mit Toren und Gattern verschlossen, alles roh und derb. Hier und da sieht man etwas regelmäßig Gemauertes, vorzüglich Unterstützung und künstliche Verbindung der Massen bezweckend, auch schon bequemere Wohnungen andeutend, doch ohne alle Symmetrie. Rankengewächse hängen herab; einzelne Büsche zeigen sich auf den Absätzen; höher hinauf verdichtet sich das Gesträuch, bis sich das Ganze in einem waldigen Gipfel endigt." Mit dieser Schilderung trifft Goethe vollkommen das Wesen Poussins. Seine Landschaften haben etwas Theaterkulissenartiges und eignen sich darum vorzüglich als Dekorationsvorbilder; in ihnen ist auch, wie Goethe es verlangte, die theatralische Baukunst leicht, geputzt und mannigfaltig aufgeputzt. Be-

sonders Nikolas Poussin wird von Goethe überall hervorgestrichen. Schon als Direktor des Liebhabertheaters hatte er sich von Oeser einen Kupferstich dieses Malers erbeten, damit darnach ein Hintergrund hergestellt werden solle. Nachdem Goethe ihn in Italien besonders schätzen gelernt hatte — bei den Zeichnungen Goethes zur Italienischen Reise begegnet man öfters Einflüssen Poussins — bezeichnete er ihn sogar als vorbildlich für die Dekorationsmalerei. Später prägte er den Satz: „Die Verehrung Poussins wird allgemeiner und gerade dieser Künstler ist es, welcher dem Dekorateur im landschaftlichen und architektonischen Fache die herrlichsten Motive darbietet“, und empfahl gleichzeitig den deutschen Landschaftsmaler Franz Kobell, dessen Bilder sich an Poussin stark anlehnten, als einen Künstler, dem die Dekorationsmaler nacheifern sollten.

So machen sich auch in dem rein dekorativen Element der Weimarer Bühne sichtbar Einflüsse der bildenden Kunst geltend, doch nicht in jenem ausgedehnten Maße, als es bei der Schauspielkunst der Fall war. Die Einwirkung der Plastik ist doch weit stärker, als die der Malerei. Und darin steht auch Goethes Theaterleitung gesondert für sich da. Es hat weder vor ihm noch nach ihm die Plastik eine solche Herrscherstellung auf der Bühne behauptet. Daß diese übermäßige Betonung des Plastischen schließlich in eine Verirrung ausartete, wurde schon betont. Ob diese Verirrung aber nicht für die nachfolgende Schauspielkunst von Nutzen gewesen ist, das bleibt zu entscheiden. Eins steht fest: der verwahrlosten, prinzipienfreien Schauspielkunst, wie sie eingangs geschildert wurde, gebot Goethes strenger Formalismus Einhalt, und er führte wohl auch die Einsichtigeren unter den Mimen zum Nachdenken und vielleicht sogar zu der Erkenntnis, daß Plastik und Schauspielkunst zwar zwei divergierende Künste seien, aber daß doch die Schauspielkunst von der Plastik etwas lernen könne, sei es auch nur zur eigenen Kontrolle.

Der Malerei hat Goethe keine solche Machtstellung auf der Bühne eingeräumt wie der Plastik. Doch vielleicht würde er es bei seinem starken bildnerischen Gefühl getan haben, wenn ihm nur das Künstlermaterial zu Gebote gestanden hätte. Als Mentor der Schauspielkunst konnte er sie entbehren;

da waren die Antike und er selbst die Lehrmeister; als Dekorateur brauchte er ihre Mitarbeit. Wohl war Goethe eifrig bestrebt, bildende Künstler für das Theater heranzuziehen, aber die kärgliche finanzielle Unterstützung und der Mangel besserer technischer Hilfsmittel setzten diesem Bestreben enge Grenzen. So blieben seine Bemühungen um die Vervollkommnung der Theaterdekoration in ihren Ansätzen stecken. Jahrzehnte, ja fast ein Jahrhundert mußte vergehen, bis sich findige Theaterköpfe fanden, die diese Ansätze wieder aufnahmen und weiterbildeten und schließlich jenen Zustand schufen, von dem ich eingangs ausging — die Mitregentschaft des regieführenden Malers auf der Bühne.

Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken.[1]

Eine Schillerrede.

Von Professor Dr. Karl Berger in Darmstadt.

Wir leben in der Periode hundertjähriger Erinnerung an die zugleich erhabenste und unseligste Zeit der deutschen Geschichte. In rascher Folge haben sich im letzten Jahrzehnt die Feste gedrängt, die das Andenken der großen Dichter und Denker aus den Zeiten des deutschen Idealismus feierten; dazwischen fiel mancher Gedenktag zu Ehren der Männer und Helden, die vor hundert Jahren das Befreiungswerk vorbereiten halfen. Herrlichste Erinnerungen erfrischten da unser Bewußtsein, aber auch ernst mahnende Stimmen ertönten, trübe Bilder aus den Zeiten der tiefsten Erniedrigung traten vor unsere Seele. In den Jahren 1903 und 1904 gab die hundertste Wiederkehr der Todestage von Herder und Kant weiten gebildeten Kreisen Anlaß, sich darauf zu besinnen, wieviel auch unsere, mehr dem äußeren Wirken zugewandte Zeit den kulturschöpferischen Taten des ganz auf Innerlichkeit gestellten deutschen Idealismus zu verdanken hat. Diese Gedächtnistage waren wie geschaffen zur Vorbereitung auf das große Schillerjubiläum vom Mai 1905, jenes Totenfest, das die einzigartige Persönlichkeit des Dichters und Denkers dem vorwärtsschauenden und vorwärtsstrebenden Volke als wahrhaft Lebendigen zeigte. Der Schiller-Wiedererstehungsfeier folgte im Oktober 1906 der Tag, der an Preußens

---

[1]) Benutzte Literatur: Ferd. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat (1908); derselbe, Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795—1815 (1906); Ad. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben (1875); Herm. v. Fischer, Schiller der Dichter des öffentlichen Lebens (abgedr. in den Neuen Jahrbüchern für das Klassische Altertum 2c. 1905, I. Abt. XV,6 S. 443 ff.; K. Lamprecht, Deutsche Geschichte, Bd. 9 (1907); Heinr. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 1 (1874); K. Berger, Schiller. Sein Leben und seine Werke. 2 Bde. (1905 ff. und 1909 ff.); derselbe, Schiller der Lebendige (1905).

Zusammenbruch, an Deutschlands Fall vor hundert Jahren erinnerte, der schmerzliche Gedenktag von Jena. Welche Gegensätze, welch ungeheurer Schicksalsumschlag! Dort in Saal-Athen, im Herzen Deutschlands, dem alten Mittelpunkt des Geisteslebens und der Gewissensfreiheit, hatte sich eben noch die neue deutsche Kultur in mannigfachen Blüten stolz und prächtig entfaltet, und nun sank an derselben Stätte Preußen, der Staat Friedrichs des Großen, in den Staub — das letzte Bollwerk deutscher Unabhängigkeit. Es war für unser Volk aus hundertjährigem politischen Schlummer ein furchtbares Erwachen. Tief eingeprägt blieb ihm seit dieser Stunde die Lehre, daß auch das herrlichst aufragende Geistesbauwerk ohne die Tragpfeiler nationaler Freiheit und staatlicher Macht keinen dauernden Bestand habe, daß zu der geistigen Größe die politische Stärke hinzukommen müsse. Diese Lehre wurde von den Besten alsbald verstanden und gewürdigt, nicht am wenigsten von dem Reichsfreiherrn Karl vom Stein, dem großen Erneuerer des preußischen Staates, dem die dankbare Erinnerung des deutschen Volkes im Jahre nach der Jena-Gedenkfeier huldigte. Dann kam im Jahre 1910 der hundertste Todestag der allzufrüh dahingerafften Königin Luise, jener anmutsvollen fürstlichen Frau, die in den Zeiten der Not und der Schmach die Kraft einer Heldin bewahrt hatte, mit deren Hinscheiden allen Patrioten eine unwiederbringliche Fülle von auferbauender Liebe entschwunden schien. Wie trostlos, hoffnungsarm und verzweiflungsvoll die deutsche Welt selbst starken Gemütern damals vorkam, daran wird uns aufs neue in wenigen Tagen der sich zum hundertsten Male jährende Todestag Heinrichs von Kleist erinnern, in dessen Werken die politische Leidenschaft und brennende Ungeduld der auf Befreiung Hoffenden ihren gewaltigsten künstlerischen Ausdruck gefunden hat.

So zeigt sich dem rückwärts gewandten Blick in dem symbolischen Wechsel dieser bald herrlichen, bald trüben Gedenktage noch einmal das ganze Mißverhältnis, das vor hundert Jahren zwischen dem literarischen und politischen Leben unseres Volkes, zwischen den Großtaten der Dichter und Denker und der Ohnmacht des Staates bestand, — ein Mißverhältnis, wie es wohl die Geschichte keiner anderen Nation aufweist.

Es ist ein wunderbarer Gegensatz: dasselbe Geschlecht, das eine ganz einzige Hochblüte ästhetisch-idealistischer Kultur in unserem Vaterlande sah, erlebte auch den Verfall politisch-realer Macht und Kraft. Derselbe Boden, der den stolzen Neubau deutscher Geistesbildung trug, wurde auch erschüttert durch den Zusammenbruch des längst morsch gewordenen Reiches. Unter seinen Trümmern schien selbst die Hoffnung auf staatliche Wiedergeburt für immer begraben, Kunst und Philosophie aber, die der Stolz der Nation gewesen waren, mußten nun der Schuld an dem tiefen Falle sich zeihen lassen. Der Reichsfreiherr vom Stein war überzeugt, und nach ihm haben viele die Anklage wiederholt, daß metaphysische Grübelei und ästhetische Kultur den Deutschen die politische Tatkraft geraubt und sie zum gemeinsinnigen Handeln untauglich gemacht hätten. Kein Zweifel: bei schwächeren Persönlichkeiten hat damals wie zu allen Zeiten die einseitig übertriebene Hingabe an Kunst und Philosophie eine Einbuße praktischer Fähigkeiten und tätigen Gemeinsinnes herbeigeführt; nichtsdestoweniger aber ist es eine Tatsache, daß die schöpferischen Geister jener literarisch-künstlerischen Blütezeit mitten im Verfall des staatlichen Lebens das als Gefühl und Gedanken ausgebildet haben, was später, unter veränderten Umständen, als befreiende Tat zu wirken berufen war; gerade ihr Walten und Wirken half, die Verjüngung und Läuterung des politischen Lebens der Nation herbeiführen. Wenn wir uns heute eines neuen, innigen Verhältnisses zum Staate und und zum Vaterlande erfreuen, so müssen wir verstehen lernen und dankbar anerkennen, daß ohne die Arbeit der großen, aus dem achtzehnten Jahrhunderte stammenden Geister der Aufschwung des Nationalgefühls und die kräftige Erfassung der Wirklichkeit im neunzehnten Jahrhundert ganz unmöglich gewesen wären. Gewiß, die Dichter und Denker jener Zeit waren dem Staat entfremdet, fast alle freien Köpfe stellten sich feindselig zu ihm oder sie ignorierten ihn, weil sie darin nur eine Schranke oder ein notwendiges Übel erblickten. Aber während sie, weltbürgerlichen Gedanken und Träumen hingegeben, ganz nur der Ausbildung der freien Persönlichkeit lebten und die Volksgenossen zur Wahrung und Mehrung ihres Innersten und Eigensten ermahnten, entwickelten sie ein

neues Selbstgefühl und erfüllten den Nationalgeist mit einem ganz neuen Inhalt. Nachdem man sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mehr und mehr von fremder Geistesherrschaft losgerungen hatte, erwuchs aus dem literarischen Wirken der schöpferischen Geister ein zunächst alle gebildeten Stände des zersplitterten Deutschlands umfassendes rein geistiges Zusammengehörigkeitsgefühl, das stolze Bewußtsein, daß man einer großen, selbständigen Kulturnation angehöre. Von dieser, der neuerwachten Kulturnation, aber und dem ihr zugrundeliegenden geistigen Gemeinsamkeitsbewußtsein führen mancherlei Wege zum Staate und zum politischen Nationalbewußtsein hinüber.

Es war ein Entwicklungsgang, der sich an dem Leben keines der führenden Männer jener Zeit besser deutlich machen läßt als an dem Schillers, der seinem Volke voranschritt auf dem Wege von weltbürgerlicher Schwärmerei zur Volks- und Staatsgesinnung. Es war für sein Wesen und Werden nicht gleichgültig, daß er einem Stamme und Lande entsprossen war, in dem, genährt durch stolze Erinnerungen an vergangene Größe und durch gegenwärtige Sorgen um das gemeinsame Wohl, ein gewisser Sinn für politische Dinge auch in Zeiten deutschnationalen Tiefstandes erhalten geblieben war. Weder die Reichsstädter in den winzigen schwäbischen Republiken noch die Bewohner des Herzogtums Württemberg waren gegen die öffentlichen Zustände jemals so gleichgültig geworden wie die Deutschen in den meisten anderen Teilen des Reiches. Die Anfänge einer politischen Publizistik sind auf diesem Boden auffallend reich. Aus Ulm stammte Thomas Abbt (1738 bis 1766), der, begeistert von Friedrichs des Großen Taten, einen neuen heroischen Ton „Vom Tode fürs Vaterland" (1761) anschlug und in dessen Schrift „Vom Verdienst" (1765) Schiller das echte Gold des Genies gefunden hat. Ein rechter Ritter der Aufklärung war der unstete Bothnanger Pfarrerssohn Ludwig Wekhrlin (1739—1792), der zur Zeit von Schillers Jugend von fremdem Boden aus unermüdlich den kleinstaatlichen Zopf zerzauste und kecke journalistische Streifzüge auf das von der Bureaukratie als ihre Domäne behandelte soziale und politische Gebiet unternahm. Reichsstädtisch war auch der Schauplatz, den Wieland, damals Stadt-

schreiber von Biberach, für die Verspottung zeitgenössischen Abderitentums gefunden hat. Im Herzogtum Württemberg aber kam ein politisches Leben im Anschluß an die Kämpfe der Stände gegen fürstliche Willkür, besonders unter Herzog Karl Eugen, zu früher Blüte; der Streit für das „gute alte Recht" hielt das trotzige Selbstbewußtsein der württembergischen Schwaben in jahrhundertelanger Schulung und scharte immer wieder alle Widersacher der absoluten Fürstenmacht wie um ein heiliges Banner. Daher die große Zahl und Bedeutung politischer und staatsrechtlicher Werke, die Württemberg schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufweist. Als Johann Jakob Moser, der unbeugsame Vorkämpfer der landständischen Rechte, im Jahre 1759 zu fünfjähriger Kerkerhaft auf den Hohentwiel gebracht wurde, war er längst Deutschlands gepriesenster Staatsrechtslehrer. Sein Sohn und Mitarbeiter Friedrich Karl erreichte in dem nämlichen Jahre — es war Schillers Geburtsjahr — den Höhepunkt seiner staatswissenschaftlichen Schriftstellerei mit seinem nachher viel gefeierten Buche „Der Herr und der Diener"; derselbe ging in seinem Büchlein „Vom deutschen Nationalgeiste" (1765) den Spuren des alten Reichspatriotismus nach. Es ist auch kein Zufall, daß das Interesse für politische Entwicklung von einem geborenen Stuttgarter, dem Göttinger Professor Ludwig Timotheus Spittler, auf die Geschichtschreibung übertragen wurde; daß gerade schwäbischen Dichtern, wie dem Tübinger Oberamtmann Johann Ludwig Huber, dem mit Albrecht von Haller befreundeten Eberhard Friedrich von Gemmingen, dem Herderverehrer Gottlob Hartmann und dem feurigen Klopstockjünger Johann Jakob Thill, ein ungewöhnlich starker Zug zum politischen Leben eigen war. Sie alle aber werden überragt durch Christian Daniel Schubart, der als Dichter und Schriftsteller und Musiker, Deklamator und Redner eine hinreißende Wirkung ausübte und auch auf den jungen Schiller den mächtigsten Einfluß gehabt hat: Recht und Freiheit, Vaterland und Deutschtum, Tugend und öffentliches Wohl machen das Pathos seines Dichtens und Wirkens wie das jener anderen Männer aus, und Durchdringung der Poesie mit Zeitgehalt blieb für die schwäbische Dichtung auch späterhin charakteristisch.

An diese Reihe schließt sich Schiller als der Größte an, als der geborene Dramatiker, dessen Blick auf die historische und soziale Welt, den handelnden Menschen des öffentlichen Lebens, auf der Menschheit große Gegenstände, die Kämpfe um Herrschaft und um Freiheit früh gerichtet ist. Vom ersten Tage seines Auftretens offenbarte sich in fast erschreckender Weise diese herrschende Richtung und Kraft seines Geistes, die Macht eines Willens, der an sich selber die Wunder und Leiden erfahren hat, unter denen das despotisch geknechtete Volk seufzt. Weil der junge Dichter fühlte und erkannte, daß sein persönliches Geschick nur ein Teil und eine besondere Form des Leidens seiner Volksgenossen, der Not der Menschheit war, deshalb durfte er in den „Räubern" die Erlebnisse und Konflikte seines Helden zu sozialen, zu allgemeinen steigern. Aus einer Familiengeschichte, die ihm in den Weg gekommen ist, gestaltet er eine Menschheitstragödie, entfaltet er namens der beleidigten sittlichen Weltordnung eine vernichtende Anklage gegen die verrotteten Zustände der Zeit, gegen die ewig wiederkehrenden Vergewaltigungen des Individuums durch drückend enge gesellschaftliche Verhältnisse. Damit aber gibt Schiller schon in seinem löwenmäßigen dramatischen Erstling dem Sehnen der Zeit nach einer neuen Welt gewaltigen Ausdruck: aus den Räubern leuchten die Zornaugen des deutschen Jugendidealismus, flammt der Protest eines im Mitgefühl für die Brüder aufs tiefste verletzten Gewissens. Wie sehr Schiller mit seinem überschäumenden Jugendwerk den Nerv seiner Zeit getroffen und zum Vibrieren gebracht hat, das beweist am besten der geschichtliche Gang jener Ereignisse, die sich ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen der „Räuber" auf den Straßen von Paris abgespielt haben: in Karl Moors Rache- und Richterplänen scheint die zur Anarchie führende Revolution mit ihrem Recht, ihrem Irrtum und ihrer verhängnisvollen Tragik vorweggenommen. Und wie hier, so lebt und webt der junge Dichter in allen seinen Jugenddramen mit seinem ganzen Herzen in den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens; der handelnde Mensch, der wild um sich greift, der voll revolutionären Dranges sich selber ausleben und die arge Welt umkehren möchte, ist jedesmal sein erkorener Held. Der Ruf „in tyrannos" klingt in „Fiesko",

dem republikanischen Trauerspiel, und in „Kabale und Liebe", dem ergreifenden Bilde verächtlicher Kleinstaaterei, noch mächtig nach. Furchtbarer konnte die politische Großmacht der Zeit, der Fürst mit seinen Höflingen und Schranzen, nicht gerichtet werden, als durch die Verachtung, mit der selbst die Mätresse den Despoten verschmäht. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, Schiller habe durch die Art, wie er den Musikus Miller dem allmächtigen Minister entgegenstellte, das geduckte Bürgertum erst auf die Höhe der Tragödie erhoben, es zum Gefühle seiner Entwürdigung gebracht und zum Bewußtsein seiner Mannheit aufgerüttelt. Das Wort vom Männerstolz vor Königsthronen gehört auch hierher, jenes Wort, das mit dem jubelnden Hymnus an die Freude, dem Hohenliede schrankenlosen, Millionen umschlingenden Weltbürgertums, in die deutsche Welt drang.

Als Schiller seinen Freudenhymnus dichtete, war er aus dem Gären seiner Jugend zu größerer Ruhe und Klarheit schon durchgedrungen. Bittere Lebenserfahrungen, helfende Freundesliebe und fruchtbare Studien hatten ihm zu innerer Selbstbefreiung und Selbstklärung verholfen. Von der Kritik schritt er zum Aufbau, vom Angriff zur Verkündigung einer neuen Botschaft. Er erkannte immer klarer, daß mit zügelloser Freiheit dem Einzelnen nicht geholfen sei, daß aus ihr stets wieder neue Willkür erwachse. Zur Freiheit muß Selbstzucht und Selbstbeschränkung hinzutreten, wenn die natürliche Individualität den Adel der Persönlichkeit empfangen will, wenn dauernde, auch für das Ganze nutzbringende Werte geschaffen werden sollen. Dazu aber — dieser Gedanke schob sich den radikalen Forderungen Schillers unter — dazu ist es notwendig, daß der Staat der Einzelperson Raum schaffe zu ihrer dem Sinne der neuen Zeit entsprechenden Entfaltung. Von wem aber konnte im Zeitalter des aufgeklärten, dem Volke wohlwollenden Despotismus die Erfüllung dieser Sehnsucht erwartet werden, wenn nicht vom Fürsten, dem irdischen, alles vermögenden Gotte? Von König Philipp fordert daher Posa, der edle Schwärmer, „Gedankenfreiheit", von ihm erwartet er die Herstellung jenes Zustandes, der die volle Entwicklung der Einzelperson erlaube. Freie, schöne Menschlichkeit im Bürgerhause und auf Königsthronen, Bürgerglück

versöhnt mit Fürstengröße — dies war das Ideal des von allgemeiner Völkerbeglückung weltbürgerlich schwärmenden Dichters. Seine allumfassende Menschenliebe greift hier auf das politische Gebiet über; sie will die Völker befreien, indem sie den Staat auf Menschenwürde zu begründen unternimmt, — zwei Jahre vor der Erklärung der Menschenrechte in Frankreich. Der Don Karlos aber ward auch Schillers Abschiedslied von seiner Jugend und ihren Träumen, der Schwanengesang des austönenden 18. Jahrhunderts mit seinen weltbeglückenden Ideen, seiner Begeisterung für die ewigen Menschheitsrechte.

So sehen wir schon in dem jungen, noch ganz von kosmopolitischen Ideen erfüllten Dichter einen Führer des emporstrebenden Volkes, einen Vorkämpfer alles vorwärtsdrängenden Lebens. Aber es wäre grundfalsch, die Vorstellung von Schiller allein nach diesen Jugenddramen sich zu bilden, wie es häufig von denen geschieht, die in Schiller nur einen feurig pathetischen Parteigänger für die ewigen Menschheitsrechte sehen. Das Bild des Schwärmers paßt nicht zu dem Schiller, den wir aus seiner reifen Tragödie kennen. Zwischen dem Erscheinen des Don Karlos und der Vollendung des Wallenstein liegt ein Zeitraum von mehr als zehn Jahren. In diese Zeit fällt die gewaltigste Lebenstat Schillers. Von Beifallsjubel umrauscht, vom Erfolg emporgetragen, hält er mitten auf seiner Bahn inne, um sich auf sich selbst zu besinnen: der große Läuterungsprozeß, der sich im Don Karlos angekündigt, soll vollzogen werden. Das tief innerliche Bedürfnis, einer Welt freier, sittlich sicherer, adliger und natürlicher Menschen entgegenzuführen, leitet den Dichter auf einen langen, harten Weg der Selbstbildung, der ihn zur Kulturhöhe der Zeit führen soll. Bis dahin hat er, erst in revolutionärem Ansturm, dann mit reformatorischen Forderungen, das Heil von außen erwartet. Nun tritt eine völlige Wendung ein. Der Gedanke kehrt sich um: Entwickle *in dir* trotz aller hemmenden äußeren Verhältnisse jede menschliche Kraft, füge dich in das Notwendige still und fest, aber stelle in dir und nach deinen Kräften das vollkommene Bild der Menschheit dar, dann muß ja endlich aus der Selbstzucht starker, freier Persönlichkeiten die bessere Zeit hervorgehen. Schiller hat an sich selbst zuerst den heiligen Ernst bewiesen, den er von anderen

verlangte; er hat das Ideal, das er aufstellte, selbst gelebt. In dieser selbstbildnerischen, selbstumschaffenden Arbeit eines Jahrzehnts hat er die Schranken seiner Natur und Bildung durchbrochen, hat der mit Not und Tod Ringende ein Beispiel der Selbstentsagung und Selbstbeherrschung ohnegleichen gegeben.

Zuerst lernte er durch seine geschichtlichen Studien und Arbeiten die großen Verhältnisse des Staates und der Gesellschaft vorurteilslos erfassen; sein phantasievoller Idealismus reinigte sich unter der klärenden und beruhigenden Betrachtung der Wirklichkeiten des Lebens von allen schwärmerischen Elementen. Ganz anders als einst der Dichter des Fiesko, erkannte der Verfasser der Geschichte des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges die großen Mächte des Völkerdaseins, die Ursache und Bedeutung der Geistesbewegungen und die historische Stellung der großen Persönlichkeiten. Nun ausgerüstet mit dem Sinn für die realen Kräfte, sah er das Menschenleben in seinen tatsächlichen Wurzeln und Bedürfnissen, aber auch in seinen idealen Möglichkeiten. In zahlreichen Stellen seiner Geschichtswerke bezeugt sich ein erstaunlicher realpolitischer Sinn, ja oft eine geradezu macchiavellistische Auffassung des staatlichen Lebens und Regiments, aber alle Erkenntnis der herben Wirklichkeiten und Notwendigkeiten des geschichtlichen Lebens vermochten seinen Glauben an den letzten Sieg des Guten und Göttlichen nicht zu erschüttern. Auf diesen Glauben zog er sich um so mehr zurück, je gewaltsamer der Sturm der *erlebten* Geschichte den Schleier zerriß, den der Dichter in schönem Wahn um seine Zeit geschlungen hatte. Mit dem ganzen Stolz der Aufklärung hatte er in seinen „Künstlern" die Größe der Zeit noch verherrlicht:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg.

Der Gang der französischen Revolution zerstörte diesen Wahn; vor den blutigen Greueln der Schreckenszeit versanken alle goldenen Träume. Schiller brachte einem Volke, das die Ketten der Tyrannei abzuschütteln versuchte, gewiß seine besten Sympathien entgegen; er fühlte sich auch frei „von kleingeistigem Schauder vor Neuem und Ungewöhnlichem". Aber von Anfang an vermochte er in den überschwenglichen Jubel des politisch harmlosen Geschlechts seiner Zeit nicht einzustimmen: das verheißungsvolle Morgenrot, das über dem Himmel von Frankreich aufging, konnte den nüchternen Blick des Historikers über die harten Tatsachen des geschichtlichen Lebens nicht hinwegtäuschen. Seine Ahnung, daß der große Moment ein kleines, unwürdiges Geschlecht finden werde, bestätigte sich: ein Volk, das in namenlosen Greueltaten den ersten Gebrauch von seiner Freiheit machte, schien ihm dieser nicht wert und nicht fähig. Jene Ideen von Menschenfreiheit und Völkerbeglückung, die einst Posa vor dem Throne Philipps ausgesprochen und die nun drüben in Frankreich zum Leben zu erwachen schienen, konnten von einer rohen, zügellosen Masse nicht zur Erfüllung gebracht werden. Voll Abscheu wandte sich Schiller, den die französische Nationalversammlung eben noch (am 26. August 1792) zum Ehrenbürger Frankreichs erkoren hatte, von den Königsmördern und Heiligtumsschändern ab. Wenn er während des Prozesses, den die Jakobiner dem unglücklichen König Ludwig XVI. machten, noch daran gedacht hatte, mit einer Denkschrift zugunsten des Gefangenen im Tempel einzugreifen, so verzichtete er nach dessen Hinrichtung (21. Januar 1793) völlig darauf, jene „richtungslosen Köpfe" zu beeinflussen. Mit prophetischem Blick schaute er voraus, daß die französische Republik — eine Wirkung der Leidenschaften, nicht ein Werk der Weisheit — ebenso schnell wieder aufhören werde, wie sie entstanden sei; die republikanische Verfassung werde in Anarchie übergehen, und früher oder später ein kräftiger Mann erscheinen, er möge kommen, woher er wolle, der die brausenden Wellen beschwören und sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Teile Europas machen werde.

Wir dürfen die Sicherheit dieser Intuition bewundern, eine seltsame Erscheinung dabei aber nicht übersehen, eine

Erscheinung, die uns Schiller wie alle seine Freunde noch völlig in nationaler Sorglosigkeit, in weltbürgerlichen Ideen befangen zeigt. Als die verheerende Flut der Revolution über die Grenzen des Reiches zu brechen begann und ein Stück deutschen Bodens nach dem andern wegriß, da erscholl weder aus der unverwüstlich gleichgültigen Masse noch aus dem Kreise der führenden Geister ein Schrei der Entrüstung über das, was wir heute als nationale Schmach empfinden würden. In ruheseliger Gelassenheit schaute man dem gewaltigen Schauspiel zu, wenigstens solange die Not einem nicht gerade auf dem Leibe brannte, solange man sich etwa gleich Goethe wohl geborgen fühlte in der inselgleich abgeschlossenen nordischen Masse. Im Oktober 1792 fiel die Reichsfestung Mainz in die Hände des Generals Custine. Gerade an diese Stadt hatte Schiller als Freund Dalbergs, des zukünftigen Mainzer Kurfürsten, längst besondere Hoffnungen geknüpft. Nun schmerzte es ihn, daß seine „mainzischen Aspekte" zweifelhaft wurden, aber gleich seinem Dresdener Freund Körner, dem Vater des Dichters, tröstete er sich in der Zuversicht, daß der kriegerische Erfolg und das Gefühl der Stärke den siegreichen Franzosen „einen neuen moralischen Schwung" geben werde. Auch Wilhelm v. Humboldt schwankte in ähnlicher Weise zwischen Enttäuschung alter Hoffnungen und neuen Erwartungen. Nur ungern hätte er die Franzosen geschlagen gesehen, denn, so schrieb er an Schiller: „Ein edler Enthusiasmus hat sich doch jetzt offenbar der ganzen Nation bemächtigt". Auch den Philosophen Fichte focht der Verlust deutschen Landes wenig an. „Glaubt Ihr," so fragte er 1793 spöttisch, „daß dem deutschen Künstler und Landmann so viel daran liege, daß der lothringische und elsässische Künstler und Landmann seine Stadt und sein Dorf in den geographischen Lehrbüchern hinfüro in dem Kapitel vom deutschen Reiche finden?"

Alle diese Männer vergaßen die politischen Grenzen des Staates, sie wußten, daß es (in kulturellem Sinne) eine Deutschheit und eine Nationalität gebe, aber sie wollten davon nichts wissen, daß eine „Staatseinrichtung" auch eine „Nationalanstalt" sein könne. Wie das ganze an die Zerüttung des Heiligen Römischen Reiches gewöhnte Geschlecht jener Tage,

waren auch seine Größten von nationalpolitischen Erwägungen, von Staatsgesinnung und Einheitsempfindung noch fern. Um diese zu entwickeln, mußten erst neue Geistesbewegungen und noch größere Erschütterungen des Vaterlandes kommen. Einstweilen stand gerade für die Hochgesinnten und Weitherzigen nur die weltbürgerliche Allgemeinheit in Frage, das Wohl und Wehe, der Rückgang oder Fortschritt der gesamten Menschheit. Der letztere aber erschien aufs innigste verknüpft mit der Erziehung und Bildung des Individuums zu wahrer Humanität.

In Frankreich war der Revolution mit ihrem Umsturz alles Bestehenden der Versuch mißlungen, den Staat der Not durch den Staat der Vernunft zu ersetzen. Er hatte nach Schillers Ansicht mißlingen müssen, weil er verfrüht war. Dem „praktischen Kosmopolitismus" wurde dieser durch solche Erfahrungen entfremdet. Indem er nun die Absicht eines unmittelbaren publizistischen Eingreifens in die politische Entwicklung aufgab, entzog er sich aber nicht, wie man gemeint hat, dem Leben und den öffentlichen Aufgaben durch eine Flucht ins Reich der Träume; sein nie ermüdender, niemals verzagender Geist nahm vielmehr den Kampf mit der Welt von einer anderen Seite auf, er bahnte sich einen neuen Weg zur Wirkung auf die Menschheit, die ihre Unreife und innere Unfreiheit durch ihre politischen Handlungen so erschrecklich bloßgestellt hatte. Der Bau einer wahren politischen Freiheit bleibt ihm „das heiligste der Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur, aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Charakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann". Eine Umwandlung der Seelen von Grund aus, eine Erziehung der Bruchstücksmenschen zu ganzen, vollen Persönlichkeiten muß der Errichtung des neuen Staates vorausgehen, da dieser nur aus einer Gesellschaft von Individuen hervorzugehen vermag, von denen jedes zu voller Selbstbeherrschung durchgebildet und darum der Mitherrschaft würdig ist. Politische Freiheit also ist das große Ziel, aber mit bloßer politischer Freiheit wird es nicht getan sein; dazu muß eine entsprechende soziale

Ordnung kommen. „Der Mensch", sagt Schiller, „ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll."

Es würde zu weit führen, wollten wir auch das Mittel prüfen, mit dem Schiller das Zeitalter aus seiner Verderbnis herausführen zu können glaubte. Dies war bekanntlich die ästhetische Erziehung des Menschen, ein Thema, das er in Briefen entwickelt hat, die die Summe seiner Existenz und die tiefsten Ergebnisse seiner jahrelangen philosophischen Studien enthalten. Niemand hat die Gefahren einer ästhetischen Erziehung weniger verkannt als Schiller; handelt doch davon eine besondere Schrift. Der Wert seiner Entdeckung bleibt ewig unverlierbar: die Vollendung des Menschen wird niemals durch einseitige Entwicklung einer Kraft, eines Triebes erreicht werden, sondern nur durch möglichste Hebung des gesamten Menschenwesens. Schiller lehrt, was er selbst erlebt hat, als ein reifer Mann, der die harte Selbstverständlichkeit der Dinge, aber auch die hohen Ziele und Möglichkeiten eines starken Willens kennt: das ideale Leit- und Gegenbild des vollen und ganzen Menschen, das er gegenüber allen Verkümmerungen des modernen Lebens aufstellt, steht in vollem Einklang mit seinem eigenen, zu solcher Höhe hinaufgeläuterten Wesen. Es ist ein aristokratisches Ideal, aristokratisch nicht im Sinne von Stand, Geburt und Reichtum, von Vorurteilen und selbstsüchtigen Interessen, sondern im Sinne edelnder Arbeit und inneren Wertes, die sich den ärmlichsten und schwierigsten Verhältnissen zum Trotz durchsetzen können. Dieser Idealismus ist also auch im edelsten Sinn demokratisch; er ist auch seinem innersten Wesen nach politisch, wie der ihm entspringende Erziehungsgedanke, da er nicht Schöngeister, sondern vollkommene Bürger des Staates heranbilden will. Allen, die das heilige Feuer dieses Idealismus hüteten und schürten, nicht am wenigsten Schiller, haben wir (nach einem Worte Heinrich v. Treitschkes) es zu verdanken, „daß es noch immer ein Deutschland gab, als das Deutsche Reich verschwunden war, daß die Deutschen mitten in Not und Knechtschaft noch an sich selber, an die Unvergänglichkeit deutschen Wesens glauben durften. Aus der Durchbildung

der freien Persönlichkeit ging unsere politische Freiheit, ging die Unabhängigkeit des deutschen Staates hervor."

Diesen Staat freilich konnte der Sohn einer Zeit, deren Bürger zu wirklicher politischer Tätigkeit noch nicht berufen waren, nicht erschauen und nicht beschreiben. Vorerst war es genug, daß er die einzelnen zum Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit gegenüber der Allgemeinheit erzog, daß er freudiges Handeln, Hingabe des ganzen Menschen an den Dienst der Idee und Aufgehen des Einzelwillens im großen Ganzen forderte. In den „Räubern" hatte der Dichter Gewalt gegen Willkür gesetzt und die verderbte Gesellschaft dem stürmischen Freiheitsbegehren seines großen Verbrechers geopfert; Marquis Posa, der das Jahrhundert seinem Ideal nicht reif gefunden, hatte sich auf sich selbst und die kommenden Geschlechter zurückgezogen; nun aber wollte der reife Denker, im Gefühl inniger Verbundenheit mit der Gegenwart, dahin wirken, daß das „Jahrhundert" sofort selbst die Arbeit der Selbstzucht in Angriff nehme, daß es die Verwirklichung der Idee versuche, selbst wenn damit „eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert" gegeben wäre. Von schwärmendem Schweifen in unbegrenzt wogenden Gefühlsweiten war so der Weg gefunden zur sittlich geordneten Realität, zur Erkenntnis bestimmter Ziele und Zwecke, deren Erfüllung entschlossene Tatkraft und männliche Begeisterung erheischten. Wie früher schon der Historiker, so führte nun auch der zum Drama zurückkehrende Dichter die Mitlebenden auf die großen Schauplätze geschichtlicher Taten und Manneskämpfe, erwies er ihnen die Großpolitik der Völker als einen vollwertigen Gegenstand des poetischen Bewußtseins, und gewöhnte so das im Kleinlichen lebende Volk, dem großen Atem der Geschichte zu stehen. Selber festgewurzelt im deutschen Boden, in der Enge kleiner Dorfstädte lebend, über Mitteldeutschland kaum hinausgekommen, durchwanderte er mit kühner Phantasie die Weiten der Erde und der Weltgeschichte; wie ein Eroberer überflog sein Geist die Schranken der Nationen, deren Ringen er durchprobte, und tauchte „auf des Denkers freigegebenen Bahnen" in den Kreis der ganzen Welt hinein. Er sah die Händel und Geschicke der Völker mit dem Seherblick, der alles weiß, was auf Erden geschieht, und weitete auch so

den verengten Horizont eines Volkes, dem schon bald große Aufgaben gestellt werden sollten. Er lebte als prophetisch mahnende, zu hohen Zielen treibende Stimme im lebendigen Teil seines Volkes, und was als dunkle Ahnung in der Volksseele webte und strömte, das schaute sein heller Blick voraus; was aus trüber Gärung zur Klarheit rang, das hat dieser Gewissenskündiger oft zu leuchtendem Ausdruck gebracht. Schon in seinen Jugenddichtungen kam, wie wir gesehen haben, diese Empfänglichkeit Schillers für das keimende Leben der Zeit zu überraschender Geltung. Wie eine Vorahnung kommender Schicksale und Heldentaten klingen uns seine Worte in der Einleitung zur Geschichte des Abfalls der Niederlande: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist auch unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Taten rufen." Auch im Wallenstein atmet der Geist der Zeit, auch er ist ein prophetisches Werk und wurde als solches von den Hellhörigen unter den Zeitgenossen (z. B. Charlotte von Kalb) empfunden. Das kampfbewegte Ende des 18. Jahrhunderts — der dämonische Korse, „des Lagers Abgott und der Länder Geißel, des Glückes abenteuerlicher Sohn, der, von der Zeiten Gunst emporgetragen, der Ehre höchste Staffel rasch erstieg und, ungesättigt immer weiterstrebend, der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel" — dies alles spiegelt sich deutlich im Wallenstein. Wenn solche Vorausdeutungen auch zufällig scheinen und auf bewußtes Streben nicht zurückzuführen sind, so entspringen sie doch den tiefsten Quellen, einem ahnungsvollen Erfassen der in der Zeitgeschichte wirkenden Kräfte. Diesem historisch-politischen Sinn aber, der so scharfe Witterung für die allen Bewegungen zugrundeliegenden Kräfte besaß, konnte es auf die Dauer nicht verborgen bleiben, daß unter den Mächten, die alles Menschsein und Menschwerden bedingen, keine stärker ist als das Volkstum; daß in ihm wie in dem edlen Selbstgefühl der Nationen der gesunde Boden ist für jedes menschliche Gedeihen; daß jeder einzelne mit ehernen, naturhaften Banden an ein bestimmtes Volk gebunden und nur durch diese Mitte Glied der Menschheit ist; daß der Adel freier Menschenbildung

nur in einem freien Volke erblühen kann und daß nur aus der kräftig gewahrten und entwickelten Eigenheit der Völker, auf dem Grunde der Natur, die große, ferne Idee eines Bundes aller Völker ihrer Verwirklichung entgegenzureifen vermag.

Wie wurde nun der Vaterlandsgedanke, die nationale Idee in dem Dichter wieder lebendig, der, gleich den Besten und Größten seiner Zeit, dem Ideal eines schrankenlosen Weltbürgertums lange ausschließlich gehuldigt hatte, dem so etwas wie Nationalstolz als eine kleinliche, großer Geister unwürdige Beschränktheit erschienen war? In dem Gemeinzustande des in Hunderte von „Vaterländern" und Zufallsstaaten zerrissenen Heiligen Römischen Reiches war nichts gegeben, was dem Drang ins Weltbürgerlich-Weite nachhaltig hätte als Gegengewicht dienen können. Wie so oft das nationaldeutsche Empfinden auch noch unserer Tage, wurzelte auch Schillers wachsendes Gefühl für die alle Deutschen umfassende Nation in einem starken stammheitlichen Bewußtsein, in einer angeborenen natürlichen Liebe zur engeren Heimat. Der einem altwürttembergischen Geschlechte Entsprossene ist immer ein guter Schwabe gewesen, voll treuer Anhänglichkeit an sein Schwabenland und dessen, wie er sagt, „gutartige und kraftvolle Rasse". „Die Liebe zum Vaterland ist sehr lebhaft in mir geworden, und der Schwab, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig", schrieb er im Juli 1793 an seinen Freund Körner. Gerade über dieses engere Vaterland aber flutete seit der Mitte der neunziger Jahre immer gewaltiger die Verheerung dahin, und die Sorge um das geliebte Heimatland ließ nun das Herz Schillers nicht mehr zur Ruhe kommen. War der deutsche Schriftsteller unter dem Eindruck der revolutionären Entartung in Frankreich, durch den Gegensatz romanischen Wesens zum Bewußtsein und zur Aussprache seiner germanisch-innerlichen Auffassung großer Kulturfragen gedrängt worden, so wurde nun aus dem Grunde seiner unverwüstlich deutschen Persönlichkeit in einer Kreuzung von Freiheitsbewußtsein, politisch-historischer Erkenntnis und Heimatgefühl der Vaterlandsgedanke neugeboren. Schon 1788 war Schiller zu seiner Übersetzung der Euripideischen Iphigenie in Aulis deshalb bewogen worden, weil ihn die große

sittliche Idee freiwilliger Aufopferung für das Vaterland zu der Heldin hinzog, und die Worte des der Heimat beraubten Königssohnes Polynices „Zum Vaterland fühlt jeder sich gezogen" hatten bei der Lektüre der Phönizierinnen in dem Herzen des Flüchtlings einen schmerzvollen Widerhall gefunden. Aus eigenem Erleben erklingt der neue Ton der Vaterlandsliebe bei Schiller zuerst in einem Gedicht, das wir als ein Erzeugnis seiner wieder mächtiger sich regenden Liebe zur engeren Heimat ansehen dürfen, im Spaziergang:

> Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schlägt in tausend
> Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
> Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
> Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.

Und immer mehr erfüllte sich der Freiheitsdichter, während sein Geist ganz auf die vergangene historische Welt gerichtet war, mit dem Pathos der gegenwärtigen Ereignisse, die schicksalsgewaltig über Völkerleid und Völkergröße entschieden. Die Arbeit am Wallenstein schärfte Schillers Blick auch für das verwandte Treiben seiner Zeit. In der vorgestellten Welt seiner Dichtung wird der Vaterlandsgedanke lebendig. Der vaterländische Ton erklingt im Prolog zum Wallenstein, er macht sich geltend im Gewissen des Helden selbst, der nicht von sich sagen lassen möchte, daß er „Deutschland zerstücket hab', verraten an den Fremdling", er glüht auf im Lied von der Glocke und wächst in der Jungfrau von Orleans flutend an zu einem Hochgesang auf Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre. Jedem vertraut sind die Verse, in denen zum ersten Male eine stolze Empörung und ein heiliger Zorn hervorbrechen, schlagende Worte, die mit Wucht an den verschütteten Quell nationalen Empfindens pochen, die ein gesunkenes, zersplittertes Volk zum Gefühl seiner Kraft und Ehre wieder aufrichten. Diesem wirkungsvollen Bild der aus ungebrochenem Volkstum erwachsenden Erlösungskraft liegt sicherlich keinerlei Tendenz zugrunde, keine bewußte Absicht des Dichters, seinen Zeitgenossen etwa eine patriotische Lehre zu geben. Sein Ziel ist die ästhetische Empfindung, die Wirkung auf das Gemüt durch Darstellung großer, erhebender Ereignisse. Aus der Stimmung, die Schillers Werk hat schaffen helfen, ist später dem deutschen Volk ein neues,

besseres Selbstbewußtsein gereift. Wie die Jungfrau selbst aus dem Staube leichtfertigen Hohnes, den Dichter wie Voltaire über sie ausgeschüttet, emporgerichtet ward, so ward auch der Vaterlandsgedanke, den sie verkörpert, aus der Nacht der Vergessenheit wieder ans Licht gehoben. Gottgewollt und der Natur entsprechend, wie das jungfräuliche Heldenwerk, das lernte man dann verstehen, ist auch die scharf begrenzte Eigenart der Völker, und heiligstes Recht und höchste Pflicht einer Nation ist der Kampf für Volkstum und Vaterland, für den Boden, auf dem allein die Kraft der freien Persönlichkeit und die Ernte der allgemeinen Menschheit reifen kann.

Damit ist aber der Kreis von Schillers politischem Vorstellen und Empfinden noch nicht völlig umschrieben. Wir besitzen unter seinen dramatischen Entwürfen den Plan zu einem Themistokles; da findet sich zur Bezeichnung der Stimmung, in die diese Tragödie getaucht werden soll, der Satz: „Inniges Bürgergefühl gegenüber einem ruhmvoll wachsenden Staat, Begeisterung für das öffentliche Leben." Ganz unmittelbar ist da also die Absicht des Dichters ausgesprochen, eine politische Existenz zu gestalten, die zu allen weltbürgerlichen Träumen in schneidendem Widerspruche steht: der nationale Gedanke erscheint als der Träger und Inbegriff alles menschlich Wertvollen, die bürgerliche Gemeinschaft als berechtigt, jede Kraft und alle Liebe des einzelnen für sich in Anspruch zu nehmen. Dem überschwellenden Tatendrang der ehrgeizigen Persönlichkeit wird damit ein Ziel gewiesen, das den Deutschen jener Tage ganz aus dem Bewußtsein geschwunden war. Die Freude am Staat, die Leidenschaft mannhaften Wirkens für die Volksgenossenschaft soll verherrlicht werden, ein Glück also und eine Tugend, zu deren vollwertiger Erkenntnis die in politischen Jahrhundertschlummer Versunkenen erst durch den Druck der Fremdherrschaft und den Donner der Freiheitskriege aufgeweckt worden sind.

Was in diesem Entwurfe nur geplant ist, hat in Schillers letztem vollendeten Drama, im Wilhelm Tell, seine Ausführung gefunden. Hier erleben wir, wie ein zersplittertes Volk zum einheitlichen Volke wird, wie ein von außen und innen bedrücktes Naturvolk zum Selbstbewußtsein erwacht und zur Selbstbefreiung schreitet, voll Demut vor den waltenden Ge-

setzen, erfüllt von Ehrfurcht vor dem Gewordenen und aufglühend in freudigem Opferwillen für das gemeinsame Heil. Der Akt politischer Befreiung ist zugleich eine Tat sittlicher Selbstbeherrschung — dieses Volk ist reif für den lebendigen Anteil am Staate, es hat sich aus eigener Kraft, im verantwortungsvollen Bewußtsein seiner Pflichten und Rechte, zur Würde freien Bürgertums erhoben. Mit dem Erwachen des Volkstums aber, das sich selbst seine Freiheit schafft, nimmt der Freiheitsgedanke auch die entschieden nationale Wendung. Daher der Mahnruf: „Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an, hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!"

Daß auch in dem Dichter selbst, nicht bloß in seinen Dichtungen während der letzten Lebensjahre eine neue, deutsche, nationale Gesinnung lebendig geworden ist, dafür besitzen wir mancherlei Zeugnisse. Seinen Stolz auf die Würde der deutschen Kunst, auf die Selbständigkeit der deutschen Dichtung gab er gerade in den Zeiten des vaterländischen Niederganges in manchen Versen Ausdruck; durch den Verkehr mit Ausländern, wie Frau von Staël, fühlte er sich stets aufs neue in seiner Deutschheit bestärkt. Zu Napoleon stand Schiller anders als Goethe, der in dem Feinde des Vaterlandes nur die geniale Persönlichkeit sah. Als alle Welt dem Zauber des siegreichen jungen Heerführers sich gefangen gab, ließ sich Schiller von dem neuen Gestirn nicht blenden. „Dieser Charakter ist mir durchaus zuwider", war und blieb sein Urteil trotz des Versuches, sich für den „Helden der Zeit" irgendwie zu interessieren. Die Folgezeit hat dem Mißtrauen Schillers nur zu recht gegeben. Er selbst zwar sollte die schlimmsten Zeiten nicht mehr erleben, aber er sah noch den „republikanischen Helden" nach Krone und Purpur greifen, er sah ihn zum allesbeherrschenden Tyrannen sich auswachsen und erlebte die entscheidenden Akte in dem jammervollen Drama deutscher Selbstzerstörung und Selbstentwürdigung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Gerade aus diesen Zeiten besitzen wir von Schiller ein merkwürdiges Schriftstück, das dafür zeugt, daß ihm auch im politischen Jammer seines Volkes, trotz des Zusammenbruchs einer tausendjährigen Welt, der Glaube an die Würde deutschen Wesens, an die große Bestimmung der Nation nicht abhandengekommen ist. Ja, je tiefer diese gesunken scheint,

desto siegesgewisser erhebt sich des Dichters Zuversicht; selbst am Grabe des Reiches pflanzt er die Hoffnung noch auf:

Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn.

Auf die Frage: „Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen — darf er sich fühlen nnd mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?" — auf diese Frage antwortet Schiller voll stolzen Vertrauens in die noch schlummernden Volkskräfte: „Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kampfe hervor, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich [man vergesse nicht: es war das alte, heilige römische, das morsche, zerfetzte Reich] und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupte seiner Fürsten. Abgesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium untergegangen, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt im Charakter der Nation. Dieses Reich blüht in Deutschland, es ist in vollem Wachsen, und mitten unter den gotischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus." Indem er die bedrückten Brüder an das erinnert, was ihr Volk in guten Tagen geleistet:

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach,

indem er sie stolz macht darauf, daß vor allem in ihrer Sprache das Tiefste und Flüchtigste, Geist und Seele, ausgedrückt sei, richtet er die Gedemütigten auf. „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen," ruft er den Deutschen stolz tröstend zu, „die Zukunft Europas liegt in Deutschland!" Er warf den kühnen Gedanken hin:

Des Deutschen Tag wird scheinen,
Wenn der Zeiten Kreis sich füllt,

und setzt erklärend hinzu: „So wie er in der Mitte von Europens Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Mensch-

heit . . . . Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte; doch der Tag der Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit. Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden. Das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen." Darum:

Ew'ge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angeborne Krone
Seines Menschenadels schmäht,
Der sich beugt vor fremden Götzen,
Der des Briten toten Schätzen
Huldigt und des Franken Glanz.

In diesen Mahnrufen zur „Deutschheit" ist nichts von ängstlich sich abschließender Beschränktheit. Die vaterländische Idee vereint sich vielmehr im Bewußtsein Schillers trefflich mit allumfassendem Bildungsstreben. Die Kluft zwischen dem nationalen Patriotismus und dem weltbürgerlichen Humanitätsgedanken löst sich in der erhabenen Gleichung, daß die deutsche Nation die eigentliche Menschheitsnation sei. Denn: das ist eben des Deutschen hoher Beruf, in völkisch bedingter, persönlicher Kultur zugleich das Ideal des Weltbürgertums zu erfüllen, den reinsten Spiegel der Menschheit zu bilden. Darum soll er nichts von allem, was menschlich gut und schön ist, von sich fern halten, sondern das Beste und Erhabenste von fremden Völkern empfänglichen Geistes sich aneignen. Dann wird seine Kultur die Entwicklungen aller anderen Nationen in sich einschließen, dann wird sie sein wie ein mächtiger Baum, festgewurzelt, im Kern gesund, mit breit ausladender, in die Lüfte reichender Krone.

Ein Zug in diesem Glaubensbekenntnis könnte uns, die wir in ein festgefügtes nationales Staatswesen hineingeboren sind, wie eine Vermessenheit oder wie ein bloßer Irrtum anmuten: es ist der Gedanke, der auch in dem Xenion „Deutscher Nationalcharakter" ausgedrückt ist:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!

Was uns ein Irrtum scheint, der Gedanke, daß die Kultur und der Charakter einer Nation unabhängig sei von ihren politischen Schicksalen, war für die Großen jener Zeit, für Goethe so gut wie für Schiller, für Fichte nicht minder als

für Wilhelm v. Humboldt, für diese beiden wenigstens in den Jahren vor 1806, eine Wahrheit von religiöser Kraft. Jene Geister mußten eben ganz in der Höhe leben, einmal befreit von dem Drucke der störenden Wirklichkeit, um jenen Gemüts- und Geistesschatz ausbilden zu können, der für die folgenden, der Wirklichkeit wieder zugedrängten Geschlechter eine unversiegliche Quelle der Verjüngung werden sollte. Jener Mangel war eine notwendige Voraussetzung der Arbeit des klassischen Zeitalters: das Individuum „mußte", wie Friedrich Meinecke in seiner Schrift „Das Zeitalter der deutschen Erhebung" sagt, „erst in sich ausgeweitet und geschmeidig gemacht werden, um das reale Leben in der Mannigfaltigkeit seines Inhalts und seiner Anforderungen in sich aufnehmen und bewältigen zu können".

Daß Schiller übrigens, gleich Fichte und Wilhelm v. Humboldt, den Weg zum konkreten Staate gefunden, daß er die Notwendigkeit einer neuen, festen Staatsform für den Dauerbestand des idealen Gutes unter der wachsenden Not der Fremdherrschaft erkannt und bekannt hätte, dafür bürgt uns sein realpolitischer Geschichtsblick, sein männlicher Sinn, seine im Tell und in anderen poetischen Bekenntnissen bewährte Gesinnung. Er wäre der erste gewesen, der von der Knechtschaft zur Freiheit, vom ohnmächtigen Gewährenlassen und vom schlaffen Dulden zum Wollen und zur Tat mit Einsetzung aller Kräfte gerufen hätte. Als im August 1813 Schillers Söhne an dem großen Befreiungskampfe teilzunehmen zauderten, da schrieb Frau Karoline v. Humboldt an ihren Gatten, der sich in den Jahren der Not vom Weltbürger zum Patrioten, vom beschaulichen Selbstbildner zum handelnden Staatsmann entwickelt hatte: „Der Vater dieser jungen Leute wäre selbst mitgegangen, lebte er noch und hätte einen Rest von Gesundheit."

Doch, wie dem auch sei: der Geist Schillers blieb lebendig und beseelte ein junges Geschlecht von Sängern und Helden mit der Kraft des Widerstandes, des Selbstvertrauens und des Opferwillens. Die patriotische Poesie, die bald nach des Dichters Tod, im Jahre 1806, wieder erwachte und mit der wachsenden Not brausend anschwoll, erklang im Tone Schillerschen Aufschwunges, sie nahm wieder teil an den

großen, allgemeinen vaterländischen Bewegungen. Allen voran aber, an dichterischer Kraft und gewaltiger Leidenschaft die ganze Schar überragend, stürmte ein Einziger, Eigener und Einsamer, — Heinrich von Kleist. In seinem kurzen Leben drängt sich noch einmal die ganze Entwicklung vom schwärmenden Weltbürgertum zum leidenschaftlichen Erfassen des Vaterlandsgedankens zusammen und in seinem Schaffen strahlt der leidenschaftlich durchlebte Konflikt zwischen den Rechten der einzelnen Persönlichkeit und den Forderungen des Staates wieder. Der junge Kleist hat so leidenschaftlich, wie nur irgend ein Stürmer und Dränger der vorhergehenden Generation, alle Rousseaustimmungen, die Sehnsucht nach Natur und Freiheit, durchlebt, sich als Weltbürger gefühlt und unter den Fesseln des Herkommens gelitten. Mit seiner ganzen heißen Seele rang er nach Wahrheit, war er auf Bildung, auf Entwickelung und Vervollkommnung der eigenen Seele bedacht. Aber die Idee des Volkstums und ihr Recht, das Vaterlandsgefühl und der Staatsgedanke, alles das, was Schiller nur allmählich und oft nur ahnungsweise erfaßt hatte, was Gelehrte wie Arndt und Fichte auf den weiten Umwegen des Nachdenkens sich erobern mußten, das besaß dieser Sprößling eines alten brandenburgischen Soldatengeschlechts im tiefsten Grunde seines Gemütes von Haus aus. Schon 1805, als noch alles in trügerischer Sicherheit sich wiegte, fühlte er mit Schmerz und Ingrimm das Unglück des Vaterlandes voraus, und er liebte dieses Vaterland, weil es sein Vaterland war. Aber selbst nach dem Zusammenbruch, als er so schwer wie nur irgend einer unter der Schmach Preußens litt, erschienen ihm Kunst und Leben noch als zwei entgegengesetzte Pole. Seine Dramen „Amphithryon", „Der zerbrochene Krug" und „Penthesilea" sind von jedem politischen Pathos noch völlig unberührt. Da, auf einmal, als die politische Gärung in Deutschland und Österreich durch die spanische Erhebung einen mächtigen Anstoß erhalten hatte, sprang Kleist mit seiner „Hermannsschlacht" auf die politische Bühne, mit jener Tragödie des Feindeshasses und der Vaterlandsliebe, in der das lebendigste Zeitempfinden mit poetischer Gestaltungskraft den innigsten Bund geschlossen hat. Der Dichter wird zum Agitator und Propheten, ohne irgendwie auf die

Würde des Künstlers zu verzichten. Wie ein Volk sich befreit von aufgedrungener Fremdherrschaft, das ist, wie von Schillers Tell, das Thema der Hermannsschlacht, deren Held freilich von ganz anderen Leidenschaften bewegt ist als der Schillersche. Der willensstarke, zielbewußte, mit allen Mitteln das vaterländische Heil erstrebende Realpolitiker der modernen Zeit ist da schon vorgebildet. Und das Thema der Hermannsschlacht wird dann variiert in einer Reihe von Liedern und Schriften, unter denen die gewaltige Hymne „Germania an ihre Kinder" an elementarem Pathos der Rache und des Hasses alle anderen übertrifft. Für die Form dieser Ode ist Schillers Lied „An die Freude" das Vorbild gewesen, jener Hymnus, in dem der feuertrunkene Weltbürger die Millionen liebend umschlingt. Kleist aber läßt die Empfindungen seiner Volksgenossen alle in einem mächtig flutenden Strome zusammenschmelzen: das Vaterland und nur das Vaterland — dafür gilt es zu leben und zu sterben in dem Kriege gegen den verhaßten Überwinder. Und schließlich erscheint als das letzte Ergebnis der Selbsterziehung Kleists, „wie ein ergreifendes Symbol großer historischer Wandlungen", das reifste Drama des Dichters, sein „Prinz von Homburg": zwischen Gesetz und Willkür, zwischen Staatsgebot und persönlichem Gefühl erhebt sich der alte Widerstreit, aber der Träumer, der da zum Manne reift, wird auch aus einem bloß instinktiv und blind Gehorchenden ein seiner selbst sicherer Diener des Staatsgebotes. Die Sehnsucht aller aber nach der Befreiung Preußens von der Fremdherrschaft löst sich in das Wort: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!"

So stellte der zum Patrioten gewandelte Kosmopolit seine Muse ganz in den Dienst des mit voller Bewußtheit erfaßten nationalen Gedankens. Vom Weltbürgertum zum Vaterland war der letzte entscheidende Schritt getan, von Rousseau zu Bismarck war die Bahn eingeschlagen. Daß aber in Kleist, diesem preußischsten aller deutschen Dichter, dem Verherrlicher brandenburgischen Soldatengeistes und Waffenruhms, zugleich der freie Geist der deutschen Bildung, das große Erbe der idealistischen Zeit, lebendig war, erscheint uns heute wie ein glückverheißendes Symbol. Die beiden Mächte der deutschen Geschichte, aus deren gegenseitiger Ergänzung und Durch-

dringung schließlich der deutsche Staat hervorgehen sollte, feierten in der Gestalt Kleists zum ersten Male eine herrliche Allianz. Unter seinen Zeitgenossen stand er, ein Zufrühgekommener, einsam und unverstanden. Allmählich nur, aber um so fester hat sich seine Bedeutung ins Bewußtsein der Nation eingeprägt. Uns ist es heute gewiß: wenn wir Schiller danken für alles, was er unserem Volke auf dessen Werdegang zur Nation bedeutet hat, so dürfen wir des eigenwilligen Jüngeren nicht vergessen, dessen mächtige Dichterseele kein glühenderes Verlangen trug, als dem Staate und der Nation sich darzubringen. Kleist fiel, wenn auch von eigener Hand, als ein Opfer im Vorkampfe für Vaterlandsgröße und Vaterlandsfreiheit.



III.

Aus den Fachabteilungen.





Théophile Gautier.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstags (30. August 1911).

Von Dr. Moritz Werner in Frankfurt am Main.

Théophile Gautier! — Weiß heute, wußte jemals die bücherlesende Menge bei uns und am Ende auch in Frankreich von diesem literarischen Gottesstreiter viel mehr als den Namen? Und doch verdient er in den Tagen, da er vor just hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, gefeiert zu werden im Lande seiner Muttersprache nicht nur, deren Schrifttum er beherrscht und bereichert hat wie kaum ein Moderner, sondern auch über dessen Grenzen hinaus.

Denn der gute Kampf, den er kämpfte, hat die ganze Welt zum Schauplatz, hat zum Zeitraum die Ewigkeit, so weit unser Geschlecht sie auszufüllen vermag. Ein Feind der Menschheit oder besser des Menschentums war es, gegen den Théophile Gautier eine allzeit scharf geschliffene, mit tausend Lichtern blitzende Klinge schlug. „In philistros!" so strahlte es in mächtigen Goldbuchstaben von seinem Panier, auf dem man sich im übrigen die Wappen nicht zahlreich, die Farben nicht bunt genug vorstellen kann, wenn ihnen nur der Verdacht fernbleibt, engherzig ein bestimmtes Land oder gar eine politische Partei bedeuten zu sollen.

Zwar agitierte im Revolutionsjahr 1830 keiner lärmender und kräftiger als Gautier. Aber ihn lockten nicht die Gewehrsalven der „drei glorreichen" Julitage: mit der garde nationale, der unschön uniformierten, deren Dienst er später ähnlich wie sein „erlauchter Freund" Balzac meistens versäumte, auf die Gefahr hin, ihr Arrestlokal beziehen und mit berühmt ge-

wordenen Wandillustrationen verzieren zu dürfen, wollte er sicher schon damals weder als Freund noch als Feind irgend etwas zu tun haben. Die Freiheit, die er meinte, hatte er fünf Monate vorher in einer rauch- und pulverlosen Schlacht verteidigen und erobern helfen. Damals waren die Parkettsessel des Théâtre-Français die Barrikaden, auf denen man stand, die Losung hieß: „Hernani", und Sieger blieb nicht sowohl Victor Hugo, als das ganze Heer von Errungenschaften, das sich für den Franzosen jener Tage um den Zaubernamen „Romantisme" scharte. Zu sprengen galt es die Fesseln, die akademischer Zwang auf Schritt und Tritt für die Regungen dichterischer oder künstlerischer Individualität bereit hielt; bei aller liebevollen Versenkung in die Geistesschätze der eigenen nationalen Vergangenheit sollten doch die Tore weit für die Einflüsse fremder, auch der entlegensten Kulturen geöffnet werden; namentlich aber hatte man einen wahren Heißhunger nach Kolorit, Kolorit in der Malerei, Kolorit in der Musik und Kolorit — in der Dichtkunst. Wie eine Verkörperung gerade dieser Tendenz ragt da unter den jungen Leuten, die, von dem neuen Drama zu lautem Beifallsgeschrei begeistert, die Fäuste gegen die Logen ballten, weil dort noch Anhänger der epigonenhaft gewordenen klassischen Tragödie sitzen mochten, einer hervor, dessen Gestalt bis zu den Hüften von einem seltsam an Mittelalter oder Renaissance gemahnenden rosafarbenen Gewandstück umschlossen ist: eben unser Théophile Gautier. Durch solchen Aufzug erreichte er schon äußerlich an jenem Abend, so ernsthaft ihm dessen Ereignis am Herzen lag, das, worauf er es damals wie immer in erster Linie abgesehen hatte, was der stille und oft auch lautgewordene Triumph seines Lebens und seines Werkes geblieben ist: épater le bourgeois — auf deutsch etwa: dem Philister ein Bein stellen.

Mit dem Philister wollte „Théo" nichts, aber auch gar nichts gemein haben, nicht einmal seinen Gott, und da er, von Hause aus ein keineswegs transzendental veranlagter Mensch, überhaupt keinen Gott hatte, so schwor er auf Viktor Hugo. Er kam dabei scheinbar insofern zu kurz, als er es mit allen jenen Forderungen viel zu gewissenhaft nahm, die „der Meister" als ein mehr theoretisches Programm seiner eigenen machtvollen Dichterpersönlichkeit auf den Leib geschrieben hatte.

Aber nur scheinbar! In Wirklichkeit bedeutete es für Gautier einen unverkennbaren Gewinn, daß er, statt in Vers oder Prosa eine bloße Kulissengotik nach viel zu späten literarischen Angaben zurecht zu pinseln, sich an der Lektüre noch echt mittelalterlicher Historiendichter versuchte, wie sie die allerjüngsten Bemühungen der Gelehrten eben zugänglich zu machen begannen. Selbst mit den Liedern provenzalischer Troubadours konnte er zustande kommen, weil ihn mit deren Sprache, der des gallischen Südens, der langue d'oc, die Erinnerung an die gascognische Redeweise in der Gegend seiner Geburtsstadt Tarbes im Pyrenäengebiet verband, wo er die ersten Jahre der Kindheit zugebracht hatte. Weit besser kannte er sich unter den Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts aus, namentlich unter solchen, die ihm mit Unrecht vergessen schienen: stolz durfte er hier von seinen „literarischen Ausgrabungen" sprechen, die aber, als er ihre Ergebnisse in den Charakteristiken der beiden Bände „Les Grotesques" (1844) buchmäßig verwertete, längst gemacht waren. Denn daß er in solchen Autoren bewandert war, daß er sich auch in der römischen Literatur umgetan hatte, ganz besonders in dem Teil, den das Gymnasium seinen Schülern vorzuenthalten pflegt, das verriet leise schon das Erstlingsbändchen seiner „Poésies" vom Jahre 1830.

Gerade in den blutigen Julitagen ließ er es erscheinen — kennzeichnend genug für einen Verfasser, der sich nicht im geringsten um das Publikum und seine Aufmerksamkeit kümmerte. Seine Gedichte zeigen allerdings auch — und viel deutlicher — den Einfluß der von Gautier schon als Meister proklamierten Führer der neuen literarischen Bewegung, den Einfluß eines Vigny, Victor Hugo, Sainte-Beuve und Musset. Aber noch ein drittes Element kommt bereits zur Geltung, das Gautiers dichterischer Eigenart fortan immer mehr und schließlich für die Dauer ihr Gepräge gegeben hat. Die einzelnen Nummern des Büchleins sind meist Landschaften und Intérieurs — der Verfasser selbst hat in späteren Ausgaben solche Sammeltitel für sie gewählt — sind Phantasiebilder oder Architekturstücke. Auch wer sonst ohne biographisches Interesse liest, wird hier leicht zu der Frage gedrängt, ob der junge Dichter nicht von der bildenden Kunst herkomme.

Tatsächlich hat Gautier in einem bekannten Atelier, das er schon als Gymnasiast zu besuchen anfing, eine ganze Zeitlang Malerei studiert, zunächst mit der ausgesprochenen Absicht, aus ihr seinen Beruf zu machen. Es haben sich auch — und nicht bloß aus so frühen Jahren — Produkte seines Pinsels, seines Zeichenstifts und seiner Radiernadel erhalten, und sein Schwiegersohn Bergerat hat sie katalogisiert. Ob es gute oder schlechte Sachen sind oder auf die Dauer geworden wären, darüber ließe sich wohl streiten. Auch bei der Frage, welches von jenen drei Werkzeugen dem Künstler am meisten lag, würde man vielleicht nicht über ein Schwanken hinauskommen. Kein Zweifel aber — Gautier selbst hat das glücklicherweise bald eingesehen — kann wegen des Materials bestehen, in dem es Théophile durch angeborene Begabung, wie kraft steter, selbsterzieherischer Arbeit geradezu bestimmt war, ein Bildner ohnegleichen zu werden: es war die Sprache und der Vers. Selbstgefertigte Stilleben, Akte, Veduten oder Portraits konnten ihm dafür zwar Auge und Herz schulen und haben es mit großem, ganz unverkennbarem Erfolge getan: aber Hand und Kopf verlangten nach dem Schreibtisch. Über diesem jedoch blieb, so möchte man meinen, wie ein Memento, das ihn noch oft wehmütig an den Jugendplan zurückdenken ließ, die Palette aufgehängt: was sie vor der Staffelei schuldig geblieben sein mochte, an Kraft, an Sattigkeit und Glut, das schien von jetzt ab seiner Unterhaltung, wie Bekannte versicherten, eingegeben, vor allen Dingen aber seiner Feder, die dabei für die Schärfe der Umrisse und das plastische Herauswölben der Formen ein übriges tat. Das Malerpoetentum in diesem Sinne, bei untadeligster Reinheit der Schreibweise, ist recht eigentlich der Stempel von allem — Vers wie Prosa —, was Gautier in seinen besten Tagen geschrieben hat. Es ist die Eigentümlichkeit, die uns wieder über des Dichters Originalität beruhigt, wenn wir sie gelegentlich einmal vermissen, wo er etwa allzusehr mit der Byronmaske kokettiert oder eines der zeitgenössischen Vorbilder unter seinen Landsleuten etwas nahe streift, wie in manchen Strophen des „Albertus" vom Jahre 1832.

Denn fruchtbar streute er seine Dichtergaben, zumal während der dreißiger Jahre, aus: kaum hatte er die vierte Lebensdekade hinter sich, so waren die drei stattlichen Versbände ge-

füllt, die wir von ihm besitzen, und doch konnte er im dritten und köstlichsten, den „Emaux et Camées" die künstlerische Vollendung nur wahren, aber nicht übertreffen, die bereits 1838 mit dem prachtvollen Zyklus der „Comédie de la Mort" erreicht war. Gerade in dieser nämlich finden wir, wenn auch nicht Tiefe und Fülle, so doch wenigstens Erhabenheit der Gedanken, die wir sonst hinter der schöngestalteten Fassade manches Gautier'schen Reimgebäudes vergeblich suchen.

Auch mehr oder weniger ungestüme Ausbrüche der rein persönlichen seelischen Empfindung sind bei ihm etwas Seltenes. Man hat diese negativen Merkmale oft genug hervorgehoben, eher und nachdrücklicher noch auf befreundeter als auf feindlicher Seite. Diejenigen, die ihn der Kälte und Herzlosigkeit zeihen, treten, namentlich in Frankreich, gänzlich zurück denen gegenüber, welche voll Bewunderung ihn als „impassible" (etwa: leidenschaftslos) preisen. Denn die letzteren haben im buchstäblichsten Sinn Schule gemacht, und die Mitglieder der école parnassienne, zu der ja Théophile Gautier gewiß von den Romantikern hinüberleitet, beriefen sich stets auf ihn, mochten sie auch Vers und Reim eingestandenermaßen nur zu „Seiltänzersprüngen" verwenden. Übrigens trifft es gar nicht zu, daß Gautier die Äußerung dessen, was in seinem Inneren vorging, ein für allemal aus seinen Gedichten verbannt habe. So tragen eine Reihe „Elegien" der frühesten „Poésies" ziemlich stark den Charakter eines ihm wirklich nahegehenden Liebeserlebnisses, das jedoch mit einer schlimmen, vom Dichter schmerzlich gefühlten Enttäuschung abgeschlossen zu haben scheint. Später sind zwar keineswegs die Spuren alles Wahren, alles wirklich Durchgemachten in seinen Werken verwischt; aber mit wenigen Ausnahmen schreibt er nun eigentlich keine Liebespoesie, sondern erotische Verse; statt himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt, aber immer innig und keusch zu singen, malt er mit den Tönen und Linien eines Giorgione oder Rubens die Reize seiner Freundin, und an die Stelle der Herzensergießung tritt der Dithyrambus des rein sinnlichen Genusses. Daß eine frühe Verbitterung diesen Wechsel hervorgerufen hat, ist nicht unmöglich, aber sehr wenig wahrscheinlich. Ganz gewiß jedoch mußte einen Gautier, diese kräftige, vollblütige Natur, seine geistige Veranlagung dahin

drängen, mit Göttersinn und Menschenhand das Erlebte — und nur am farbigen Abglanz hatte er das Leben — künstlerisch so zu gestalten, wie er es nun einmal mit den für ihn schier unerschöpflichen Mitteln gebundener und ungebundener Rede getan hat. Von ihm Lyrik, gleichviel in welcher dynamischen Schattierung, aber eigentliche Lyrik — „pas la couleur, rien que la nuance!" — verlangen, hieße, so würde er selbst etwa sagen, vom Vogel verlangen, daß er blüht und von der Rose, daß sie singt.

Dann bliebe nur noch die Frage nach dem Zweck solcher Poesie, eine Frage allerdings, die nur ein „Philister" stellen wird. Aber Gautier, der ja dem Philister besonders gern den Mund stopft, ist die Antwort nicht schuldig geblieben. „A quoi cela sert-il? — Cela sert à etre beau. — N'est-ce pas assez? comme les fleurs, comme les parfums, comme les oiseaux, comme tout ce que l'homme n'a pu détourner et dépraver à son usage. — En général, dès qu'une chose devient utile, elle cesse d'être belle. — Elle rentre dans la vie positive, de poésie elle devient prose, de libre, esclave. — Tout l'art est là. — L'art, c'est la liberté, le luxe, l'efflorescence, c'est l'épanouissement de l'âme dans l'oisiveté. — La peinture, la sculpture, la musique ne servent absolument à rien." Hier wird — Ende 1832 — deutlich und unumwunden das Evangelium des l'art pour l'art verkündet. Keiner hat den Gedanken so früh und so kühn ausgesprochen, keiner vor allen Dingen ihn so konsequent und begeistert in die Tat umgesetzt wie Théophile Gautier, und das muß ihm noch in unseren Tagen und darüber hinaus unvergessen bleiben. Daß er dabei so gut wie gar nicht mit dem Schlagwort selbst operiert, kann sein Verdienst nur erhöhen, nicht schmälern. Schlagwörter sind immer gefährlich, und dieses macht keine Ausnahme von der Regel. Bald genug ist es mißdeutet und kommt dann nur dem Snobismus und dem kaltherzigen Ästhetentum zugute. Aber das fällt kaum ins Gewicht gegenüber dem Segen, den der Grundsatz bei Schöpferischen und Kritisierenden gestiftet hat, seit man sich seiner bewußt geworden ist. Manche vortreffliche Leistung der Kunst unserer Aera verhält sich zu der Theorie des l'art pour l'art zwar nicht wie ein Produkt — bei welchem aus

innerer Notwendigkeit entstandenen Werk wäre so etwas möglich? — aber doch wie eine glänzende Bestätigung. Vor allem jedoch ist das l'art pour l'art, wenn es das Unechte noch auf keinem Gebiet hat retten können, doch auch nie an irgendeinem Meisterstück menschlichen Könnens zuschanden geworden. Läßt sich besseres von irgend einer jener ästhetischen Formeln sagen, die alle so prekär sind, weil sie immer auf der Messerkante schweben? Schließlich statuiert diese ja nur die absolute Souveränität der Kunst, die unbestreitbare Tatsache, daß der begnadete Künstler alles adelt, was er sich zur Aufgabe macht, und daß es keinen Stoff und keinen Gegenstand gibt, der nicht behandelt oder gestaltet werden könnte, wenn es in wirklich künstlerischer Form geschieht.

Gerade hierfür lieferte Gautier 1835 ein konkretes Beispiel mit den beiden Bänden des Romans „Mademoiselle de Maupin", der sein berühmtestes und auch in historischem Sinne wichtigstes Werk ist. Stil und Darstellungsweise umranken hier so glanzvoll die ganz nichtige und von Psychologie nicht stark beschwerte Fabel, daß dem Buch ein Ehrenplatz in der Entwickelungsreihe des französischen Romans gebührt, nicht allzu weit von dem Höhepunkt, an dem „Madame Bovary" steht. Jedenfalls erfüllte „Mademoiselle de Maupin" schon den ganz jungen Flaubert mit jener Bewunderung für Gautier, die der reifere später seinem „cher vieux maître" persönlich ausdrückte, indem er vor der Veröffentlichung seines Romans sich bei ihm Rats erholte. Gautier ist ihm dann mit seinem „Roman de la Momie" auch auf dem Weg zur „Salammbô" vorangegangen, wie denn überhaupt eine enge literarische Freundschaft die beiden bis zuletzt vereinte. Théo hat sicher an diesem Jünger viel Freude gehabt, weil er in Leben und Werk ein Philisterhasser unversöhnlichster Art war und ein treuer und eifriger Verfechter des l'art pour l'art, im zweiten vielleicht noch mehr als im ersten recht eigentlich sein Schüler. Denn „Mademoiselle de Maupin" ist eine wahre Kasuistik dieser Theorie, die in alle ihre vielfach sehr pessimistischen Konsequenzen zu verfolgen die Aufgabe der zahlreichen reflektierenden Abschnitte und eigentlich auch der symbolische Sinn der ganzen „Handlung" ist. Die wahre Gottheit ist das Schöne, nach dem der Mensch sich sehnen, das

er aber nie auf Erden dauernd besitzen kann, so wenig wie die ideale Liebe, für deren Gegenstand Reinheit und Adel der Seele nicht minder unerläßlich ist als Vollkommenheit der leiblichen Gestalt. Dem Schmerz, hier resignieren zu müssen, entreiße sich der sterbliche Schönheitssucher gewaltsam, indem er, ehe der Tod ihn dem völligen Nichts überantwortet, den Sinnengenuß, den er haben kann, gründlich auskostet. Wie diese Maxime befolgt wird, das schildert nun Gautier immer wieder in den üppigsten, durch keinerlei Prüderie gedämpften Farben, während andererseits besonders der Umstand, daß die Heldin meist in Männerkleidern erscheint, ihm sogar Veranlassung gibt, den Leser öfters bis an die schauerlichen Abgründe sexueller Verirrung zu führen. So ist „Mademoiselle de Maupin" durchaus kein ganz harmloses Buch, aber auch kein unmoralisches. Es ist — vielleicht nicht einmal ganz — amoralisch, keinesfalls aber obszön. Natürlich war gerade letzteres die mehrfach mit Entrüstung geäußerte Ansicht, als „Mademoiselle de Maupin" erschien. Die Vorrede trat dem entgegen; es war eine endlose, auch das l'art pour l'art wieder hervorpolternde Philippika, in der der Verfasser diesmal besonders sarkastisch die Journalisten als unberufene Wächter der Moral aufs Korn nahm.

Im Grunde war er stolz darauf, nun auch um eines anrüchigen Buches willen den Philistern zu mißfallen, und nicht mehr bloß durch sein Äußeres, die extravaganten Kleider, die er trug, und das „wie eine Löwenmähne" Kopf und Schultern umwallende Haar. Immer wieder „pour épater le bourgeois" setzte er in den nächsten Jahren — er hat sie die glücklichsten seines Lebens genannt — jenes ultraromantische Leben und Treiben in die Wirklichkeit um, das er in seinem ersten Prosaband, den „Jeunes-France" (1833), nicht ohne Selbstpersiflage ausgemalt hatte. Inmitten des Gassen- und Häusergewirrs, von dem damals der Louvre nach der Place du Carrousel zu noch nicht freigelegt war, schlug er mit drei Gleichgesinnten sein Heim auf, und hier versammelten sich um sie zu literarischen oder ästhetischen Diskussionen, gelegentlich aber auch zu einem Trinkgelage oder Kostümfest, das die ganze Nachbarschaft in Aufruhr brachte, die Künstler der jungen Generation mit ihrem mehr oder weniger salon-

fähigen, aber immer munteren und jugendfrischen Anhang. Wein, Weib und Gesang, Bilder und Verse, die sie selbst einander widmeten, alte Möbel, Fayencen und Teppiche, aus den umliegenden Trödlerläden zusammengekauft — diese bohème romantique, grundverschieden darin von der späteren, durch Murger und Puccini so berühmt gewordenen, hatte alles im Überfluß, und am wenigsten fehlte es ihr an gut bezahlter Arbeit.

Théo wurde zusammen mit einem seiner täglichen Genossen, mit Gérard de Nerval, der schon auf der Schule sein Kamerad gewesen war, Theaterrezensent der von Emile de Girardin damals neu begründeten und überaus geschickt geleiteten Zeitung „La Presse“. Die doppelte Besetzung des Postens erlaubte den beiden Kollegen mitunter, ihrer Reiselust zu fröhnen. Denn auch darin war Gautier päpstlicher als sein Papst, V. Hugo, daß er die Länder der romantischen Sehnsucht wirklich durch eigene Anschauung kennen zu lernen suchte. 1840 brachte er von einer spanischen Fahrt nicht nur eine Fülle neuer Verse für seine „Poésies complètes“ mit heim, sondern auch die erste jener umfangreichen Schilderungen, die später fast jedesmal aus seiner Feder flossen, als ihn Reisen nach Italien, nach der Türkei und bis nach Rußland und Afrika geführt hatten. Auf der Redaktion ließ er sich übrigens in seinem Eifer, das Neue zu fördern und ihm zum Sieg über die Routine zu verhelfen, gelegentlich zu starken Überschreitungen seiner Kompetenz verleiten. Daß er die Uraufführung von Hektor Berlioz' „Benvenuto Cellini“ in einem überaus anerkennenden Artikel besprach, konnte der dramatische Kritiker allenfalls rechtfertigen: auch die Oper gehörte ja eigentlich zu seinem Ressort. Wenn er aber, als das Conservatoire zum erstenmal desselben Autors dramatische Symphonie „Roméo et Juliette“ brachte, sein Feuilleton nicht bloß wie ein begeisterter Zuhörer schrieb, sondern es mit hochgelahrten, musiktheoretischen Erörterungen ausstaffierte, so hat man neuerdings mit Recht dahinter Notizen vermutet, die der ehrgeizige und nicht übermäßig bescheidene Komponist selbst ihm zugesteckt hatte.

Wir Nachfahren brauchen uns jedoch über die Künstlerfreundschaft zwischen Hector und dem „guten Théo“ nicht zu beklagen: sind ihr doch die sechs „Les Nuits d'Été“ betitelten Lieder zu verdanken, die Berlioz auf Gedichte Théophile Gautiers

mit Klavier- und später auch mit Orchesterbegleitung gesetzt hat, unter ihnen das in allen Konzertsälen bekannte „Reviens, reviens, ma bien-aimée". Der große Führer der Romantik ist nicht der einzige namhafte Musiker, der sich von Gautier inspirieren ließ: Ernest Reyer holte sich bei ihm den Text zu einer „Symphonie orientale" (Le Sélam), und das Ballet „Giselle ou les Willis" hat kein geringerer als Adolphe Adam in Töne gesetzt. Hiermit ist zugleich die einzige Gattung erwähnt, in der Gautier — und zwar mehrfach — sich eigentlich auf der Bühne versucht hat. Gerade diesen Schößling der mimischen Kunst müssen mit den Wurzeln Gautierschen Schaffens geheimnisvolle Fasern verbinden, die noch heute triebkräftig sind. Es wird kaum ein Zufall sein, daß die russischen Truppen, die in der jüngsten Zeit das Staunen Europas erregen, nicht nur „Giselle" wieder zu Ehren gebracht, sondern auch wiederholt Gautierschen Gedichten und Erzählungen den Stoff für ihre Tanz- und Farbenwunder entnommen haben.

„Giselle" bedeutet ein besonders wichtiges Datum in des Verfassers Leben auch deshalb, weil hier auf dem Theaterzettel — wie später wieder bei „La Péri" — neben seinem Namen der der berühmten Tänzerin Carlotta Grisi erschien, deren Schwester Ernesta Gautiers Lebensgefährtin und die Mutter seiner Kinder geworden ist. Und schließlich erinnert „Giselle" an denjenigen, dem das Thema der „Willis" entlehnt ist: an Heinrich Heine. Gautier hat uns über seine persönlichen Beziehungen zu ihm, eine langjährige, durch keinen Mißton gestörte Freundschaft, Mitteilungen hinterlassen, aus denen sich mehr als ein sprühendes Heineporträt herauslösen ließe; sie zeigen ebenso charakteristisch des Autors Bewunderung für den deutschen Dichter wie seine literarische Abhängigkeit von ihm. Aber umgekehrt hat auch der Sänger des „Romanzero" nicht versäumt, vor Gautier als unübertrefflichem Meister der Wortmalerei artig den Hut zu ziehen: „der weiße Elefant" enthält ein direktes Zitat aus der prächtigen „Symphonie en Blanc Majeur" der „Emaux et Camées", mit der Gautier in seiner Weise das Original der „Gräfin Bianca", eine Mme. de Kalergis, verewigt hat.

Das Jahr 1848, das für Heine so verhängnisvoll wurde, begann auch seinem „cher Théophile", wie er ihn brieflich

etwa anredet, ernste materielle Sorgen zu bringen. Da ihm der Unterhalt einer nach und nach sich mehrenden Familie oblag, so sah er sich um des regelmäßigeren Einkommens willen immer gebieterischer auf die Spalten des Feuilletons verwiesen. Dort mußten in der späteren Zeit, ehe sie der Ehren des Buches teilhaftig wurden, nicht bloß, wie vormals, die Reisebeschreibungen, sondern auch eine ganze Anzahl eigentlich dichterischer Arbeiten der erzählenden Gattung erscheinen — kaum daß die weitaus hervorragendste „Le Capitaine Fracasse", ein Schauspielerroman in zwei Bänden, der neben älteren Brüdern vom Range des „Roman Comique" und des „Wilhelm Meister" keine unwürdige Figur macht, vor solcher Zerstückelung bewahrt blieb. Als wirkliche Last freilich empfand Gautier, seitdem er, zwischendurch bei der Redaktion dieser oder jener Zeitschrift tätig gewesen, anfangs der 50er Jahre unter die offiziellen Mitarbeiter des „Moniteur" berufen war, nur seine allmontäglich zu liefernde „Revue dramatique" und allenfalls die Berichte über den „Salon", die ihm auch hier noch manches Jahr zufielen. Und dennoch sinken die zahllosen Artikel, diese beredten Zeugen einer nimmer rastenden Schaffenskraft, nirgends herab von der beträchtlichen Höhe stilistischer Anforderungen, die der Meister des l'art pour l'art nach wie vor an sich selbst stellte. Noch weniger aber hat er je die zu besprechenden Werke oder Künstler den Unmut entgelten lassen, der einen Théophile Gautier bei solchem Frondienst mannigfach überkommen konnte und mußte. Man kann sogar, wie es wohl geschehen ist, sein Urteil im ganzen viel zu mild finden, wenn man dabei übersieht, daß hier ein bewußter Vertreter jener Kritik richtet, die, statt zu erkälten, zu lähmen, zu töten, fördernde Wärme und Leben spenden will, sei es auch mit persönlichen Mitteln, und der „gute Théo" hat gerade hier am deutlichsten gezeigt, wie wenig er ein „impassible" aus Prinzip war. Nichts ist da verpönt als das philisterhafte Behagen am längst Bewährten, als die Angst der Spießbürger vor jeder Störung ihrer engen Vorstellungskreise. Wer dagegen Neues bringt, mag es zunächst auch seltsam anmuten, wer frisch und kühn seiner Persönlichkeit und ihrem Können oder Wollen einen von den Vielen unbetretenen Weg sucht, der ist günstiger Aufnahme sicher.

Eine solche Kritik wird, wenn sie auch manchmal irren mag, doch häufig genug Noten abgeben, die von der beistimmenden Meinung späterer Generationen zu Treffern ersten Ranges gestempelt werden, und nur der glänzendste, der Gautier gelungen ist, sei hier noch erwähnt. Er schrieb damals, im Herbst 1857, über eine Aufführung — des Wiesbadener Hoftheaters, die den „Tannhäuser" mit Tichatscheck in der Titelrolle bot. Ein den Wagner-Biographen nicht unbekannter Impresario hatte zu ihr einige hervorragende französische Journalisten mit der ganz besonderen Absicht eingeladen, dem Werk allgemach den Weg auf die Pariser Opernbühne zu ermöglichen. Da ist es denn nichts Wunderbares, daß Gautier zu dem Schluß gelangt, eine solche Ehre sei für die Partitur des „in Frankreich sozusagen unbekannten" deutschen Musikers keineswegs zu groß. Wohl aber ist es bemerkenswert, obgleich für unsern Kritiker nur typisch, wie er das Publikum des „Moniteur" klug für seine Ansicht zu gewinnen sucht, indem er beruhigend versichert, der Komponist sei gar nicht ein so grundstürzender Neuerer wie die Diskussionen vermuten ließen, die sich auch in Paris schon an seinen Namen geknüpft hätten. Darauf wird mit der Kompetenz des literarischen Veteranen von 1830 auseinandergesetzt, in welchem, von der französischen Auffassung sehr weit abweichenden Sinne Wagner seine Oper „romantisch" nenne. Den Inhalt erzählt der Berichterstatter dann unter Berufung auf Heines Version, und den echten Théophile Gautier der besten Momente sieht man erwachen, als er sich gar nicht genug tun kann in der sinnlich-üppigen Schilderung des marmorgleißenden Götterbildes der Venus. Fast könnte es scheinen, als läge hier ein Wink an den Autor versteckt, mit etwas wie der damals noch nicht existierenden großen Venusbergszene uns auch in Tönen verführerischer zu kommen. Denn Gautier schreckt vor kritischen Bemerkungen musikalischer Natur keineswegs zurück, ohne jedoch entfernt so weit zu gehen wie seinerzeit bei Berlioz. Wenn er trotzdem ein leichtes Wort der Abbitte an seinen Kollegen, den eigentlichen Konzert- und Opernrezensenten einfließen läßt, so erblickt man darin um so mehr eine übertriebene Bescheidenheit, als gerade dieser heute ziemlich vergessene Aristarch vierthalb Jahre später —

dies übrigens im Jahre 1911 ebenfalls eine Jubiläums-Erinnerung — nach der berühmten Premiere vom 13. März die Wagnersche Oper im „Moniteur" aufs schmählichste verunglimpft hat. Der ewige Widerstreit zwischen Beckmesser und Hans Sachs hat eben, wie allenthalben, auch in Frankreich längst existiert, ehe der große Meister ihn für alle Zeiten musikdramatisch festgelegt hat.

Daß Théophile seinem Walther Stolzing in der Zunft zu Paris Freunde geworben hat, ist eine Vermutung, die nahe genug liegt, weil gerade die bekanntesten unter den frühen Wagnerianern Frankreichs irgendwie in seinen Kreis gehörten. Mit Catulle Mendès haben ihn sogar verwandtschaftliche Beziehungen verbunden. Charles Baudelaire aber übertrug, als ihm auf dem Boden des l'art pour l'art die „Fleurs du Mal" erwuchsen, die Patenschaft seinem „vielgeliebten und verehrten Meister und Freunde Théophile Gautier", dem „poète impeccable" und „magicien ès lettres françaises". Es wäre schade, hierbei nicht kleiner, mehr äußerlicher Züge zu gedenken, die beide miteinander gemein hatten. So war die Katze, um die Baudelaire einen poetischen Nimbus gewoben hat wie keiner vor ihm, für Gautier ebenso zeitlebens eine unentbehrliche Hausgenossin, und gar manche Zeile gilt ihr in seinen Schriften. Auch in die „Paradis artificiels" ließ sich Théo gern entführen und wußte namentlich den Zauberrausch des Haschisch zu schätzen und — anschaulich darzustellen. Doch vermochte dergleichen seinem robusten Künstlernaturell körperlich und seelisch so wenig anzuhaben wie die etwas schwüle, einem Baudelaire so viel gemäßere Atmosphäre jener Aspasia, die unter dem Namen der „Présidente" auch von Gautier schriftstellerische Huldigungen empfing. Der helle Stern, als der er an ihrer sonntäglichen Tafel leuchtete, ist er auch später bei den Herrendiners geblieben, die ihn, oft an der Seite seines getreuen Flaubert, mit Männern eines von dem seinen ganz verschiedenen Geisteshabitus, den Goncourt und Turgenieff, den Taine und Renan zusammenführten. Das erklärt sich nur daraus, daß er, ein Alternder, aber nie Veraltender, die allem Akademischen und Spießbürgerlichen abholde Vorliebe für jedwedes Schöne, mochte es einheimisch oder fremd sein, wenn es nur Glanz und Kraft

besaß, durch die Jahrzehnte hindurch sich bewahrt hatte — im Grunde das freiheitliche, weitherzige, durch die Lehren des l'art pour l'art geläuterte und verjüngte Ideal der alten romantischen Bewegung von 1830, die noch den Gegenstand seines letzten Buches bildete. Auch die Politik war ihm noch immer so unsympathisch wie früher, und sie konnte nur den allernichtigsten der Vorwände abgeben, unter denen ihm die Académie française wie schon so manchem der Würdigsten ihre Pforten hartnäckig verschlossen hielt, obwohl er, alle damit verknüpfte Erniedrigung leider vergessend, immer wieder anklopfte. Es wurde „unter der Kuppel" nur einmal mit einigen aus dem Stegreif gesprochenen Worten seiner gedacht, weil es der Zufall fügte, daß man dort zur feierlichen Jahressitzung versammelt war, als — der arme Théo am 25. Oktober 1872 auf dem Montmartre-Friedhof, nicht weit von seinem Freund Heine, zur ewigen Ruhe bestattet wurde.

Den Todeskeim hatten ihm wohl die Nöte und Bitternisse der Belagerungszeit gebracht, wie er denn überhaupt von der Katastrophe des Jahres 1870 besonders hart getroffen war. Das Kaisertum hatte ihm gerade, besonders durch die Gönnerschaft der schöngeistigen Prinzessin Mathilde, die ihn unter die Zierden ihres Salons rechnete, wieder einiges Wohlbehagen geschaffen, als mit dem Krieg alles zusammenbrach. Wie Gautier aus seinem Häuschen in Neuilly sich mit Büchern und Kunstschätzen ins Innere von Paris retten mußte, das schildern einige der melancholischsten Seiten seiner „Tableaux de Siège". Selbst das Entsetzlichste also hatte dem Malerpoeten nur eine abwechslungsreiche Folge von „Bildern" eingegeben und seine Feder nicht zu sinnlosem Schimpfen auf Besiegte oder Sieger veranlassen können. Auch wollte er, wie uns einer seiner Freunde erzählt, nie etwas von „Revanche" hören: zwei große Völker, meinte er, hätten Besseres zu tun, als fortgesetzt einander mit vernichtenden Kämpfen zu bedrohen. Ist das wieder, noch am Rande des Grabes, ganz allgemein eine Absage an das Philistertum, dem die nationalistische Phrase und säbelklirrende Selbstüberhebung noch heute wie vor 40 Jahren lieb und wert genug sind? Oder fürchtete er besonders den Bruch mit dem Lande, dessen Dichtung ihn einst Gérard de Nerval, der Faust-Übersetzer, und Heine lieben

gelehrt, unter dessen noch lebenden Größen er Richard Wagner ahnend erkannte?

Hatten doch im Sommer 1870 der deutsche Meister und die Seinen schon enge persönliche Freundschaft mit Gautiers Tochter Judith geschlossen. Das Streben, Fremdartiges, ja Exotisches kennen und anerkennen zu lernen, hat sie offenbar vom Vater geerbt mit der Gabe, das Erfaßte und Erschaute in vollendet reiner Form wiederzugeben: eine Reihe künstlerisch hervorragender Bücher, die sich meist auf ihre chinesischen Studien gründen, haben ihr seit einiger Zeit als erster und einziger Frau Sitz und Stimme in der Goncourt-Academie verschafft. Das Interesse Deutschlands aber hat sie sich ganz besonders durch ihre Verehrung für den Bayreuther Meister gesichert, deren köstlichste Früchte nach mancherlei memoirenhaften Veröffentlichungen erst ganz kürzlich zutage gekommen sind. Sie finden sich in dem Band formvollendeter „Poésies", mit denen Judith Gautier, bisher als Versdichterin dem großen Publikum gänzlich unbekannt, in diesem Centenarjahr ihres Vaters gezeigt hat, daß auch das seltenste seiner Talente auf sie übergegangen ist. Wir neigen uns vor ihr in dankbarer Freude darüber, daß der vielfarbige Glanz von Théophile Gautiers Geist nach hundert Jahren noch in des Dichters eigenem Fleisch und Blut weiterlebt.

Michael Flürscheim und die Bodenreform.

Von J. H. Epstein in Frankfurt a. M.

Der gesellschaftliche Gemeinbesitz am Grund und Boden bildet nicht nur die selbstverständliche Grundlage aller in Wirklichkeit getretenen kommunistischen Gemeinwesen, auch in der Geschichte planmäßig vorausbestimmter Staatenbildungen, wo sich zu solchen Veranlassung bot, spielt er eine bedeutende Rolle. Der bekannteste Beleg hierfür ist wohl die biblische Schilderung der für den in Kanaan zu gründenden Jüdischen Staat, während der Vorbereitung zur Eroberung des Landes, durch Moses verfaßten Gesetze, wonach das zu verteilende Gelände nach bestimmten Perioden in den Gemeinbesitz der Stämme zurückfallen solle; es steht freilich nicht fest, in welchem Umfange und ob überhaupt diese Bestimmungen jemals zu regelmäßiger Ausführung gelangten. In einem der interessantesten Gebiete der sozialistischen Literatur, dem utopistischen, bildet der Gemeinbesitz des Bodens den einzigen, allen diesen Produkten gemeinsamen Zug, und es darf dabei durchaus nicht nur an märchenhafte Träumereien gedacht werden. Die Verhinderung oder die Aufhebung des Privatbesitzes am Grund und Boden erscheint als die Grundbedingung einer den Forderungen des Naturrechts entsprechenden und die höchsten Möglichkeiten der Kulturentwicklung bietenden gesellschaftlichen und staatlichen Organisation; und mit dieser Auffassung als selbstverständlich verbunden tritt uns die Vorstellung entgegen, daß auf diese Weise allein eine sichere und dauernde Begründung menschlichen Glückes gesichert werden könne. In der Tat muß uns wenigstens ein allgemeines materielles Wohlergehen als auf dieser Grundlage am leichtesten erreichbar erscheinen. Denn es handelt sich dabei, wie wir noch sehen werden, nicht so sehr um den unmittelbaren produktiven Wert der auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden ideellen Parzelle, als vielmehr um die mit der Reform

verknüpfte Neuordnung der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Verfassung. Dieses wird von den Anhängern dieser extremen Richtung klar eingesehen und nicht in Abrede gestellt; es erklärt die Schwierigkeiten und Gefahren, die sich dem Bunde Deutscher Bodenreformer für die Agitation und die Aktion des Tages ergeben und erklärt das Verhalten der Bundesleitung, welche die unentrinnbare Konsequenz zu ziehen sich scheut; die große Ausbreitung und die legislativen Erfolge des Bundes während der letzten Jahrzehnte wären bei einer anderen Haltung nicht möglich gewesen. Denn die Forderung der gänzlichen Befreiung des Bodens mittelst seiner Verstaatlichung bildet einen hervorragenden Punkt des sozialdemokratischen Programmes.

Einer der Wenigen innerhalb des Bundes, die in Wort und Schrift für den Grundsatz der Verstaatlichung eingetreten sind, war der am 24. April 1912 verstorbene Michael Flürscheim, der Gründer des Bundes. Im Jahre 1910 erschien die deutsche Ausgabe seines letzten Buches: „Not aus Überfluß", in welchem er nicht nur die Lehre in ursprünglicher Reinheit propagiert, sondern auch wie vor 30 Jahren, nur in vertiefter und vielfach illustrierter Weise den Weg angibt, auf welchem er die praktische Durchführung ohne Gewaltsamkeit und scharfe Verletzung individueller Rechte und Interessen für möglich hält. „Der einzige Rettungsweg" und „Auf friedlichem Wege" hießen seine Erstlingswerke. Das neue Buch ist frei von phantastischem und utopistischem Ausschmuck, der Verfasser spricht als Geschäftsmann, der das wirtschaftliche Leben der alten wie der neuen Welt selbsttätig studiert und dabei mit seinem berühmten Vorgänger, Henry George, trotzdem er als sein Gegner auftritt, in herzlicher Freundschaft verkehrt hat. Er verdient wohl, daß wir uns etwas näher mit ihm beschäftigen, vielleicht um so mehr, als er ein Sohn unserer Stadt ist und die Gründung des Bundes hier stattfand.

Flürscheim, einer hiesigen angesehenen Bankierfamilie entstammend, wurde 1844 geboren. Er verbrachte einen Teil seiner späteren Jugendjahre in den Vereinigten Staaten, von wo er 1872 zurückkehrte, und gründete bald darauf eine Fabrik von Eisenwaren in Gaggenau-Baden, welche einige Jahre später in ein Aktienunternehmen umgewandelt wurde. 1892 gab

er seine Stellung in diesem auf und siedelte nach Lugano über, um sich ganz seinen wirtschaftlichen Studien und der bodenreformerischen Agitation zu widmen. Schon 1887 hatte er die Redaktion der Monatschrift „Deutsch Land" übernommen, welche später unter dem Namen „Freiland" fortgesetzt wurde und noch heute als das Bundesorgan „Bodenreform" erscheint. Sein erstes Werk: „Auf friedlichem Wege" erschien 1882; den größten Erfolg erzielte er mit dem zweiten genannten Buche, im Jahre 1890. Die Anregung zu seinen bodenreformerischen Besprechungen hatte er durch den Vorläufer Dr. Theodor Stamm erhalten, den Gründer des Vereins für Humanismus und späterhin des „Allwohlbundes", dessen Vorsitzender während einer Reihe von Jahren Friedrich von Bodenstedt war. Der Charakter dieser Vereinigungen scheint ein etwas verschwommener gewesen zu sein, sicher war es Flürscheims Einfluß, der es bewirkte, daß der am 16. September 1888 hier gegründete „Deutsche Bund für Bodenreform" sich von ihnen, wie Damaschke anerkennt, — Zur Geschichte der deutschen Bodenreformbewegung. Berlin 1906 S. 6 — dadurch unterschied, daß er sich auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkte und in allen politischen und religiösen Fragen ehrliche Neutralität wahrte. Die Bewegung, die sich zuerst in Frankfurt verkörpert hatte, fand bald ihren dauernden Mittelpunkt in Berlin, wohin im August 1890 die 2. Bundesversammlung einberufen wurde. Hier wurde der Fabrikbesitzer Heinrich Freese zum ersten, der Sozialdemokrat Dr. Leo Arons zum zweiten Vorsitzenden gewählt, Flürscheim begnügte sich mit dem Amte des Schriftführers. Sein rastloser Geist aber trieb ihn nach mehreren Jahren schon nochmals in die Neue Welt, wo er nicht nur zu Henry George und der Nordamerikanischen Bewegung in Beziehungen trat, sondern in Californien und späterhin in Australien seine reformatorischen Ideen auf einem anderen Gebiete, dem des Geld- und Finanzwesens, mit wenig Glück zu betätigen versuchte. Er kehrte später nach Deutschland zurück und starb im April 1912 in Berlin. In seinem zuletzt veröffentlichten Buche: „Not aus Überfluß" sucht er den Zusammenhang der Währungs- und Kredit-Theorien mit den Bodenreformerischen Lehren und die gegenseitige Unterstützung der betr. wirtschaftlichen Systeme darzutun. Sein neuestes Buch scheint

äußerlich unter keinem glücklichen Stern geboren. Es ist die durch den Excelsior-Verlag in Leipzig, über welchen ich nichts Näheres erfahren konnte, ohne Genehmigung des Autors und ohne dessen Korrektur veranstaltete schlechte, holperige und vielfach falsche, außerdem von Druckfehlern wimmelnde Übersetzung einer in Californien in englischer Sprache erschienenen Schrift. Eine zweite, anständigere Ausgabe wurde später von dem Verfasser hergestellt. Das Buch bildet eine Zusammenfassung der Flürscheimschen Theorien, in seinem gedankenreichen und eindringlichen Stil abgefaßt und ausgestattet mit einem reichen Materiale von literarischen, wirtschaftlichen und eigener Erfahrung entnommenen Notizen. Leider erregt schon der erste Satz der Einleitung, der quasi den Grundton der Erörterungen ertönen lassen soll, unsere Bedenken. Er lautet: „Das große soziale Problem besteht in der Frage, warum eine zunehmende Anzahl von Produzenten Bedarfs- und Luxusartikel entbehren müssen, obgleich sie fähig und mehr als willig sind, solche füreinander zu erstellen, und welches die Hindernisse sind, die sich der Ausübung ihrer Produktivkraft entgegenstellen, Hindernisse, die mit der Zunahme dieser Produktivkraft sich vergrößern". — Da fragen wir: Ist dies denn wahr und ist die Voraussetzung, die als allgemein zugestanden vorweggenommen wird, richtig? Ist wirklich die Zahl derjenigen, welche solche Artikel entbehren müssen, eine seit dem Beginn unserer sozialen und wirtschaftlichen Ära, etwa seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, und heute noch, zunehmende? Niemand wird so töricht sein, zu leugnen, daß wir der vielfachen Not und des Elends, die verhindert werden könnten, uns zu schämen haben, daß unser sozialer Körper entsetzliche Wunden aufweist, daß hier unsere wichtigste und dringendste Aufgabe als Menschen und Bürger liegt; aber die Behauptung, daß diese Übelstände in stetigem Wachstum begriffen seien, sowohl positiv als relativ, die sogenannte Verelendungstheorie, ist falsch! Sie ist in ihrer beiderlei Gestalt, als Malthusianismus und als Arbeitersozialismus, längst einwandfrei widerlegt worden, letzthin gerade von Zugehörigen der Partei, welche auf sie ihre Berechtigung gegründet hatte. Stellen wir vergleichende Bilder jenes Anfangs der letzten Kulturperiode und der Gegenwart auf, so ist die Besserung

unleugbar. Die Bevölkerung Europas hat sich inzwischen verdoppelt, die landwirtschaftliche Produktion hat zum mindesten Schritt gehalten. Die Erstellung von Wohnräumen ist gewiß nicht zurückgeblieben, die Herstellung von Gebrauchsgegenständen hat sich in unmeßbarer Weise vervielfacht. Der große Konsument kann dabei immer nur die Masse des Volkes sein, der Mehrverbrauch der Reichen fällt dagegen kaum ins Gewicht und entspricht kulturellen Notwendigkeiten, die wieder allen zugute kommen. Wir können aber Flürscheim dieses Zugeständnis an die Zeitströmung und seine Vorgänger zugute halten. Unter den Hindernissen der Verbesserung der sozialen Zustände versteht er das Privateigentum am Boden. Hierzu aber genügt der Beweis, der seit langem erbracht worden ist und dem auch Flürscheim nichts wesentlich Neues zuzufügen weiß, daß der Bodenbesitz sich in seinen maßgebenden Eigenschaften von allen anderen Gegenständen des Privatbesitzes unterscheidet, daß er keine der Eigenschaften besitzt, welche den letzteren rechtfertigen und für das Gemeinwohl notwendig machen. Das Recht seiner Besitzergreifung beruht nur auf der Gewalt oder dem Zufall, der die Macht dazu verleiht; solange es nicht durch Übereinkommen oder Gesetz gefestigt wird, bleibt es der stärkeren Gewalt preisgegeben, es ist kein Ausfluß der Persönlichkeit des Besitzenden, kein logisches und vernünftiges, kein menschlich begründetes, kein natürliches Recht. Nun ist ja freilich das sogen. Naturrecht ein vielbestrittenes Gebiet; zu einer gewissen Periode des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit Fichtes, hat sich die Philosophie viel damit beschäftigt und nichts Haltbares zutage gefördert; auch der heutige Sozialismus bedeutet nichts anderes, als die Forderungen eines gewissen Naturrechts gegenüber den gegebenen historischen Rechten, deren Verteidigung die Sache der bestehenden Gewalten ist. Das Naturrecht hat für uns nur die Bedeutung des Ideals der Anpassung der Wirklichkeit an die Forderungen dessen, was wir als vernünftig und gerecht betrachten. Ein solches Ideal muß eine jede Bestrebung als Zielpunkt besitzen, der die Richtung der einzelnen Tätigkeiten bezeichnet; nach dieser Richtung hin muß die Beseitigung der Hindernisse erstrebt werden, auch wo die direkte Erreichung des Zieles zurzeit noch nicht in Frage kommen kann. Fragen wir in diesem Sinne,

welche Art von Privateigentum gerechtfertigt sei, so wird sich die Antwort ergeben: nur dasjenige, welches der Mensch aus eigener Tätigkeit geschaffen hat oder welches ihm von solchen, die es geschaffen haben, rechtmäßig überlassen worden ist. Die Arbeit des einzelnen ist aber immer nur eine Beteiligung an der menschlichen Gesamtarbeit, deren Voraussetzung und Ermöglichung in der Verfügung über die Mutter Erde als Wohnraum und als Spenderin des Materials für alle unsere Bedürfnisse an Nahrungsmitteln oder Rohstoff für unsere gewerbliche und andere Arbeit besteht. Wer den Boden hat, der hat die Macht. Jedes Eigentum aber kann nur ein geraubtes oder ein ursprünglich erarbeitetes sein. So ist die Arbeit die Quelle des Rechtes und der Freiheit, und die Ermöglichung der Arbeit durch den Besitz des Bodens das erste Grundrecht der Menschheit, d. h. der durch den Staat vertretenen Gesamtheit der einzelnen. Darum bedarf der Staat des unbeschränkten und unveräußerlichen Eigentums am Boden.

Diese Anschauung hat Flürscheim seinem Lebenswerke von Jugend auf zugrunde gelegt, und sich dadurch als der feinste und selbständigste unter den bedeutenderen Bodenreformern erwiesen. Sein letztes Buch beweist aufs neue, daß er sich der tatsächlichen Verhältnisse und der sich aus ihnen ergebenden Schwierigkeiten wohl bewußt ist; die von ihm gemachten Vorschläge zur Durchführung der bedeutendsten aller sozialen Reformen mag man mit ihm für ausführbar halten oder nicht, sie besitzen eine Empfehlung darin, daß sie jedes gewaltsame Vorgehen ausschließen und er bemüht ist, auf dem realen Boden der historischen Entwicklung zu bleiben. So muß er die Sympathie des unbefangenen Lesers gewinnen. Seine ruhige, geschäftsmäßige Darstellung scheint von einem heiligen Eifer durchglüht, seine warme Menschenliebe vermeidet jede Schroffheit, wir mögen in vielen Punkten seine Zuversicht nicht teilen, sein Ernst wird ihm unsere Achtung verdienen und es uns zur Pflicht machen, ihn zu Ende zu hören. So durchwandert er alle Gebiete des fast unser ganzes Kulturleben umfassenden Problems und weiß auf einem jeden sachgemäße Illustrationen aus dem praktischen Leben beizubringen, unter denen diejenigen aus eigener, reicher Erfahrung, namentlich in der neuen Welt gesammelten, für die meisten vieles Neue bringen

werden. Dem modernen radikalen Sozialismus gegenüber verhält er sich ablehnend und überlegen, wie einer, der das von Kindern mit Geschrei und Toben Verlangte ihnen lächelnd mit einfacher Gebärde entgegenbringt.

Nur schwer zu ermessen wären die Folgen, welche sich an den Übergang des gesamten land- und forstwirtschaftlichen Bodens, des für Wohnzwecke von der Industrie zu belegenden Geländes, aller Bergwerke, Flußläufe und Quellen in den Besitz des Staates in wirtschaftlicher, politischer und kultureller Beziehung knüpfen müßten; auf die Weise, wie dann die Überlassung an den individuellen Gebrauch sich gestalten könnte, sowie auf die Gefahren, welche sich aus einer solchen Umwälzung ergeben könnten, kann hier nicht eingegangen werden. Flürscheim sagt darüber viel Vortreffliches, auch, wie wir sehen werden, manches Anfechtbare, aber ohne die bedeutenden Probleme erschöpfen zu wollen. Ich möchte nur auf einen Punkt aufmerksam machen, auf den er zwar hingewiesen hat, dessen Tragweite aber weder ihm noch m. W. einem anderen Fachschriftsteller deutlich geworden ist. Die erste und wichtigste Forderung der Sozialdemokratie besteht in dem Übergang der Produktionsmittel an die Gesellschaft; die Erfüllung dieser Forderung ist nur denkbar unter der völligen Abschaffung des Privateigentums, etwa mit Ausnahme der persönlichen Gebrauchsgegenstände. Nun besteht aber doch das gewerbliche sachliche Kapital, dessen Auslieferung verlangt wird, nicht nur aus dem Boden, dem Rohmaterial, wie es ungefördert im Boden steckt, oder als Holz in den Bäumen wächst, sondern die Herstellung aller Dinge ohne Ausnahme bis zur Fertigstellung vollzieht sich erstens in einer Reihe von Zwischenstufen, von denen auch die erste schon ein Arbeitsprodukt vorstellt, und zweitens mittelst einer unendlichen Zahl von Werkzeugen: Bergwerken, Fabriken, Maschinen, Transportanlagen, welche für sich allein schon einen großen Teil der Gesamtproduktion bilden und im Fortschreiten der Technik einen immer bedeutenderen Rang einnehmen. Wenn nun alle diese Hilfsmittel, wenn schon das einfache Werkzeug, das sich der Landbewohner konstruiert, in den Gemeinbesitz übergehen sollen, so gibt es überhaupt kaum ein Privateigentum mehr, so bleibt kaum ein Schritt zum völligen Kommunismus.

Aber jene Hilfsmittel gerade als Erzeugnisse menschlichen Fleißes teilen deren allgemeine Eigenschaft der rascheren oder geringeren Vergänglichkeit; auch sind mit wachsender Kultur gerade die wertvollsten Anlagen und Apparate am meisten der Gefahr ausgesetzt, durch Fortschritte der Technik und Wissenschaft überholt und wertlos zu werden. Also auch als Privateigentum sind sie vergänglich und im Sinne des extremen Sozialismus wenig gefährlich. Die Grundlage alles Schaffens, die Urquelle aller Rohstoffe, das wirkliche gesellschaftliche, unzerstörbare Kapital ist nur der Boden und was er der Arbeit bietet, jeder andere Reichtum ist vergänglich, und nur sein Besitz und seine Freiheit können, wenn auch erst in entlegener Zukunft, die Menschheit zu den ihr erreichbaren höchsten Zielen führen.

Ein wieviel schöneres und volleres Dasein erschließt sich dem ahnenden Blick in eine Zukunft, in der die Menschen nicht mehr arbeiten, um Spargelder und Kapitalien zu sammeln, wenn die Sorge für Familie und eigenes Alter nicht mehr besteht, wenn die überflüssige Kraft sich auf die Herstellung von Mitteln zu reicherem Genusse, zur erhöhten Ausbildung der Persönlichkeit richten darf.

Wir kommen nun, nach den Titeln von Flürscheims Hauptschriften, zu dem „Einzigen Rettungsweg", zu dem „Friedlichen Wege", auf welchem er die große Revolution bewerkstelligen will. Die Gewalt, die Konfiskation, welche sogar von Henry George nicht ausgeschlossen wird, lehnt er ab; auf einen freiwilligen Verzicht der Eigentümer ist nicht zu rechnen. Er weist auf die denkwürdige Nacht des 4. August 1789 in dem französischen Nationalkonvent hin, welche den Feudalismus niederwarf; freilich behielt damals der Staat das zurückgewonnene Land nicht in seinem Besitz, sondern verkaufte es und verhinderte nur die Festlegung des Besitzes, indem er die Fideikommisse abschaffte und den Freihandel in Land dekretierte. Aber nach einem Jahrhundert wurde die überraschende Tatsache festgestellt, „daß nur ein Zehntel des Bodens von Kleinbauern geeignet wird, von Männern, die ihr Land mit eigener Arbeit kultivieren". — Ein volles Viertel der bewohnbaren Fläche Frankreichs wird von Großgrundbesitzern eingenommen. Also hat auch die Bestätigung der Aufhebung der Fideikommisse durch den Code Napoléon die dauernde

Bildung von Latifundien nicht verhindern können. Immerhin liegen die Verhältnisse dort noch unendlich günstiger als in Deutschland, wo nahezu die Hälfte des Ackerlandes als Pachtgut bestellt wird. Wenn das Land nicht konfisziert werden soll und ganz gewiß von den Besitzern nicht freiwillig und umsonst hergegeben wird, und trotzdem in das Eigentum des Staates übergehen soll, so muß es eben von diesem gekauft werden und darin besteht in der Tat der von Flürscheim gesehene Rettungsweg. Vielleicht erkennt er die sich auf ihm türmenden Schwierigkeiten, vornehmlich politischer Natur, nicht in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit, er ist zu klug, um nicht zu wissen, daß zu ihrer Wegräumung ein durch irgendwelche Konstellation ermöglichtes Expropriationsgesetz nicht genügen wird, daß in Deutschland unter einer monarchischen Regierung daran überhaupt nicht gedacht werden könnte, daß aber in den Vereinigten Staaten, für welche sein letztes Buch geschrieben wurde, die von den Geldfürsten ausgehenden Widerstände zum mindesten ebenso wirksam wären, als die der deutschen Feudalherren. Wenn er bei alledem über solche Bedenken leicht wegzugleiten scheint, so dürfen wir annehmen, daß er dabei weniger sich selbst betrügt, als vermeiden zu müssen glaubt, dem Leser die Hindernisse als unüberwindliche hinzustellen. Er gibt das Ziel an, dessen Erreichung er nirgends als nahe bevorstehend bezeichnet und wenn er weiterhin die nähere Ausführung des Problems auf Grund unserer heute bestehenden wirtschaftlichen Zustände herausarbeitet — die Politik läßt er dabei gänzlich aus dem Spiele — so findet dies seine einfache Erklärung und Rechtfertigung darin, daß er eben nur von den uns bekannten heutigen Verhältnissen und nicht von irgendwelchen in der Zukunft möglichen ausgehen kann. Er führt uns aber auf diese Weise in nebelhafte, zauberische Fernen, wie sie noch kaum ein Dichter phantastischer erdacht hat, zeigt uns Bilder, deren Gefüge ein festeres und vernunftgemäßeres ist, als es die der berühmten Utopisten aufweisen, es ist in seinen Schilderungen nicht von Zaubergärten und Palästen, von Freudenmahlen und Fahrten durch den Weltraum, von schwärmerischen Schornsteinfegern und musikalischen Wäscherinnen die Rede — nur von der Kapitalisierung der Grundrente, dem Dahinsiechen des Zinsfußes,

der Wegeskamotierung des Metallgeldes und als letzte und höchste Kulturblüte von der Vergütung, die der Darleiher dem Borgenden dafür zu bezahlen hat, daß er ihn der Mühe und Sorge enthebt, sein Kapital in eigener Verwahrung zu behalten. Wir stehen mit ihm, nachdem von seiten der herrschenden Gewalten der Ankauf sämtlichen Geländes verfügt worden, nachdem ein Einverständnis mit allen früheren Eigentümern erzielt ist, die Verträge abgeschlossen sind und die Übergabe erfolgt ist — vor der Aufgabe der finanziellen Durchführung der Transaktion, der Beschaffung der enormen Geldmittel, welche diese erfordert. Mit selbstverständlicher, spielender Leichtigkeit, in wenigen Worten wird die Aufgabe gelöst; das reine Ei des Kolumbus! der Staat gibt Schatzscheine für den vollen Betrag der Kaufgelder aus, und bezahlt damit die Verkäufer, die sich glücklich schätzen werden, eine so gute Anlage für die ihnen zufließenden Summen geboten zu bekommen. Und nun kommt die Krönung des Werkes, welche darin besteht, daß die dem Staate durch die Verpachtungen eingehenden Gelder nicht nur die für die eingegangene Schuld zu zahlenden Zinsen decken, sondern noch einen Überschuß ergeben werden, hinreichend um in mäßiger Zeitdauer die ganze Schuld zu amortisieren, so daß der ungeheure Besitz kostenlos an die Allgemeinheit übergegangen sein wird. Staunend und betroffen unterdrücken wir die Zweifel, die sich regen und wenn sie dennoch wieder hervortreten, so finden wir, daß der Verfasser sie vorausgesehen und befriedigend widerlegt hat. Die Latifundien, hieß es vorher, bringen geringen Ertrag, das wird ihren Ankauf erleichtern; nun sollen dieselben Ländereien eine so reiche Pachtsumme einbringen, um damit solches zu vollbringen? Selbstverständlich, erwidert Flürscheim, werden sie das; macht es denn keinen Unterschied, ob einige tausend Hektaren sich in den Händen eines einzigen befinden, dem es Vergnügen macht, einen großen Teil davon in Parks, Wäldereien, Jagdrevieren anzulegen und der den Rest an Pächter überläßt, die fast erbgesessen sind und sich nur schwer steigern lassen, oder in hundert Parzellen eingeteilt, auf denen sich eine emsige Tätigkeit entwickelt, ein moderner Wettbewerb sich einstellt, eine neue Bewohnerschaft sich ausbreitet? Die Erwiderung ist schlagend. Und sie bildet dasselbe Argument,

mit welchem Flürscheim Henry George und seiner single tax entgegentritt. Die Ertragsfähigkeit und der fiskalische Wert des Bodens, das Gedeihen von Landwirtschaft und Industrie werden nicht erhöht, auch wenn es gelingt, die ganze Grundrente wegzusteuern. Auch hier wäre dies Argument schlagend unter der Voraussetzung der gleichen Möglichkeit der Durchführung der beiden Systeme, aber in diesem Punkte scheint doch das Georgesche in namhaftem Vorteil zu sein, und es bietet auch den der Leichtigkeit der schrittweisen Durchführung.

Flürscheim entwickelt nun weiter in sehr fesselnder Weise, wie die Durchführung seines Planes ein Überangebot von verleihbaren Kapitalien erzeugen und wie dadurch der Zinsfuß sinken, der Zins überhaupt voraussichtlich gänzlich hinschwinden würde. Mit der Amortisation der die Operation vermittelnden Schuld würde das betreffende Kapital an den Markt kommen, ohne einer wirksamen Nachfrage zu begegnen, denn auch Hypotheken auf Grundstücke würde es nicht mehr geben, eine noch zu betrachtende Währungsreform würde die starke Einschränkung des Kreditwesens und dadurch der gewerblichen Betriebskapitale zur Folge haben, die Staaten selbst durch ihre reichen Einkünfte des Aufnehmens von Schulden überhoben sein. Wer würde dann noch sparen wollen, wenn das Ersparte keinen Zins mehr brächte? In Anbetracht des allen Betriebsamen gesicherten Zugangs zu den Erwerbsquellen würde es keinen Sinn mehr haben, für seine Kinder Renten zu erwerben, man würde das Erschaffte genießen und sich des Lebens freuen, für die Alten, Kranken und Unfähigen könnte leicht gesorgt werden. Alles dies ist logisch und theoretisch sehr schön und unanfechtbar, die praktischen Leute mögen es belächeln. Aber die Geschichte bedarf der Denker, die an den Stützen der unbefriedigenden Wirklichkeit rütteln, denn alles große Geschehnis ist vorher, und häufig lange vorher, Hirngespinst, Ahnung und Prophezeihung gewesen, bis es zur völkerbewegenden Einsicht und Überzeugung erstarkte. Die kulturellen Notwendigkeiten werden sich vollziehen — mit einer Folgerichtigkeit, deren einzelne Glieder wir Zurückbleibende nicht zu erkennen vermögen, ebensowenig als die Veränderungen, die ein großer Gedanke im Laufe der kommenden Jahrhunderte erleiden mag, während deren er seine erleuchtende und zielweisende Kraft ausübt.

Zum Schlusse müssen wir noch Flürscheims Währungssystem, welches einen breiten Teil seines Buches ausfüllt, in kurzer Skizze betrachten. Die Theorie schließt sich den Ausführungen von Silvio Gesell an [1]) welcher, von der unheilvollen Erscheinung der Geschäftskrisen ausgehend, deren Ursache im Schwanken der in Geld ausgedrückten Warenpreise und namentlich deren Anschwellung bis zum Ausbruch der Krisen erblickt. Diese Schwankungen bilden aber auch die Quelle der Profite, welche den Unternehmern im Überschuß über die Nutzen, die ihnen als Entlohnung ihrer produktiven und distributiven Funktionen gebühren, zufließen. Es gälte also vor allem, diese Schwankungen auf dem Weltmarkte festzustellen. Dies geschieht durch permanente internationale Ausschüsse, welche die Durchschnittspreise einer großen Reihe von Waren, sowohl Nahrungsmitteln als Rohstoffen und gewerblichen Erzeugnissen, während einer gewissen Periode berechnen und aus ihnen eine Einheitszahl destillieren, welche als das Wertmaß gilt, als der Barometergrad des schwankenden Marktwetters. Dieser schwankende Druck soll durch die Ausgabe und die den Schwankungen angepaßte Vermehrung oder Verminderung eines sinnreich konstruirten Papiergeldes ausgeglichen werden; dieses Papiergeld wird, wenn es den Erwartungen seiner Erfinder entspricht, direkt auf Angebot und Nachfrage im Warenverkehr wirken und auf diese Weise das Grundproblem der sozialen Wirtschaftsordnung, die Regulierung der Produktion, lösen.

Der enge Zusammenhang der Bodenreform- und der Kreditfragen wird durch diese Untersuchungen aufs neue festgestellt. Die Verstaatlichung des Bodens aber muß unter unserer bestehenden politischen und wirtschaftlichen Gesellschaftsordnung als eine so ungeheure Aufgabe erscheinen, daß man alle sich an sie anschließenden Fragen über die durch ihre Lösung notwendig werdenden weiteren Maßregeln vorerst noch auf sich beruhen lassen dürfte.

---

[1]) Silvio Gesell, Aktive Währungspolitik. Berlin 1909. Die Neue Lehre vom Geld und Zins 1911.

Die Entwickelung des Gottesbegriffes bei Goethe in ihrer Bedeutung für die Gestaltung des „Faust“.

Von Dr. Robert Hering in Frankfurt a. M.

Die alte Fabel vom Dr. Faust summte dem jungen Goethe vieltönig durch den Kopf. Schon das Kind kannte den Erzzauberer, der ihm im Puppenspiele in einer Bretterbude auf der Messe zuerst entgegengetreten sein mag. Trotz aller Wandlungen, die der Faustſtoff vom ersten literarischen Niederschlag im Volksbuche an durch Marlowe, die englischen Komödianten hindurch bis zum Puppenspiele durchgemacht hat, blieb doch als Grundgedanke bestehen: das Bestreben über menschliches Können hinaus, also mit überirdischen Mitteln außergewöhnliche Macht zu erlangen und damit die Schranken zu überschreiten, die dem Menschen gesetzt sind.

Die früheste Form dieses Bestrebens ist natürlich gewöhnliche Zauberei, sie zeigt sich sowohl in der Art der Beschwörung wie in dem, was durch die Beschwörung erreicht werden soll: Macht und Genuß. Sie werden erlangt auf verbotene, strafbare Weise durch höllische Mächte und so ist es bezeichnend für das ganze Faustproblem, daß mit einem Überschreiten der den Menschen gesetzten Schranken eine Schuld verbunden ist: das deutet schon das religiöse Gebiet an, in dem der Stoff empfangen ist.

In der ersten Form, in die sich zunächst das Bestreben kleidet, steckt schon ein Funke von Titanismus. Faust nahm sich Adlersflügel, heißt es bereits im Volksbuche; deutlicher kommt dieser Titanismus dann bei Marlowe zum Ausdrucke. Auf dieser Linie bewegt sich die Gedankenarbeit weiter; Goethe nahm den Stoff, der sich ihm bereits in bestimmten Formen darbot, löste ihn im Schmelztopfe der Phantasie auf und gestaltete ihn dann in der ihm eigenen

Weise. Die Beschwörung war ihm gegeben. Sie übernahm auch sein Faust, um auf diese übernatürliche Weise mit Geistern in Verbindung zu treten, um von ihnen übernatürliche Macht zu erhalten. Jedoch das, was er erreichen wollte, unterscheidet ihn von seinen Vorgängern.

Zwar sind auch noch, besonders in der ersten Goetheschen Fassung, frühere Zustände erkennbar — so zeigen z. B. die Kunststücke, die zuerst Faust in Auerbachs Keller macht, noch das kindliche Vergnügen durch Macht und Zauberkünste zu imponieren, was zu dem durch Zweifel geplagten und sonst ernster angelegten Faust im übrigen nicht passen will — doch das alles tritt zurück vor dem, was jetzt in der neuen Gestalt den innersten Kern von Fausts Wesen ausmacht. Das ist zunächst der Wissensdurst, der Hunger nach Erkenntnis; Faust will wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält: „Schau alle Wirkungskraft und Samen, und thu nicht mehr in Worten kramen."

Zwei Gebilde veranschaulichen Fausts Sehnen, sie sind symbolisch als Produkte der Beschwörung dargestellt, auf übernatürliche Weise hofft Faust von ihnen Antwort auf seine Fragen zu erhalten: das Zeichen des Makrokosmus und die Figur des Erdgeistes.

Beide Phänomene sind Gebilde aus Goethes Phantasie, die natürlich von verschiedenen Seiten befruchtet ist, worauf ich hier nicht näher eingehen will. Im Zeichen des Makrokosmus sieht Faust die Welt, das Universum als einen großen Kosmos, der von Geistern beseelt ist. In ewiger Ordnung und Harmonie reiht sich hier Glied an Glied zu einer großen Kette und so entsteht ein Bild der unendlichen Welt, das durch und durch pantheistisch empfunden ist. In dem ewigen In- und Durcheinander hält eine kausale Verknüpfung Ordnung. Aber das Treiben, die Tätigkeit allein kann doch nicht das letzte Prinzip sein, es muß doch noch etwas geben, was hinter diesem Treiben steckt, etwas, wohin dieses Treiben geht. Die Ursachen im Haushalte der Natur bloßzulegen, sie in ihrer Arbeit schaffen zu sehen, ist gewiß ein schönes Schauspiel — aber ach, ein Schauspiel nur! „Wo faß ich dich unendliche Natur" ruft Faust aus, „Euch Brüste wo! Ihr Quellen allen Lebens ..... ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht ich so vergebens?" Wo ist der

Punkt, wo sich mein Ich, meine Persönlichkeit mit euch in Verbindung setzen kann, wo ist es mit diesem großen Getriebe verbunden? Es ist also das Verlangen des Menschen, sich selbst, sein Ich in dem großen Getriebe zu behaupten. „Denn wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins freut?" (Winckelmann, W. A. 46, 22.)

Aber auch das Leid, das der Mensch durchmachen muß, ist eine Instanz gegen das Weltbild des Makrokosmos, das ihm „nur" als ein Schauspiel erscheint. Wo bleibt in der sphärischen Harmonie die kleine und doch so große Welt des Menschen und seines Treibens, wo das Auf und Nieder der Generationen, die geboren werden und ins Grab steigen mit dem dazwischenliegenden Kämpfen und Ringen. Ihr Aufbäumen und Aufschreien gegen das Schicksal, die Summe von Leid und Freude in der Welt, wie paßt das alles in die schönen Zusammenhänge? Verschwindet es — oder weshalb findet es darin keinen Ausdruck? — Auf diese aus dem Innersten von Fausts Persönlichkeit hervorbrechenden Fragen kann er bei einer pantheistischen, also monistischen Weltauffassung keine Antwort finden und darum wendet er sich von dem schönen Bilde ab und einem Gebilde zu, das ihm näher zu liegen scheint: „Du, Geist der Erde, bist mir näher!"

Der Welt- und Tatengenius soll ihm erscheinen, in ihm hofft Faust Erfüllung dessen zu finden, was ihn am makrokosmischen Weltbild unbefriedigt läßt; so ist es kein Zufall, daß der Erdgeist als Person eingeführt, also persönlich gedacht ist, während das Zeichen des Makrokosmos unpersönlich ist.

Lebensfluten und Tatenstürme sind sein Element. Angesichts des makrokosmischen Zeichens stillte sich all das innere Toben Fausts, so wohl tat ihm das Bild — es ist die Ruhe, der Frieden, die aus der Einsicht in die Ursachen, die Gründe der Dinge quellen. Beim Anblick des Erdgeistes hingegen regt sich Fausts Tatendrang, er fühlt seine Kräfte und findet Mut, „sich in die Welt zu wagen, all Erdenweh und all ihr Glück zu tragen". Mit Stürmen will er sich herumschlagen und selbst dem Untergang will er mutig entgegengehen.

Es gibt also ein Weh und ein Glück — Zustände, für die sich innerhalb des Zeichens des Makrokosmos keinen Platz fand. Es ist das Argument des Leides, des Schmerzes, was das Innerste des Menschen protestieren läßt gegen eine Weltanschauung, in der alles nur Bewegung ist.

Denn wie der Berggeist der Geist ist, der den Berg beherrscht, so ist der Erdgeist als Welt- und Tatengenius gleichsam der Repräsentant dessen, was aus dem Erdgetriebe schließlich herauskommt, der Genius, der über diesem Getriebe steht, in dem er der Gottheit Kleid webt. Es liegt also dem Ganzen ein Zweck zugrunde im Gegensatz zum Zeichen des Makrokosmos, das nur kausale Verknüpfungen zeigt. Aber welches ist nun der Zweck dieses Treibens der Menschen, mit anderen Worten, was ist der Sinn des Lebens, des ewigen Auf und Ab von Geburt und Grab? Ist es nichts weiter als eine Zusammenfassung von Werden und Vergehen? Schon Werther schauderte, wenn er sich ausmalte, daß der Schauplatz des unendlichen Lebens nur der eines ewigen Sterbens sei, die Natur, die so viele zerstörende Kräfte enthalte, nichts wäre, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer. Ist es im Bereiche der Geschichte, des menschlichen Geschehens nicht ebenso? Nährt sich nicht auch hier eine Individualität von der andern, muß nicht der eine untergehen, damit der andere bestehen kann. Warum geschieht das alles? zu welchem Ende? So ist das Treiben auf der Erde, der irdischen Atmosphäre Zug, wie es der Heiland im ewigen Juden sieht: [W. A. 38, 60.]

„O Welt von wunderbaarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebahr!
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im ganzen doch nicht sonderlich verstehe.
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,
Die Schlangenknotige Begier, in der du bebtest,
Von ihr dich zu befreyen strebtest,
Und dann befreyt dich wieder neu umschlangst, ..."

Das war es, was den Heiland bewog, sich des Menschen anzunehmen, und das ist es auch, was Faust nicht ruhen läßt.

Was soll aller Schmerz und Lust? Im Erdgeist wird das alles gleichsam konzentriert gedacht; in Gestalt einer zauberhaften Formel weiß der das alles; ihm, dem Urgeist, wie ihn Herder nennt, will Faust ins Angesicht schauen — und er beschwört ihn, um ihn zur Hergabe dieser Formel zu zwingen: auf übernatürliche, magische Weise will sich also Faust diese Kenntnis verschaffen. Da weist ihn der Erdgeist in seine Schranken zurück. „Du gleichst dem Geist, den du begreiffst", — das Geheimnis des Erdenlebens ist nicht für den Menschen gemacht — das Resultat, der Endzweck des menschlichen Treibens läßt sich nicht auf eine Formel bringen, die Menschen erfassen können. Denn in dem Augenblicke, in dem der Mensch die Frage nach dem letzten Grunde, die zusammenfällt mit der nach dem letzten Zwecke alles Geschehens, zu beantworten wüßte, hätte er die menschlichem Wissen gesetzten Schranken überschritten, wäre er Gott. Was ich begrenze, was ich umfasse, dessen bin ich Herr. So wird im Prometheus die Ohnmacht der Götter daraus gefolgert, daß sie nicht imstande sind, Himmel und Erde in Prometheus' Hand zu ballen, daß er sie ganz umfassen und dadurch beherrschen kann, wie das Kind den Ball. „Der Kreis, den meine Wirksamkeit umfaßt, ist mein," heißt es ebenda, was ich umfasse, beherrsche ich — ich beherrsche das Erdgetriebe, wenn ich es verstehe. Aber daran fehlt es eben. „Im einzelnen sentirst du kräfftig und herrlich, das Ganze ging in euern Kopf so wenig, als in meinen" schreibt Goethe einmal ungefähr um dieselbe Zeit, als diese Szenen entstanden sind; wir können höchstens kleine Ausschnitte des Geschehens verstehen, nicht aber das Ganze, die Summe aller dieser einzelnen Geschehnisse. Und so bricht mit Faust vor dem Erdgeist jeder Versuch zusammen, auf verstandesmäßige Weise hinter die letzten Fragen zu kommen. Denn rationalistisch ist die Fragestellung, sie will wissen, will erkennen, will gleichsam auf dem Sezirbrett zerlegen und klarstellen. Es ist das der vergebliche Versuch, das Absolute, wie es eine spätere Philosophie bezeichnet hat, zu erfassen, den auch Schiller im Gedichte der Alpenjäger bildlich zum Ausdruck gebracht hat, wo der Bergesalte, der seine Gemse vor dem Pfeile des Menschen schützt, eine ähnliche Rolle spielt, wie der Faust zurückweisende Erdgeist.

Im Urfaust klafft jetzt die große Lücke; denn die Wagnerszene ist eigentlich nur dazu da, um den Kontrast zwischen Fausts dumpfem, warmen wissenschaftlichen Streben mit dem hellen, kalten seines Famulus, vielleicht allzusehr auf Kosten des letzteren, in Gegensatz zu bringen. Wie aber der Mensch weiter lebt, ob er nun den Zweck seines Daseins erkannt oder zu erkennen auch nur den Versuch gemacht hat, so führt auch Goethe seinen Faust ins Leben hinein. Und dies geschieht in der Gretchentragödie, die eigentlich erst einen Fortschritt der Handlung bringt. Was ist nun die Gretchentragödie und wie hängt sie mit der im ersten Monologe niedergelegten Fassung des Faustproblems zusammen? Das ist die Kernfrage, die der Urfaust direkt uns nicht beantwortet; wir müssen versuchen, ob wir aus Indizien, die in den vorhandenen beiden Teilen liegen, einen Zusammenhang herstellen können, ob wir, bildlich gesprochen, in jedem Teile Pfeiler finden, über die sich dann eine Brücke schlagen läßt.

Aus dramatischem Geiste geboren ist die Tragödie der Kindesmörderin, wie sie im Urfaust steht, ein in sich abgerundetes und abgeschlossenes Stück, in dem Gretchen die Heldin ist und Faust eigentlich nur eine Nebenrolle spielt, für die es absolut nicht des Trägers der faustischen Gedanken des ersten Monologs bedurfte.

Eine Verbindung war jedoch von Haus aus gedacht; vergegenwärtigen wir uns folgende Verse (U. 1414 ff.):

„Ha bin ich nicht der Flüchtling, Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu
Und seitwärts sie mit kindlich dumpfen Sinnen
Im Hüttgen auf dem kleinen Alpenfeld
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gott verhasste,
Hatte nicht genug
Daß ich die Felsen fasste
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie! Ihren Frieden musst ich untergraben,
Du Hölle wolltest dieses Opfer haben!“

Das friedliche Idyll Gretchens wird zur Tragödie gewandelt, in der der Menschheit ganzer Jammer zum Ausdruck kommt, die Wirkung der Macht des Bösen, die in Mephisto unmotiviert eingeführt ist, wird an einem ergreifenden Beispiele dargestellt. „Ihr treibt ins Leben uns hinein und laßt den Armen schuldig werden." Das Wort bewahrheitet sich auch hier. Wie kommt die Schuld in die Welt? Im Gefolge des Bösen, denn nach dem Wortlaut dieser Stelle wird das Opfer der Hölle gebracht. „Warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt?" Das Faustproblem berührt sich hier mit dem Mahometproblem, in dem das reine Göttliche, um wirken zu können, sich mit dem Bösen mischen muß und dadurch an seiner Göttlichkeit Schaden leidet.

Die Frage geht also zuletzt darauf hinaus: Wie kommt das Böse in die Welt; hier im Faust findet sie ihre besondere Einkleidung in der Gretchentragödie, wo ein nach hohen Zielen strebender Mann auf seinem Weg ein Wesen zertritt. Warum bedarf es dieses Opfers?

Und hier steht auch der Pfeiler auf der anderen Seite. War der Erdgeist der Geist, der dem ganzen menschlichen, geschichtlichen Treiben zugrunde liegt, so ist er auch der Geist, der weiß, warum das Böse im Gefolge dieses Treibens ist, warum der Mensch schuldig werden muß, und die Gretchentragödie ist ein Teil der Summe vom Leid, die vom Erdgeist vertreten ist.

Es ist also die Motivierung des Bösen in der Welt, die in der Einführung Mephistos ihrer Lösung harrte — die aber im Urfaust nicht gegeben wurde. Gewiß muß sich Goethe mit der Frage nach der Einführung der Faust in die Lebensstürme eigentlich treibenden Macht beschäftigt haben; Formen, in die der Stoff bereits geprägt, waren ihm ja gegeben und sie kommen in manchen Reminiszenzen zum Vorschein, so z. B. in den Worten Mephistos zu Faust: „Drangen wir uns dir auf oder du dich uns?" oder: „Wandle den Wurm wieder in die Hundsgestalt, in der er sich nächtlicherweile offt gefiel vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wanderer vor die Füsse zu kollern und dem Umstürzenden sich auf die Schulter zu hängen." Das sind noch Reste im Geschmack der alten volksmäßigen Über-

lieferung, der primitiven Zauberei. Sie konnte der Dichter des ersten Monologs, der den Fauststoff in andere Höhen gehoben hatte, nicht einfach übernehmen. Er hätte mit ihnen eine Vergeistigung vornehmen müssen, ähnlich der im Zeichen des Makrokosmos und des Erdgeistes bereits vorhandenen, und das wäre hinausgelaufen auf eine tiefere philosophische Begründung der Frage nach dem Wesen des Bösen und seiner Berechtigung im Erdgetriebe. Doch dazu reichte das Gewebe, in das dieser Faden verwoben werden mußte, nicht aus. Goethe befand sich, als er an die Arbeit des Faust ging, noch in einem Übergangsstadium. Der Gottesbegriff, der aus der Faustsage spricht, war in ihm untergraben und zersetzt, monistische Elemente waren eingedrungen und beherrschen — wenn auch nur vorübergehend — den Dichter. Gut und böse betrachtet er z. B. in ihrer Relativität. „Feuer, das leuchtet und wärmt, nennt ihr Seegen von Gott, das verzehrt, nennt Ihr Fluch! . . . Und ist das böse nicht gut und das gute nicht bös?" — Eine Einheit, in der beide Mächte zusammenfallen, hatte Goethe noch nicht gefunden, und so kann der Erdgeist die Frage nach der Schuld, nach dem Bösen in der Welt, wenngleich er sie umfaßt, doch nicht beantworten, eben weil sein Dichter selber eine Motivierung nicht geben konnte. Er empfand jedoch, daß auf verstandesmäßige Weise ein Aufschluß über den letzten Grund der Dinge, in dem dann auch ein Aufschluß über die Stellung des Bösen enthalten sein mußte, nicht gegeben werden kann. Der Urfaust blieb daher Torso und mußte es bleiben, bis Goethe in sich diese Fragen soweit geklärt und zum Abschluß gebracht hatte, daß er Ordnung in das Chaos des Geschehens bringen konnte. Es ist also kein äußerer, zufälliger Grund, warum im Urfaust gerade an dieser Stelle die große Lücke vorhanden ist, sondern er ist im Innersten des Dichters zu suchen.

In einem langen Kampfe hat sich Goethe mit den zwei Richtungen auseinandergesetzt, die bereits im Zeichen des Makrokosmos und in der Figur des Erdgeistes dramatischen Ausdruck gefunden hatten. Unpersönlich webt und lebt im Makrokosmos alles, während der Erdgeist in Lebensfluten und Thatensturm auf- und abwallt. Es handelt sich also,

wenn wir genau hinsehen, im ersteren um eine pantheistische also monistische Weltanschauung, und um ihr Gegenstück die theistische oder personalistische Auffassung des göttlichen Prinzipes, die im Erdgeist als dem Protest der Persönlichkeit gegen das monistische Gebilde zu Worte gekommen war.

Verfolgen wir, zur Erläuterung dessen in wenigen großen Zügen die Entwickelung dieses Prozesses bei Goethe.

Der dem Kinde mit dem Religionsunterrichte und durch elterliche Erziehung überlieferte Gottesbegriff erlitt bald Schiffbruch. Wie Dichtung und Wahrheit angibt, ließ das Erdbeben von Lissabon die Annahme eines allgütigen Gottes weiter nicht zu.

Durch diese durch die rauhe Wirklichkeit gebrochene Bresche drangen nun alle möglichen literarischen Einflüsse hindurch, wie sie die an zersetzenden Kräften nicht arme Zeit der Aufklärung bot, und zerstörten das durch Überlieferung überkommene Gebäude, so daß der Leipziger Student bereits als ein ausgemachter Freigeist angesehen werden konnte.

Kurz darauf zeigte jedoch die, wenn auch nur vorübergehende, Einkehr beim Pietismus, daß auch noch andere Regungen im Gemüte des Dichters Platz finden konnten.

Die bibelkritischen Studien, denen Goethe sich bald darauf mit großem Eifer hingab, und die ihn im Verfolg seiner Straßburger Dissertation beinahe als Ketzer erscheinen ließen, trugen nicht wenig dazu bei, den Bruch mit dem durch die Kirche überlieferten traditionellen Gottesbegriffe vollständig zu machen. Man vergleiche darüber das, was Kestner von den Eindrücken, die der Wetzlarer Goethe auf ihn gemacht hat, seinem Tagebuch anvertraute.

Nun baute sich Goethe in seinem Innern eine neue Welt auf, nachdem die alte zerstört war. Der erste Faustmonolog zeigte uns bereits den Dichter bei der Arbeit an den neuen Vorstellungen vom höchsten Wesen. Die pantheistische Seite dieser Tätigkeit, die besonders durch Herder, dann durch Shaftesbury und, wenn auch nur mit Einschränkungen, durch Spinoza beeinflußt war — denn der Erdgeist ist nichts weniger als ein spinozisches Gebilde! — zeigt uns im Faust den nächsten literarischen Niederschlag im Religionsgespräch. Weitere Nahrung erhielt diese Richtung durch die in der ersten

Weimarer Zeit eigentlich erst einsetzenden naturwissenschaftlichen Studien.

Aus der Verbindung beider, dem literarisch überlieferten Pantheismus und dem Studium der Naturwissenschaften ging der Monolog: „Erhabener Geist" hervor. Tiefste, innerste Befriedigung, wie sie aus der Kenntnis der Natur wie der Geschichte hervorquillt, läßt den Dichter gleichsam sub specie aeternitatis die Dinge betrachten. Der Vorwelt silberne Gestalten sowie die Reihe der Lebendigen ziehen an Fausts Augen vorüber; im stillen Busch, in Luft und Wasser lernt er seine Brüder kennen.

Aber eine organische Verbindung mit dem Bösen vermag auch der diesem Monologe zugrunde liegende Gottesbegriff nicht zu geben. Und das ist eben durch seine pantheistische Wurzel bedingt. Der Gefährte, der kalt und frech die edelsten Gaben zu nichts mit seinen Worten wandelt, ist einfach da und wird nur als eine böse Zugabe charakterisiert, zu zeigen, daß dem Menschen nichts Vollkommenes zuteil ward.

Als Ergänzung des Monologes „Erhabener Geist" muß der, wenn schon etwas früher entstandene Prosahymnus: „Die Natur" herangezogen werden. (W. A. Abt. II, Bd. 11, S. 6.) In ihm regen sich auch Momente, die aus dem Sehnen nach Persönlichkeit hervorgegangen sind; unverkennbar, wenn auch noch schüchtern deuten sie den Gang an, den Goethes religiös-innere Entwickelung gehen sollte.

Es heißt da: „Sie (die Natur) lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? . . . Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns die wir in der Ecke stehen. . . . . Sie hat sich einen allumfaßenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann . . . . Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor, und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie . . . Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen."

Wie im System Spinozas (Eth. II, 3) in dem Satze „In Gott giebt es notwendig eine Idee, sowohl seines Wesens, als alles dessen, was aus seinem Wesen notwendig folgt",

schon Keime des Personalismus enthalten sind, so sind auch hier in dem an den Naturwissenschaften genährten Pantheismus Goethes Wurzeln enthalten, die im Laufe der Zeit, wenn sie gewachsen und stärker geworden, das ganze System sprengen mußten. Denn Sätze wie die, daß die Natur ihr Werk sieht, daß sie weiß, wohin der Weg geht, dem der Mensch vertraut, deuten schon einen Dualismus an, eine Trennung von Subjekt und Objekt, die mit dem Monismus nicht mehr vereinbar ist. Und solche Gedanken bewegten Goethe schon immer, die Verse aus der ersten Weimarer Zeit, die er an das Schicksal richtete, enthalten im Kern dasselbe, was hier im Prosahymnus und was im Faust auch enthalten ist: „Du hast für uns das rechte Maas getroffen, in reine Dumpfheit uns gehüllt."

Daß innerhalb der durch das Studium der Natur bedingten Richtung dieselbe Forderung sich geltend machte wie sonst, zeigt nur, wie tief und eingreifend diese Fragen nach dem Persönlichen in Goethe Wurzel gefaßt hatten, wie fest sie mit seinem Wesen verwachsen waren.

Auch weiterhin führte ihn die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise zu Resultaten, die einer theistischen Auffassung des Weltgetriebes zum mindesten entgegenkamen. Wenn Goethe, als sich sein Leben stark dem Ende zuneigte, zum Kanzler von Müller sagte (7. Mai 1830): „Kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zugrunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee. Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen", so hat er damit eigentlich mit dem Monismus gebrochen; denn die Idee, insofern sie eine höhere ist, weist doch auf etwas hin, was über dem Gegenwärtigen steht.

Und diese Orientierung nach dem Persönlichen zeigt sich auch darin, daß Goethe die historisch bedingte, also „die vernünftige Welt als ein großes unsterbliches Individuum betrachtet, das unaufhaltsam das Notwendige bewirkt." (Sprüche in Prosa 1829.)

Die beiden Richtungen, die pantheistische und die personalistische, arbeiten in Goethe gleichzeitig nebeneinander, verbinden und durchkreuzen sich, so daß zuzeiten die eine die Oberhand hat, während die andere als latente Unterströmung zu be-

trachten ist, die dann gegebenenfalls an die Oberfläche hindurchbricht. So kann es leicht geschehen und ist oft der Fall gewesen, daß ein Ausspruch Goethes einem anderen vielleicht aus derselben Zeit diametral entgegengesetzt ist. Die Aussprüche widersprechen sich, wenn man sie einfach gegenüberstellt und nicht den tiefer zugrundeliegenden Sinn eines jeden, das Bedürfnis, aus dem sie entstanden sind, zum Verständnis heranzieht.

Goethe selber ist sich der mannigfachen Richtungen seines Wesens bewußt geblieben, er weiß, daß er an einer Denkweise nicht genug haben kann und spricht das auch deutlich in einem Briefe an F. H. Jacobi (v. 6. 1. 1813) aus: „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt." Und um eine sittliche Persönlichkeit handelt es sich doch im Faust, insofern sie sich Gewissensbisse über begangene Schuld macht. Hier, wo Wertbestimmungen von Menschen und menschlichen Handlungen in Frage kamen, reichte die Relativität von Gut und Böse nicht mehr aus. Sollte Faust also sich als sittlicher Charakter entwickeln, so mußte er aus der einfach natürlichen Sphäre in eine sittliche heraus- und hinaufgehoben werden. Damit wurde sein Lebensgang nicht mehr ein Gang schlechthin, sondern ein Gang nach einem bestimmten Zweck, er wurde ein Läuterungsprozeß. Aber dazu mußte das Verhältnis von Böse und Gut in seinen gegenseitigen Bedingungen scharf präzisiert werden, und das konnte nur im Gottesbegriffe geschehen. Denn in ihm liefen ja alle Fäden zusammen. Dieser neue Gottesbegriff stellt sich uns dar im Prolog im Himmel, der dem Gedichte zugefügt wurde, als über das Stadium des „Fragmentes" hinaus im Jahre 1808 der Tragödie I. Teil erschien. Bewußt hat Goethe hier an die christliche Terminologie wieder Anschluß genommen, nicht an die dogmatisch eingekleidete, sondern an die in langen Gedankengängen entstandene Vorstellung eines durch und in der Persönlichkeit wirkenden obersten Prinzips.

Dualistisch stehen sich jetzt zwei Mächte gegenüber, aber doch so, daß die stärkere Macht auf seiten des guten Prinzips liegt, des schlechthin Guten, was ja auch sprachlich schon in

dem Worte zum Ausdruck kommt. Seine Überlegenheit erkennen alle an, die himmlischen Heerscharen sowohl wie der Vertreter der bösen Macht. Ihre Auseinandersetzung zeigt sich im Kampfe um den Menschen und erfolgt in Form einer Wette. Dabei zeigt sich die Überlegenheit des Vertreters des guten Prinzips schon darin, daß er weiß, daß der Mensch schließlich trotz aller gegenteiligen Bemühungen auf seine Seite kommen, also gerettet werden muß, und daß der dunkle Drang des Menschen, der ihn auf diese Seite hinzieht, eben sein Creditiv ist. Mephisto dagegen hofft den Menschen sachte seine Straße führen zu können und damit über das Gute zu triumphieren. Doch ist seine Tätigkeit nur zugelassen; ohne daß er es will, arbeitet er für einen andern. So wird das Verhältnis beider Prinzipien zueinander abgesteckt, sie werden in ihrem Wirken vorgeführt. Über das Wesen beider wird nicht weiter nachgeforscht, auch wird die Frage nicht aufgeworfen, warum der eine des anderen Arbeit tun muß. Aus dem Gebiete der Theorie wird die Frage in das der Praxis hinübergespielt, nicht Erkenntnis, sondern Glaube und Vertrauen sind jetzt die Losungsworte.

Wir sind damit aus der fordernden Epoche des jungen Goethe in die Zeit der Reife hinübergetreten, in der er zum Kanzler von Müller (am 28. 3. 1819) sagen konnte: „Zuversicht und Ergebung seien die echte Grundlage jeder besseren Religion, Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft, unser Verstand sei."

Die ganze Auseinandersetzung des guten Prinzips mit dem bösen geschieht im Prologe, einem vor das Drama gesetzten Stücke, Faust selbst weiß von alledem, was da vor sich geht, nichts, darf auch nichts wissen, denn das, worum es sich dort handelt, soll er sich ja erst erringen: nicht nur das Wissen, sondern auch den Glauben, daß alles zuletzt zum Guten ausgehen wird. Sein Lebensgang wird somit zum Läuterungsprozeß, in dem an einem exemplarischen Menschen gezeigt wird, wie er durch Abgründe hindurch in einem harten Kampf das Leben, die Rettung sich erwirbt, weil er immer strebend sich bemüht. Der Gedanke der Rettung lag sicher auch in den ersten Absichten, die Goethe mit dem Urfaust gehabt hat.

Der Faust konnte nicht der bösen Macht verfallen sein, wenn er sich wie der Goethesche ehrlich abmühte, das wäre ein Rückschritt gewesen. Dabei ist es nicht ausgeschlossen, daß Vorstellungen eines allgemeinen Zusammenbruches in der Seele des jungen Goethe Platz gefunden; das Gedicht: „An Schwager Kronos, Spude dich Kronos," zeigt uns den Gang des Genies nach dem Abgrund; Kronos ist als Postkutscher gedacht, der den Menschen ins Leben hineinführt über Höhen und Tiefen:

„Weit, hoch herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll."

Und an dem Becher, den das Mädchen unter des Überdachs Schatten reicht, labt sich der Reisende und dann geht es durch der Hölle nächtliches Tor; aber mit Hörnerklang, daß der Orcus vernehme, ein ganzer Kerl, ein Fürst komme und die Gewaltigen drunten von ihren Sitzen sich erheben. Solche Gedanken lagen in der Seele des jungen Goethe — die Beispiele ließen sich mehren — aber sie konnten nur vorübergehend die Oberhand gewinnen; so kann auch in der Seele Fausts der Gedanke an einen Untergang aufgekommen sein, im allgemeinen war aber in der Seele des Dichters Fausts Rettung von vornherein feststehende Tatsache, die aber aus dem dumpfen Zustande in den klaren gehoben wurde, und das geschah durch den Prolog im Himmel. Goethe brauchte somit keinen neuen Plan zu entwerfen, sondern bereits vorhandene Gedanken nur aus ihrer Dumpfheit in klare Zustände zu führen.

Dieser Läuterungsprozeß geht jetzt in verschiedenen Stationen vor sich, zu denen die vorhandenen Episoden umgebildet wurden. So wird auch die Gretchentragödie jetzt dem ganzen einverleibt; durch wenige Worte am Schluß der Tragödie bringt das der Dichter zustande. „Sie ist gerichtet", heißt es im Urfaust, jetzt ruft eine Stimme von oben: „ist gerettet". Mit diesem Haken wird das Drama der Kindermörderin mit dem Läuterungswerke an Faust zusammengefügt. Die Heldin bleibt zwar noch immer Gretchen, aber die Tragödie ist nicht mehr sich

selbst Zweck, sondern sie dient einem anderen größeren Zwecke, der Läuterung Fausts.

Wie die Gretchentragödie konnten noch mehrere Episoden, die den Werdegang Fausts zu illustrieren hatten, eingefügt werden, und die mit dem Alter Goethes zunehmende Neigung zur epischen Gestaltungsart hat sich hier reichlich Genüge tun können. Zusammengehalten wurden alle diese Episoden durch zwei Klammern, den Prolog im Himmel und die Schlußszene, die eine Art Epilog im Himmel ist, wo das Fazit des ganzen gezogen wird, nämlich Fausts Rettung.

Auch die Erdgeistszene ist jetzt in das Ganze aufgenommen worden, aber hier hat es Schwierigkeiten gegeben. Denn im Urfaust war dem Erdgeiste, wenn auch nur im beschränkten Maße, die Rolle zugefallen, die später dem Gotte des Prologes zuteil ward. Jetzt hat das Stück zwei Achsen, um die es sich dreht, die eine davon wird ausgeschaltet, bleibt aber noch in dem Gefüge stehen, ihre Aufgabe wird einer anderen übertragen, und die ist der Gott des Prologes. Der Erdgeist wird somit Rudiment und behält bloß noch historische Bedeutung, d. h. er soll Fausts Streben und Sehnen zeigen.

Im Urfaust war die Verbindung des Erdgeistes mit Mephisto nicht möglich gewesen; aber die böse Macht war deutlich in die Erscheinung getreten. Auch sie hat Wandlungen in sich durchgemacht, vom Teufel der Hölle mit Hörnern und Zähnen, wie er stellenweise noch auftritt, bis zum Vertreter des Realismus, der geistreichen Ironie: welch eine weite Strecke! Mephisto wäre zum Boten des Erdgeistes geworden, wenn die Gestaltung des letzteren zur Reife gediehen wäre. Es bleibt eigentlich nur der Widerspruch bestehen, zwischen dem Erdgeiste, der in „widerlicher Gestalt" erscheint, und dem „großen herrlichen Geist", der Faust zu erscheinen würdigte. Doch braucht man den nicht allzuschwer zu nehmen bei einer Dichtung, die sich aus so verschiedenen, zu den verschiedensten Zeiten entstandenen Elementen zusammensetzt. Hat doch der Dichter selbst, als er in späterer Zeit den Erdgeist bildlich darzustellen versuchte, ihm Züge höchster Schönheit und Größe beigelegt.

Im Gotte des Prologes haben wir den zureichenden Gottesbegriff, zureichend nicht nur aus äußerer dramatischer Not-

wendigkeit, weil das Stück einen Abschluß verlangte, sondern aus innerem, in tiefster Seele begründetem Zwange, weil der Mensch im allgemeinen, und besonders der, um den es sich handelt und der als Muster alles menschlichen Strebens gedacht ist, nach einem Abschluß verlangt.

Ein ähnliches Schicksal wie der Faust hat noch ein anderes Stück Goethes erfahren, das auch ein Bekenntnisdrama ist, und das wie Faust auch lange Zeit gelegen hat und wie Faust aus gleichem Grunde erst später seinen Abschluß finden konnte. Ich meine den Egmont, der in gleicher Zeit mit dem Faust von Goethe im Herzen getragen wurde. Ist in Faust der Grübler und Zweifler geschildert, der durch Schuld und Irrungen hindurchgeführt wird, so zeigt sich in Egmont die heitere, lustige, sorglose Natur, der Mensch, der wie die Blume auf dem Felde blüht und wohl auch verblühen sollte — dann wäre das ein Mensch gewesen, um den weiter niemand gefragt hätte. Aber dieser heitere Mensch wird vor eine große Aufgabe gestellt, er soll die süße Gewohnheit des Daseins aufgeben, soll ein Opfer bringen, das größte, das ein Mensch bringen kann, soll sein Leben hergeben. Wie kann er mit seiner Philosophie dieser Aufgabe gerecht werden, wie sich damit abfinden?

Goethe hat mit der Philosophie seiner Jugendjahre auch hierauf die Antwort nicht geben können, in mittleren Jahren hat er sie, wenn auch nur ganz leise, angedeutet. Die Erscheinung Klärchens im Kerker ist der äußere Ausdruck dafür, daß von einer anderen Welt Fäden zu der unseren herübergezogen sind, die dem Menschen erst den ihm so nötigen Halt gewähren. Das Opfer, das Egmont bringen muß, gewinnt jetzt erst einen Inhalt, er stirbt für einen Zweck, für sein Volk, für die Freiheit, als deren Vertreterin ihm Klärchen erscheint. Ähnlich wie bei Gretchen hat sich die Geschichte der Liebe zu dem kleinen Mädchen auch hier ausgewachsen zu einem das Ganze in wesentlichen Punkten beherrschenden Gedanken.

Man hat den Schluß des Faust opernhaft genannt und ein ähnliches Epitheton auch der Kerkerszene im Egmont beigelegt. Ich glaube, beidemale mit Unrecht; denn beide Lösungen sind aus dem innersten Wesen Goethes heraus im

Einklange mit seiner religiösen und philosophischen Entwicklung als die einzig möglichen gegeben.

Und so bekommt auch die Erdgeistszene, der gegenüber nach einem neueren Erklärer (Riemann, Goethes Faust 1911 S. 15) modernes Empfinden vollständig versagen soll, ihren gewaltigen Hintergrund: sie wird Zeuge der Kämpfe, die im jungen Goethe tobten und die jeder Mensch, der Sinn und Inhalt des Lebens sucht, auf seine Weise aufnehmen und durchführen muß.



IV.

Aus dem Goethemuseum.





Daniel Engelhard der Architekt der Wahlverwandtschaften.

Von Professor Dr. Reinhold Steig in Berlin-Friedenau.

Wer Goethes „Wahlverwandtschaften" allein als Kunstwerk betrachtet und die Menschen, die darin auftreten, lebendig in sich nachbildet, braucht sich über den Architekten, der ihrer Gesellschaft zugehört, keine anderen Gedanken zu machen, als welche allein durch die Dichtung vermittelt werden. Namentlich bedarf es zum Verständnisse des Architekten keinerlei Erklärung von außen her, wie überhaupt der Roman nur aus der eignen Wurzel sein Leben treibt, es behutsam entfaltet und still zum Ende sinken läßt. Die Wahlverwandtschaften verlangen keinerlei Vorbedingung oder Kenntnis vom Leser, die er zum Verständnisse mitzubringen hätte. Sie ruhen vollkommen in sich selbst. Sie zählen insofern zu den reinsten Kunstwerken, die Goethe geschaffen hat.

Die hundert Jahre seit der ersten Erscheinung der Wahlverwandtschaften haben den Reiz der intimsten Einsamkeit, in die sich der Leser mit Goethe versetzt fühlt, nicht vermindert, sondern noch erhöht. Das Problem, das der Roman behandelt, mutet uns modern an, als böte es der heutige Tag dar. Wir vergessen über dem Werke leicht den Dichter. Und doch, fassen wir Goethe als Gesamtpersönlichkeit ins Auge, innerhalb deren seine einzelnen Werke, so vollkommen sie sein mögen, doch immer nur Fragmente eines Ganzen bilden: so dürfen wir den Faust, den Werther und die Wahlverwandtschaften in eine aufsteigende Entwickelungsreihe ordnen, die, ohne lehrhaft zu sein, die Erfahrung bewährt, daß Liebe und Neigung, wenn sie Gesetz, Sitte und Herkommen mißachtet, am Ende nicht anders als zerstören kann. Faust nähert sich

dem Gretchen und vernichtet es. Werther liebt die Braut des Freundes und vernichtet sich. Aus Wahlverwandtschaft heben Eduard, Charlotte, der Hauptmann, Ottilie den bürgerlich gesicherten Bestand ihrer Verhältnisse auf und vernichten sich. In diesen drei Dichtungen hat Goethe eigentlich den Kreis seiner eigenen und fremder Lebenserfahrungen auf dem Gebiete der Liebe zwischen Mann und Frau, soweit sie vernichten kann oder muß, umschrieben. Die sittliche Kraft seiner Persönlichkeit, die ihn stets zur rechten Zeit von verhängnisvollem Tun zurückriß, bewahrte ihn vor dem Schicksal, dem die von ihm dichterisch nachgeschaffenen Menschen verfielen. Wirkliche Vorbilder gab es in Fülle. Die französische Revolution hatte die geistigen und sittlichen Zustände in Deutschland längst zerrüttet, ehe die Schlacht bei Jena das letzte deutsche Bollwerk, Preußen, zertrümmerte. Unmittelbar darauf ordnete Goethe seine häuslichen freien Verhältnisse im bürgerlichen Sinne, um ihnen Bestand und rechtliche Dauer zu verleihen; mit sittlicher Energie behauptete er sich gegen den schlimmen Geist der Zeit, den er in der Dichtung seiner Wahlverwandtschaften auffing, darstellte und überwand. Dadurch werden die Wahlverwandtschaften zu einem historischen Zeugnis allerwichtigster und allerfeinster Art. Es brauchen hier aus den führenden Kreisen damaliger Zeit keine Namen genannt zu werden, die sittlichen Irrungen unterworfen waren. Sie alle in ihrer Gesamtheit sind die Vorbilder für Eduard und Charlotte, die nach vereitelter Jugendneigung in späteren Jahren sich wieder zusammenfinden, aber ohne die sittliche Kraft, sich beim Zutritt eines Dritten und einer Vierten die eheliche Beständigkeit zu bewahren. Im Hintergrunde dämmert ganz allgemein der Dunstkreis des Krieges, in den untertauchen kann, wer mit sich in Zwiespalt geraten ist und vom Schauplatz verschwinden möchte. Diese vier Menschen haben an der Stelle, wo sie stehen, eigentlich nichts praktisch Notwendiges, nichts tatsächlich Unerläßliches zu tun; ihr Leben gleicht einem sorglosen Spiele, das ihnen gestattet, sich zwecklos ihrem Gefühls- und Empfindungsleben hinzugeben. Das ist wieder die historische schädliche Luft vor hundert Jahren, von der die deutsche Atmosphäre erst gereinigt werden mußte, ehe unser Volk wieder stark und frei aufatmen konnte. Den vier Personen

der höchsten, scheinbar noch allein gültigen Gesellschaftsklasse setzt Goethe im Roman aber schon die Vertreter einer neuen, sich still emporarbeitenden Mittelschicht zur Seite, tätige junge Männer, die auf dem, was sie sind, fest beruhen und unbekümmert den Weg ihrer Pflicht gehen: darunter der Erzieher (Gehilfe) und der Architekt. Beide in der großen Welt eigentlich noch nicht anerkannt, wie im Wilhelm Meister nicht die Schauspieler; beide in den Wahlverwandtschaften daher auch ohne sie individualisierende Eigennamen. Sie sind diejenigen, die ihrer Natur nach ersprießliche, Nutzen bringende Arbeit leisten. Genau so mußte die Jugend der Befreiungskriege alle die Arbeit nachholen, deren die ältere Generation sich entwöhnt hatte. Wiederum also der feinste Abhub der Zeitverhältnisse vor hundert Jahren. Modelle für seinen Erzieher und seinen Architekten erblickte Goethe in all den strebsamen, ihrem Fache tätig ergebenen jungen Männern, die er als Greis in seine Nähe zog. Aber daß er gerade Erzieher und Architekten für seinen Roman erwählte, hatte damals seine eigenen Gründe.

Goethe fühlte lebenslang das Bedürfnis, zu den schwebenden Zeitfragen sein Verhältnis festzustellen. In seiner Selbstbiographie, Dichtung und Wahrheit, die scheinbar von weit zurückliegenden Zeiten historisch berichtet, läßt er doch sein Verhältnis zur Gegenwart, um 1810, niemals aus dem Auge. Eins der wichtigsten Zeitprobleme war aber damals die Erziehungsfrage, um die sich die Pädagogen von Fach, die geistigen Führer des Volkes, die Regierungen in mannigfaltigster Einmütigkeit bemühten. In Preußen wurden alle Kräfte eingesetzt, die Jugend wieder zur Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit zu erziehen. Goethe ist nun sein ganzes Leben hindurch ein Lehrer gewesen, ohne lehrhaft zu sein; auch in den Wahlverwandtschaften hat er die Gelegenheit benutzt, seine auf Erfahrung und Menschenkunde gegründeten Anschauungen über Erziehung durch den Mund des Gehilfen auszusprechen. Ebenso folgte er bei der Aufnahme des Architekten in den Roman zugleich dem allgemeinen Zuge der Zeit wie seinem persönlichen Bedürfnisse. Die Baukunst erfreute sich wieder, unter der erwachenden Liebe zur deutschen Vorzeit, der Teilnahme weitester Volkskreise. Vom Ausbau des Kölner Doms sprach alle Welt; im Osten erglänzte schon die

lange verdunkelte Herrlichkeit der Marienburg. Es war natürlich, daß auch Goethe, der einst den Münster in Straßburg gerühmt und die Werke der italienischen Baukunst studiert hatte, nun im Alter noch einmal das Wort zu diesen neuesten Tagesfragen ergriff, den jungen Architekten des Romans gleichsam mit seiner Vertretung betrauend.

I.

Überschlagen wir zunächst, im engen Anschluß an Goethe, die Bestimmung und die Aufgaben des Architekten in den Wahlverwandtschaften.

Er tritt erst nach der Entfernung Eduards und des Hauptmanns in die Handlung des Romanes ein. Dadurch, daß er gleich als ehemaliger Schüler des Hauptmanns eingeführt wird, erhält er von vornherein eine bestimmte, seinem jugendlichen Alter angemessene Stellung zu den Hauptfiguren. Er setzt daher auch nur die von ihnen geplanten und begonnenen Arbeiten fort, aber er zeigt sich täglich bedeutender, und indem er seine ganze Tätigkeit äußert, erscheint er innerhalb der Handlung des Romans der Aufmerksamkeit, der Teilnahme, ja des Lobes und Preises würdig. Ein Vorfall mit einem benachbarten Edelmanne lenkt des Architekten Aufmerksamkeit auf einen Begräbnisplatz, zu dessen Verzierung und Erheiterung er manchen glücklichen Vorschlag tut, insbesondere aber auch auf die zugehörige Kirche, die bereits seit mehreren Jahrhunderten steht, nach „deutscher Art und Kunst" in guten Maßen errichtet und auf eine glückliche Weise verziert ist. Er macht sich daran, sowohl das Äußere wie das Innere der Kirche im altertümlichen Sinne wiederherzustellen und mit dem davorliegenden Auferstehungsfelde zur Übereinstimmung zu bringen. Dabei zeigt sich ihm zum größten Erstaunen und Vergnügen eine wenig bemerkte Seitenkapelle von noch geistreicheren und leichteren Maßen, von noch gefälligeren und fleißigeren Zieraten. Er kann nicht unterlassen, die Kapelle sogleich in seinen Plan mit hereinzuziehen und besonders diesen engen Raum als ein Denkmal voriger Zeiten und ihres Geschmacks wieder herzustellen. Er denkt sich die leeren Flächen nach seiner Neigung schon verziert und freut sich, dabei sein malerisches Talent zu üben. Er erhält die Erlaubnis, nach

dem Anlaß von Urbildern, die er gesammelt hat, die Räume zwischen den Spitzbogen der Kapelle auszumalen. Die Farben werden bereitet, die Maße genommen, die Kartone gezeichnet. Allen Anspruch auf Erfindung gibt er auf und hält sich nur an seine Umrisse. Nur die sitzenden und schwebenden Figuren geschickt auszuteilen, den Raum geschmackvoll auszuzieren, ist seine Sorge. Die Frauen, Charlotte und Ottilie, steigen zu ihm auf das Gerüst, Ottilie greift selbst nach Farbe und Pinsel, und gemeinsam von beiden wird der azurne Himmel mit würdigen Bewohnern bevölkert. Durch anhaltende Übung gewinnen sie bei den letzten Bildern mehr Freiheit, und die Gesichter, die dem Architekten zu malen allein überlassen sind, fangen sämtlich an Ottilien zu gleichen, so daß es scheint, als wenn sie selbst aus den himmlischen Räumen heruntersehe. Das einzige hohe Fenster versieht er mit farbigen Scheinen, durch die ein ernstes buntes Licht hereinfällt, und den Fußboden mit besonders geformten, nach einem schönen Muster gelegten Ziegelsteinen. Er sorgt für Ruheplätze, indem er an den Wänden einige altertümliche, schön geschnitzte Chorstühle anbringt. Bei seinem Fortgange, als seine Aufgabe beendet ist, machen ihm Charlotte und Ottilie ein Geschenk mit einer Weste, an der er sie beide lange Zeit hatte stricken sehen. Später kehrt er noch einmal in die Kapelle zurück, um von der toten Ottilie, die darin ruht, stillen Abschied zu nehmen.

Man sieht aus dieser Zusammenstellung, Goethe machte den Architekten, im Sinne der Renaissance, zu einem allgemeinen Künstler, wenigstens zugleich zum Maler, fast auch zum Bildhauer, und er wird nun im Roman der Träger mancher Neigungen und Liebhabereien, die wir an dem Kunstfreunde Goethe kennen. Das Verlangen, jeden Gegenstand, auch die Kunst, geschichtlich zu durchdringen, der Eifer des Sammelns, die Gewohnheit, diese Sammlungen zum Zwecke edelster Geselligkeit vorzuweisen, sind Züge, die Goethe angehören. Wieder wie zu den Zeiten seiner Straßburger Jugend bewegt er sich auf den Pfaden von deutscher Art und Kunst. Er gedenkt mit Anteil der in den Grabhügeln nordischer Völker gefundenen Waffen und Gerätschaften. Kein Zweifel: der Architekt ist in diesen und anderen Stücken Goethe selbst.

Noch ein Zug des Romans möge diese Meinung bewähren. Ottilie wendet an den Architekten ein gutes Wort, seine Kunstsammlungen in der Gesellschaft vorzuzeigen. Sein abschlägiges Betragen macht sie an ihm irre. Auf ihre gelegentlichen leisen Vorwürfe bringt er „ziemlich giltige" Entschuldigungen zur Sprache. „Wenn Sie wüßten", sagte er, „wie roh selbst gebildete Menschen sich gegen die schätzbarsten Kunstwerke verhalten, Sie würden mir verzeihen, wenn ich die meinigen nicht unter die Menge bringen mag. Niemand weiß eine Medaille am Rand anzufassen. Ohne daran zu denken, daß man ein großes Blatt mit zwei Händen anfassen müsse, greifen sie mit einer Hand nach dem unschätzbaren Kupferstich, einer unersetzlichen Zeichnung. Niemand denkt daran, daß, wenn nur zwanzig Menschen mit einem Kunstwerke hintereinander ebenso verführen, der einundzwanzigste nicht mehr viel daran zu sehen hätte." — „Habe ich Sie nicht auch manchmal", fragte Ottilie, „in solche Verlegenheit gesetzt? Habe ich nicht etwan Ihre Schätze, ohne es zu ahnen, gelegentlich einmal beschädigt?" — „Niemals", versetzte der Architekt, „niemals! Ihnen wäre es unmöglich; das Schickliche ist mit Ihnen geboren." Hier hören wir Goethe selbst, und nur ihn, durch den Mund des Architekten sprechen. Wer trotz dieser Lehre dennoch Kunstwerke falsch anfaßt und roh behandelt, erweist sich unbewußt als jemand, der die Wahlverwandtschaften nicht gelesen hat. Aber Kenner und feinfühlende Freunde Goethes verstanden wohl, was er gemeint hatte. Sulpiz Boisserée (2,6) sandte ihm im Frühling 1810 sechs kostbare Zeichnungen vom Kölner Dom durch den Heidelberger Buchhändler Zimmer und schrieb dazu: „Sie werden die Güte haben, die Zeichnungen dem Herrn Zimmer bei seiner Rückkehr wieder übergeben zu lassen, und wenn ich mich an den Architekten in den Wahlverwandtschaften erinnere, werden Sie es nicht übel nehmen, wenn ich um besondern Auftrag für sorgfältiges Einpacken bitte." Worauf Goethe: „Ich hoffe, daß Sie die Gegenwart des sorgfältigen Architekten beim Einpacken Ihrer unschätzbaren Zeichnungen nicht vermissen werden. Das Zutrauen, uns so köstliche und mehrjährige Arbeiten zu überschicken, hat beim Vorzeigen sowohl, als sonst, unsere gewöhnliche Sorgfalt noch erhöht." Der

sorgfältige Architekt beim Einpacken war eben hier, wie im Roman, Goethe selbst.

Aber der Dichter hat dem Architekten auch eine Reihe individueller Züge und Eigenschaften verliehen, die ein nicht-goethisches Bild vor unsern Augen entstehen lassen. Er erscheint als ein Jüngling im vollen Sinne des Worts, wohlgebaut, schlank, eher ein wenig zu groß, bescheiden ohne ängstlich, zutraulich ohne zudringend zu sein. Man sucht einmal zu lebendigen Darstellungen Kupferstiche nach berühmten Gemälden und wählt den Belisar nach van Dyk: es findet sich, daß der Architekt dem vor dem blinden General teilnehmend traurig stehenden Krieger, welchen er nachbilden soll, wirklich etwas ähnlich sieht. An einem lebenden Weihnachtsbilde, das gestellt wird, wirkt er als langer, schlanker Hirt mit. Unbefangen sieht er aus seinem schwarzen langlockigen Haar heraus. Sein Äußeres ist von der Art, daß es Zutrauen einflößt und Neigung erweckt.

Diese goethefremden, ersichtlich individuell nachgeschaffenen Züge waren es vornehmlich, die, als die Wahlverwandtschaften im Oktober 1809 erschienen, die Weimarer Intimen sofort auf eine bestimmte Person, die einige Zeit daselbst geweilt hatte, als Vorbild raten ließen: auf den jungen Architekten Engelhard aus Kassel. Goethe kannte diese Meinung recht gut und widersprach ihr nicht. Vielmehr brachte er sie auch öffentlich ein Jahrzehnt später zur allgemeinen Kenntnis, indem er in seinen Annalen für 1811 Engelhards gedachte und dazu bemerkte: „Man wollte behaupten, ich habe ihn in früherer Zeit als Musterbild seines Kunstgenossen in den Wahlverwandtschaften im Auge gehabt." Aus diesem Zugeständnis dürfen wir wohl das Recht und die Pflicht herleiten, dem Lebensgange des wirklichen Architekten Engelhard, dessen Person bisher im Dunkel geblieben ist, nachzuforschen und sein Verhältnis zu Goethe geschichtlich festzustellen.

Es geschieht dies im folgenden auf Grund ungedruckten Materials, des Studiums der Engelhardschen Schriften und mancherlei unbekannter Beziehungen, die sich daran knüpfen lassen.

II.

Der Architekt Engelhard, mit Vornamen Daniel, entstammte einer althessischen Familie, aus der seit dem 16. Jahrhundert eine Reihe protestantische Geistliche, Beamte, Offiziere und Architekten hervorgegangen sind, und wurde am 12. April 1788 in Kassel als Sohn des kurhessischen Oberstleutnants, späteren Generals, Wilhelm Engelhard († 1818) geboren. Die Familie zählte damals in Kassel sehr viele und bedeutende Mitglieder. Ein Bruder des Generals hatte die als Dichterin bekannte Philippine Gatterer aus Göttingen geheiratet; eine ihrer Töchter wurde die Frau des reichen Magdeburger Kaufmanns Nathusius, dessen merkwürdige Geschichte Immermann in seinen Epigonen verwertet hat, und war die Mutter des Philipp Nathusius, dem Bettinens Werk „Ilius Pamphilius" gilt.

Daniel Engelhard besuchte in seiner Vaterstadt Kassel das Lyceum Fridericianum, auf dem die etwas älteren Brüder Jacob und Wilhelm Grimm seine Mitschüler waren. Mit Wilhelm verließ er 1803 gleichzeitig das Lyceum, um sich dem Baufach zu widmen. Seine Familie war mit dem kurhessischen Oberbaudirektor Heinrich Christoph Jussow befreundet, dessen Bauten das Kassel des Kurfürsten Wilhelm I. schmückten. Von ihm ist namentlich die Löwenburg und der Hauptteil des Schlosses zu Wilhelmshöhe erbaut, und sein (nicht ausgeführter) Plan der Kattenburg, an dem Daniel Engelhard sich beteiligen durfte, fand das große Lob Schinkels. Unter Jussow wird sich der junge Engelhard die ersten praktischen Kenntnisse im Bauwesen angeeignet haben. Denn erst ein Jahr nach seinem Abgange vom Lyceum, zum Sommersemester 1804, bezog er die Universität Göttingen, auf der er ein Jahr verblieb, um dann in Marburg weiter zu studieren, wo er wiederum mit Wilhelm Grimm und anderen Altersgenossen zusammentraf. Über den Gang seiner Studien läßt sich aus den Universitätsakten keine Auskunft mehr gewinnen. Indessen hat er gleich Anfangs aus der Göttinger Bibliothek, nach Ausweis ihrer Listen, die deutsche Übersetzung des griechischen Kunstschriftstellers Pausanias von Goldhagen und die berühmte Schrift des italienischen Philan-

thropen und Nationalökonomen Beccaria „dei delitti e delle pene" entliehen. Diese Werke weisen darauf hin, daß er von vornherein sich neben der Kunst auch mit allgemeineren Dingen beschäftigt hat, wie im Marburger Matrikelbuch als sein Studienfach geradezu die Oeconomia politica (Nationalökonomie) eingetragen ist. Auch die für einen angehenden Architekten sehr wichtige Kenntnis der italienischen Sprache muß er sich danach schon früh erworben haben. Die Beendigung seiner Universitätsstudien fiel wohl, ähnlich wie bei Wilhelm Grimm, mit dem Zusammenbruch der politischen Verhältnisse in Hessen zusammen.

Kassel als Hauptstadt des neuerrichteten Königreichs Westfalen, als Residenz des Königs Jerome, erhielt nun mit einem Schlage eine ganz andere Bedeutung als bisher. Hatte Kassel unter der landgräflichen und kurhessischen Regierung doch immer ein provinzial-eingeengtes Dasein geführt, so trat es jetzt mit dem Anspruch auf Gleichberechtigung in die Reihe der deutschen Landeshauptstädte ein. Das politische Gewicht war unzweifelhaft da, das geistige wurde angestrebt. Geld spielte keine Rolle. Für die Universitäten Marburg und Göttingen wurden reichliche Mittel flüssig gemacht. Ein Mann wie der Historiker Johannes von Müller verließ den preußischen Dienst und übernahm die Leitung des Bildungswesens in Kassel. An das neue Theater wurde der Musiker Johann Friedrich Reichardt aus preußischem Dienste berufen. Künste und Wissenschaften erfuhren jede mögliche Förderung. Weimar behauptete zwar, durch das Übergewicht der Persönlichkeit Goethes, leicht seine geistige und künstlerische Vorherrschaft, aber politisch war es durchaus genötigt, sich mit dem mächtigen Nachbarn auf guten Fuß zu stellen. Goethe, der Minister, verstand es vorzüglich, aus seiner unvergleichlichen Stellung als Dichter politischen Vorteil für den gefährdeten kleinen weimarischen Staat zu ziehen. Es gehörte zu seiner Diplomatie, sich überall einflußreiche Männer wie Frauen zu verpflichten, und sich, scheinbar nur rein aus geistigem Interesse, von ihnen über allerlei Vorgänge berichten zu lassen. Der Zufall wollte es nun, daß sein ergebener Verehrer, Graf Reinhard — von Hause aus ein bürgerlicher Schwabe, und erst in napoleonischen Diensten gegraft — 1808 als französischer Gesandter

bei König Jerome in Kassel beglaubigt wurde. Reinhard war ein Mann von Bildung und Geschmack, der durch seine Frau, eine geborene Reimarus aus Hamburg, auch nach den norddeutschen Gegenden hin gute Beziehungen hatte. Mit ihm konnte Goethe die politische Lage in Kassel, wie sie vor Jena gewesen war und unter dem neuen Regime sich gestaltete, vertraulich besprechen, auch erhielt er immer neue Kunde von solchen Besuchern, die ihm Reinhard aus der Kasseler Hofgesellschaft zuwies. Die westfälische Regierung legte es offenbar auch darauf an, gute Beziehungen mit Weimar zu unterhalten.

Reinhard ist literarisch und künstlerisch kein ganz einfacher Charakter. Er war und blieb zwar ein unbegrenzter Bewunderer Goethes und seiner Kunstanschauungen, aber trotzdem neigte er den romantischen Bestrebungen der jüngeren Talente mit Bewußtsein zu. Er war ein Freund der Brüder Schlegel und ein Gönner der Brüder Boisserée, deren Zeichnungen und Risse des Kölner Doms auf seine wirksame Empfehlung Sulpiz vor Goethe bringen durfte. In seiner nächsten Kasseler Umgebung sah er die literarische und poetische Romantik erstarken, die den Anschluß an die Heidelberger vollzog. Arnim, Brentano und die jungen Grimms waren ihm auch persönlich bekannt. Die Hessen hatten auch als Muster älterer deutscher Baukunst ihre Elisabethkirche in Marburg. Ein gewaltiges Aufsehen erregte die Entdeckung des Palastes des Barbarossa in Gelnhausen. Unter diesen Zeitströmungen und Einflüssen stand natürlich auch der junge Architekt Engelhard, den wir 1807 in Kassel und im Verkehr mit gleichgerichteten Freunden wiederfinden.

Im Jahre 1807 weilte auch in Kassel Bettina Brentano zu Besuch ihrer Schwester Lulu, die den einflußreichen westfälischen Hofbankier Jordis geheiratet hatte. Herr und Frau Jordis machten ein glänzendes Haus und pflegten auch gesellschaftlichen Verkehr mit der Familie Engelhard. Über dreißig Jahre später hat noch Bettina dem jungen Philipp Nathusius (Ilius Pamphilius 2, 304) genaue Aufschlüsse über den burlesken Charakter der Philippine Engelhard, seiner Großmutter, gegeben, die sie 1807 in Kassel kennen lernte. Damals auch gehörte zu Bettinens Umgang der junge Architekt Engelhard, der sich in sie verliebte, als sie im November 1807

vom Besuche Goethes wieder in Kassel erschien. Dies war die Zeit, wo Arnim und Clemens Brentano, unter Beihilfe ihrer Freunde Grimm, das Wunderhorn arrangierten und allerlei literarische Pläne für eine romantische Zeitung in Heidelberg erwogen. Daran nahmen von Grimms Jugendfreunden noch Paul Wigand und Daniel Engelhard teil. Was der letztere ihnen von seinen architektonischen Ansichten und Entwürfen vorgeschwärmt haben mag, konnte möglicherweise zum Teil in der projektierten Zeitung gute Verwendung finden.

Die Hauptsache aber war, daß durch Bettina und die Ihrigen damals zuerst Goethe in seinen Gesichtskreis trat.

III.

Daniel Engelhard sah Goethe, wie natürlich, mit den Augen Bettinens an, und die phantastische Verehrung, die er ihm weihte, gab ihm den Gedanken ein, den Plan eines Wohnhauses für ihn zu entwerfen. Um dieses Planes willen konnte er auch mit Bettina, als sie um die Jahreswende 1807 zu 1808 nach Frankfurt heimkehrte, in brieflicher Verbindung bleiben, die irgendwie vor ihrer Abreise ausgemacht wurde. Er ahnte dabei nicht, daß seine etwas verliebten Briefe, frisch angekommen, von Bettinen an Arnim würden weitergegeben werden, ohne gute Aufnahme zu finden. Aus der Korrespondenz ermittelte ich durch wunderbaren Zufall (in Graudenz, Sommer 1912) drei Originalbriefe Engelhards und ein zugehöriges Konzept Bettinens.

Darnach hatte Bettina bereits aus Frankfurt an Engelhard geschrieben, und zwar ziemlich abweisend; er antwortete:

[Cassel] d. 8ten Januar 1808.

Heute habe ich Ihren Brief erhalten und bin wunderbar und schrecklich dadurch bewegt. Ich weiß ja schon, daß Sie mich nicht wiederlieben, und konnte es nimmer glauben und bin so unglücklich darüber. Thuen Sie sich aber deshalb nicht selbst unrecht, Sie haben gewiß ein liebend Herz und Geist. Wenn Sie mich aber gleich nicht lieben, so liebe ich Sie doch immerfort und das soll mir keine Gewalt verwehren. Sie erschüttern mich aber auch so sehr durch

Ihre unbegreiflichen religiösen Ideen. Es ist mir als hätten Sie sich auf dem Wege der Erkenntniß von schönem griechischen Lande plötzlich verirrt in erhabene fürchterliche Caledonische Eisgegenden und könnten sich nicht wieder finden, weil Sie einmal irrten, sondern stürzten sich in grausen Wahnsinn, und das macht mir so unendlich bange, weil ich glauben muß, es sey Ihnen selbst schrecklich dabey zu Muthe. Sie sagen, ich glaube keinen Gott, haben Sie mich auch nicht mißverstanden? ich glaube ebenso wenig einen als keinen, aber ich glaube auch nicht, daß zwey mal zwey vier ist, und nichts gewiß. Es muß aber jeder Mensch selbst fühlen, wozu er bestimmt ist und sein Leben anwenden mag, beweißen kann ihm das sonst niemand. Bey mir ist das irrdische Glückseeligkeit, und es ist mir unbegreiflich und undenkbar und unmöglich, wie der Mensch zu einem andern Dinge bestimmt seyn soll. Aus dem Triebe zur Glückseeligkeit, der angebohren und in nichts gegründet zu seyn scheint, entstehn hernach alle andern Triebe und Leidenschaften. Jede Leidenschaft kommt aus der Vorstellung, daß ein Ding uns glücklich oder unglücklich mache. Wenn wir nun Lebenskraft oder Hoffnung auf künftiges Glück genug besitzen, um ein Glück in der Gegenwart wonach wir heftig strebten aufzuopfern, so beherrschen wir die Leidenschaft. — Ich kann aber nimmer die Ideale des Glücks, immer bey Ihnen zu leben, nicht vergessen. —

d. 16ten Januar.

Ich sende Ihnen hierbey eine Skizze von dem Grundrisse des Göthischen Landhauses (das ich bey Ihnen componirte); ich habe nicht immer daran zeichnen können und dann, wenn ich daran zeichnete, vergaß ich immer über dem lieben Wesen, das mir soviel von Göthe erzählt hat, Göthen selbst und ließ Bleyfeder und Cirkel liegen, in Träumereyen versinkend. Wären Sie noch eine Zeit hier geblieben, so hätten Sie mir noch vieles über Göthes inneres Hauswesen mittheilen müssen. Deshalb wünsche ich aber auch, daß Sie die Skizze eher sehn als ich sie ausführe, senden Sie mir aber dieselbe recht bald zurück, weil ich nicht eher die Ausführung beginnen kann. Göthe hat ja Kinder, sind

deren mehrere und sind sie erwachsen? — Nach dem Schlusse Ihres Briefes muß ich beynahe fürchten, daß Sie nicht erwarten noch einen Brief von mir zu sehn, gönnen Sie mir die einzige Freude doch nur noch diesmal — und noch einmal wenn ich Ihnen die vollendeten Zeichnungen sende. — Ach es ist mir so still und doch so wild, so leer und so todt zu Muthe. Nimmer habe ich Ruhe. Heil und Frieden der, welche mir ihn raubt.

Ihr
D. Engelhard.

Man erkennt aus diesem Briefe, daß sich die Kasseler Unterhaltung der jugendlichen Menschen nicht allein auf Kunst, sondern auch auf Religion erstreckt haben muß, wobei Bettina ihren christlich-romantischen Standpunkt gegen Engelhards zur Schau getragene griechisch-künstlerische Glaubenslosigkeit verfochten haben wird. Diesen Brief hat Arnim in der Hand gehabt und darunter geschrieben: „Briefe eines Baumeisters ohne Erbauung." Bettina hat dann gegen Engelhard sich über seine Beteuerungen und über den Bauriß für Goethe geäußert, worauf folgende Erwiderung kam:

[Cassel] d. 11ten Februar 1808.

Ich muß Ihnen um so eher wieder schreiben, als ich sehe, daß ich in meinem letzten Briefe durch meine Schuld Misverständnisse veranlaßt habe, welches mir sehr wehe thut.

Warum soll ich glauben, daß Sie in Wahnsinn leben und sprechen? wegen jenes Gleichnisses von Griechenland und Caledonien? — ich habe es schon bereut, als ich es kaum niedergeschrieben hatte, auf jeden Fall wollte ich statt Wahnsinn, Irrthum sagen. Ich verstehe Sie freylich zum Theil nicht, aber deshalb werde ich nicht an Ihnen irre werden. — Auch habe ich durch jene Gegensätze nicht behaupten wollen, daß wir gerade ein treues Abbild der Griechen seyn und werden müßten, oder auch nur seyn könnten, das was aber bey ihnen am vortrefflichsten ist, bleibt auch uns erreichbar, wenn es gleich bey uns ein anderes Gewand anzieht, — und ich kann mir nicht denken, daß Sie hierüber anderer Meynung sind. Wo ich dieses vortrefflichste nicht finde, habe ich Muth genug es hervor-

bringen zu helfen, und verlaßen mich dabey meine Kräfte, so laufe ich ihm nach, wo ich es sonst in der Welt finde. —

Sie sagen, daß ich alles aus nichts leite, vielleicht deswegen weil ich schrieb, daß der Trieb zur Glückseeligkeit in nichts andern gegründet zu seyn scheine, ich habe damit ausdrücken wollen, daß er sich seinem Ursprunge nach nicht weiter von Menschen erkennen laße. Wie sehr übrigens dieser Grundtrieb die Ursache alles menschlichen Thun und Trachten ist, beweißen zum Theil Ihre eigenen Worte, als: „ich wandre auf der großen Heerstraße der christlichen Religion, auf welcher tausend mit mir wandern und Trost und Freude erlangen", ferner: „ich liebe, weil ich ohne die Liebe nichts hab" — warum wollen Sie denn etwas haben? — Wenn in meinem Briefe steht, ich glaube überhaupt an nichts, so stände besser, ich glaube überhaupt nicht. An nichts glauben, heißt gewißermaßen doch an etwas glauben. — Doch laßen wir das. —

Am meisten schmerzt es mich, daß Sie nicht begreifen können, wie ich Sie nach meiner Ansicht Ihres Wesens lieben könne, Sie erscheinen mir außerordentlich gut, außerordentlich geistvoll und sehr edel, welche drey Dinge auf eine wunderbare Weise in Ihrer körperlichen Bildung ausgedrückt sind, deshalb liebe ich Sie und das stimmt auf das vollkommenste mit den Grundsätzen, die ich gegen Sie geäußert habe. — Aber der Himmel weiß, was Sie jetzt von mir denken, es ist mir als hätten Sie alles Zutrauen zu mir verlohren, ach! werden Sie nicht an mir irre, ich bin Ihnen so unendlich ergeben. Ich wollte, Sie könnten ganz in meine Seele sehn. —

Ihre Anmerkung zu dem Plan, Göthes Familie betreffend, konnte ich anfangs nicht begreifen, denn ich habe ja den größten Theil der linken Seite des Landhaußes zum Gebrauch der Frau von Göthe bestimmt (wozu also auch das Stübchen ihrer Kammerjunfer gehörte); als ich aber nachsah, bemerkte ich, daß ich den Buchstaben M, welcher das Haupt- und Wohnzimmer der Frau von Göthe bezeichnete, in der Beschreibung vergessen hatte. — Leben Sie wohl — ach! wenn ich nur wüßte, was Sie jetzt eigentlich von mir denken.

Ihr

D. Engelhard.

Von Bettinens Antwort ist nur das Konzept erhalten, es lautet:

So freue dich, Jüngling, in der Jugend, und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend. Thue, was dein Herz gelüstet, und deinen Augen gefällt; und wisse, daß dich Gott um dieß alles wird vor sein Gericht führen. Prediger: 12. C. V. 9 —

soll soviel heißen als weil Sie es denn einmal nicht anders thun, so lieben Sie mich nach Belieben, aber bedenken Sie, daß einstens einer wird wissen wollen, für was Sie den Aufwand von Gefühl gemacht haben, ob eine solge Liebe nicht mehr eine betrügerische Entführung Ihres Herzens für die Kunst ist. Denn in Ihrer Jugend sollte es nicht nur allein für dieselbe empfänglich seyn, sondern auch blos allein um dieselbe buhlen, es sollte mit Eifersucht an ihr hängen und keine Untreue weder in noch außer sich dulden, ohne Leidenschaft kömmt nichts tüchtiges heraus, und welche Leidenschaft muß es seyn! Ihr müßt vor eurer Göttin auf den Knieen liegen, müßt mit Dehmuth euch früher eurer Fehler zeihen als sie selbsten, müßt mit doppeltem Eifer, mit doppelter Liebe zu ihr aus dem gemeinen Leben zurück, und nur wenn Ihr in ihr erglüht, daß Ihr fühlt, daß Ihr in diesen Augenblicken nicht mehr der Welt angehört, sondern Gott und heiligsten Ausbildung seiner Erschaffung, dürft Ihr euer Werk ihr als würdig opfern, aber dann auch mit Zuversicht; wie froh empfand ich oft in Momenten, daß ich durch meine (nicht einmal ausübende) Liebe zu ihr fähig war allem Schicksal entrinnen zu können. Und Sie, die den festen Plan haben, ihr Ihr Leben zu weihen, können schon so früh auch Augen für andre Dinge haben, nach Menschen sich sehnen, die Sie blos wie die echten Ritter zu gewinnen sollten suchen, um sie dem Einzigen zuzuwenden. Am End wirds doch so herauskommen, daß Sie mich mit Ihrer Leidenschaft compromittiren, wie tausende es thun, die da sagen: Ich kann es nicht begreifen, ich war wie blind, ach alle Menschen müssen wohl so eine Epoche haben pp. Nicht wahr? und das wär mir am End noch das liebste, denn wenn Sie mir so in Ihren Briefen schreiben, z. B. „Ich bin wunderbar und schrecklich

durch Ihren Brief bewegt" — „Sie erschüttern mich so sehr" — „Ach es ist mir so still, leer, wild, todt zu Muthe" — was soll ich dazu sagen? soll ichs bedauren? soll ich mich drüber hinaussetzen? soll ich Freude an Ihren Huldigungen finden? soll ich Sie im Irrthum über meine Gesinnung lassen? —

Sie wollen wissen, was ich von Ihnen denke; war mein Brief nicht der letzte und stand darin nicht deutlich was ich dachte? und ist hier in meiner Antwort auch wieder deutlich was ich denke, hintennach spindisire ich nicht viel, auch bin ich nicht der Art, meine Gesinnungen gegen irgend jemand, dem ich Antwort auf seine Frage gebe, zurückzuhalten, und mehr bin ich geneigt eine Leidenschaft oder was es auch sey, das extemporirend in dem Menschen auftritt, für eine Naturerscheinung als für sonst etwas zu halten, mithin kann mich auch wenig der Art aus meiner Ruhe bringen, ich sehe zwar mit Aufmerksamkeit zu, überlasse es aber ganz seinem Wesen, um die Natur nicht in ihren Planen zu stören. Deswegen kann ich jedoch nicht umhin, unsere Correspondence über Caledonien etwas zu erweitern; Sie sagten im vorletzten Brief „die Caledonischen Eisgebürge". Soviel ich weiß, giebt es in Caledonien keine Eisgebürge, sondern sehr schönes fettes Gras, wo die Schafherden den grösten Theil des Jahres unter offnem Himmel wohnen, das Moos besonders wächst dort so kräftig und so eigen, daß selten ein Baum verfriert.

Leben Sie wohl und glauben Sie nicht, daß ich toll bin, wenn ich einen Brief in der Unschuld meines Herzens geschrieben habe, der nicht für einen Ketzer ist; grüßen Sie die Schwestern.

Bettine.

Auf diese Briefe bezieht sich, was Bettina im Februar 1808 Arnim nach Heidelberg meldete:[1]) „Der Caledonische Eisbergler hat mir geschrieben wieder sehr viel von denselben Gebirgen", und ein paar Tage später: „Mit Engelhard hab ich schon wieder Briefe gewechselt, immer wieder über die

[1]) In meinem neuen Bande „Achim von Arnim und Bettina Brentano" (Cotta, Stuttgart 1913).

Caledonischen Eisgebirge; er will immer wissen, was ich von ihm denke, das fällt mir nun niemals ein, und so muß ich ihn unbefriedigt lassen." Worauf Arnim, mitten heraus aus seinen Vorarbeiten für die Einsiedlerzeitung: „Bringe doch diesen Liebesbrieffabrikanten zu einem Plane des großen Einsiedler-Pallastes, worin viele tausend Gelehrte, Liebhaber, Sechswöchnerinnen ungestört neben einander wohnen können, ein Pallast, der immer noch als Babylonischer Thurm anwendbar wäre, das soll er aber bei Tage zeichnen und nicht Nachts." Das klingt doch ganz so, als habe Arnim daran gedacht, Engelhards baukünstlerisches Talent für die Einsiedlerzeitung nutzbar zu machen, gerade wie der junge Maler und Radierer Ludwig Grimm zu ähnlichem Zwecke von ihm nach Heidelberg berufen wurde.

Der letzte Brief Engelhards an Bettina stammt aus dem Mai 1808. Er schrieb ihr:

> Ich fühle wohl, liebe Bettine, daß Sie recht hatten mir nicht bald zurückzuschreiben, aber deshalb können Sie es mir doch nicht verdenken, wenn ich mich über den Empfang Ihres Briefes außerordentlich freuete, ich sehnte mich solange darnach. Einige Tage vorher hatte ich gerade daran gedacht, daß ehe ich Göthes Landhauß vollendete, ich Sie doch billig erst unter Dach und Fach bringen müsse, und war daher mit der Composition eines Gartenhaußes für Sie sehr beschäftigt. Ich überschicke Ihnen hier das eben fertig gewordene; wenn es Ihnen gefällt, so bitte ich Sie, machen Sie mir die große Freude und behalten Sie es, mir zum Andenken. Es ist zwar so klein und einfach, aber vielleicht errinnert es Sie an die Allee, wo unser Garten liegt und wo es Ihnen ja einmal so wohl gefallen hat. Sie können sich daraus eine Vorstellung von der Art und Weise, wie Göthes Landhauß componirt ist, machen, sogar unter den Verzierungen werden Sie darin vieles ähnliches finden.
>
> Was letzteres Hauß betrifft, so muß ich offenherzig gestehn, daß ich, ob ich gleich viel daran gearbeitet habe, noch gar nicht weit vorgerückt bin. Ich habe nemlich eines Theils die Arbeit daran wohl um das vierfache dadurch vergrößert, daß ich es ganz und gar perspectivisch zeichne,

und da bei der ersten angefangenen Ansicht der Gesichtspunct nicht ganz vortheilhaft gewählt scheint, noch eine zweyte Ansicht zeichnen werde, woraus Sie aber doch auch sehn, daß der Eifer noch nicht erloschen ist. Andern Theils bin ich nicht ganz Herr meiner Zeit gewesen, indem ich, um mich hier jemand zu emphelen, einen Plan von einem königlichen Residenzschlosse zeichnen mußte. Andere Arbeiten machte ich seit der Zeit nur wenige, mein Portrait habe ich gemahlt. Ich wünschte, Sie gäben mir noch recht lange Frist, weil es ermüdend ist, anhaltend an einer einzigen, auch der angenehmsten Composition zu arbeiten, und ich auch selbst nicht weiß, wie viel Zeit mir von öffentlichen Geschäften bleiben wird. Es ist aber etwas anderes, wenn Sie aus irgend einem besondern Grunde wünschen, daß ich bald fertig werde.

Ich habe noch eine Bitte zu Ihnen, Liebe, damit Sie sehn, daß ich nicht uneigennützig bin, bitte ich mir auch ein Andenken aus, schicken Sie mir doch jenes Lied der Mignon aus Wilhelm Meister, wie Sie es componirt haben; Sie spielten es an dem Morgen, wo Grimm ihr Portrait mahlte, und haben es mir schon damals versprochen.

Leben Sie recht wohl. Wie wäre es möglich, daß ich Ihre Aufrichtigkeit übelnehmen könnte, wie Sie glauben, aber meine Liebe zu Ihnen ist gewiß kein bösartiger Seelencatharr, gewiß nicht, liebe Bettine, und sie hält und wird sich auch halten an der freyen Luft. Adio.

Cassel den 5ten May 1808. Daniel E.

N.S. Ich habe noch immer vergessen Ihnen meine Addresse zu schreiben, ohne welche die Briefe an mich umständlicher besorgt werden, ich wohne vor dem Schlosse bey dem Schwerdtfeger Semmler.

Von dem Plane des Hauses für Goethe ist wirklich einmal in einem Briefe Bettinens an ihn die Rede gewesen (Briefwechsel mit einem Kinde, 3. Aufl. S. 294), wo sie ihm aus München, 9. November 1809, schrieb: „Sehr sonderbar ist es, auch einen Architekten lernte ich früher schon kennen, der in Deinen Wahlverwandtschaften unverkennbar erscheint; er verdient es

durch frühere enthusiastische Liebe zu Dir. Er machte damals einen Plan zu einem sehr wunderbaren Haus für Dich, das auf einem Felsen stand und mit vielen erznen Figuren, Springbrunnen und Säulen geziert war."

Recht bemerkenswert ist auch Engelhards gültiges Zeugnis, daß Ludwig Grimm, als blutjunger Anfänger seiner Kunst, schon Ende des Jahres 1807 in Kassel Bettinens Porträt gemalt habe. Das stimmt durchaus zu der gleichen Aussage der „Urkunden zum Leben und Werk des Malers und Radierers Ludwig Grimm", die ich den von Adolf Stoll herausgegebenen „Erinnerungen aus seinem Leben" (Leipzig 1911), die nichts davon melden, im „Literarischen Echo" (1912. 14, 749) nachbringen konnte. Bettina selbst berichtet dort 1809 Goethe, daß Ludwig Grimm schon vor zwei Jahren, da er noch gar wenig Übung hatte, aber viel stillen, vergrabenen Sinn, ein Bildchen von ihr gemacht habe. Als Fortsetzung und Vollendung dieses Kasseler Versuches müssen wir wohl Grimms bekannte Münchener Zeichnung und Radierung Bettinens auffassen. Ziehen wir dazu in Betracht, daß Goethe selbst — was ich auch im „Literarischen Echo" (14, 1570) durch die Mitteilung eines neugefundenen Goethebriefes aufgewiesen habe — schon Anfang 1808 sich Ludwig Grimms, der die Weimarer Zeichenschule besuchen sollte, persönlich anzunehmen versprochen hatte: so erklärt sich um so leichter das sehr freundliche Urteil, welches Goethe über sein Münchener Bettinenporträt aussprach (3. 11. 1809), und erklärt sich ebenso die freilich unzutreffende Annahme, daß die ihm von Bettinen dargebrachte Kopie des Albrecht Dürer, wovon noch weiter unten die Rede sein wird, von Ludwig Grimm herrühre.

IV.

War also im Arnim-Brentano-Grimmschen Kreise, dem sich Engelhard zugesellt hatte, der Blick unverwandt auf Goethe gerichtet, als auf diejenige allerhöchste Stelle im geistigen Deutschland, deren Beifall allein das Gelingen verbürge, so wird es an sich verständlich, daß sich auch der junge Architekt in Goethes Nähe gezogen fühlte. Zumal die neuen Anlagen und Bauten, die in Weimar durch Goethes allseitige Kunstbeförderung entstanden waren, etwas durchaus Verlockendes für den An-

fänger der Baukunst haben mußten. Also erschien Daniel Engelhard im Spätherbste 1808 zum ersten Male in Weimar. Als junger Künstler von ausgezeichnetem Herkommen erhielt er alsbald Zutritt zu den berühmten Abendgesellschaften der Frau Johanna Schopenhauer. Unter dem 24. November 1808 vermerkt Riemer in seinem Tagebuche: „Abends zu Madame Schopenhauer, wo die Gesellschaft überaus zahlreich war; Ziegesar mit seiner Frau, der junge Architekt usw." Es scheint, als sei Engelhard damals schon in der Weimarer Gesellschaft allgemein eingeführt und die bloße Bezeichnung „der junge Architekt", ohne Eigennamen, für ihn gang und gäbe gewesen, so daß ihn Riemer nicht anders zu benennen brauchte. An diesem Abend aber besuchte auch Goethe mit seiner Frau die Gesellschaft der Frau Schopenhauer, wie sein Tagebuch besagt: „Abends bei Mad. Schopenhauer große Gesellschaft." Bei dieser Gelegenheit, wenn nicht früher, fiel dem jungen Engelhard das große Glück zu, Goethe bekannt und seiner Gunst teilhaft zu werden, ein Lebensereignis für ihn, das von entscheidenden Folgen für seine künstlerische Entwickelung und Stellung zur Architektur geworden ist. Auch der Frau von Goethe wurde er vorgestellt, die ihn gleich den anderen Damen wohl leiden mochte, was in der Sprache des Weimarer Klatsches auch so ausgedrückt wurde: „die Vulpius sei in ihn verliebt gewesen". Er muß wohl in Goethes Hause verkehrt haben; denn unter dem 26. Januar 1809 heißt es in Goethes Tagebuche: „Nach Tische der Architekt Engelhard, um Abschied zu nehmen, weil er nach Kassel geht."[1])

Weitere unmittelbare Zeugnisse fehlen. Doch vermögen uns ein paar Nachklänge von dieser Zeit eine lebhaftere Vorstellung zu gewähren. Am 22. Februar 1809 schreibt Goethe an Bettina Brentano nach Bayern und neckt sie mit Herren, die ein eignes Interesse an ihr gezeigt hätten. So Wilhelm von Humboldt, der sie in München auf der Durchreise sah, und der in Weimar bei Goethe immer wieder von ihrer

[1]) Die Angabe der Weimarer Goethe-Ausgabe (IV. Abteilung, Bd. 30, Register S. 41): „Engelhard, D., Architekt in Weimar, seit 1809 in Cassel", geht nach allem obigen fehl.

kleinen Person zu reden angefangen hätte. Und dann fährt Goethe fort: „Neulich war ein schlanker Architekt von Kassel hier, auf den Du auch magst Eindruck gemacht haben,“ eine schalkhafte Anmutung, die Bettina in ihrer Original-Antwort gewandt parierte, indem sie zugunsten Goethes ihrerseits jedes Interesse für die beiden Herren ablehnte. Man bemerke bei Goethe wieder die bloße Bezeichnung „Architekt“ ohne Namen, das Beiwort „jung“ würde in diesem Zusammenhang nicht passend sein, aber „schlank“ deutet uns etwas wie ästhetisches Wohlgefallen Goethes an.

Wie mag nun aber auch Engelhard in Kassel seinen Freunden über Weimar und Goethe berichtet haben! So konnte Wilhelm Grimm z. B. am 2. März 1809 Arnim vertrauen: „Ein junger Architekt, Engelhard, ist kürzlich von Weimar gekommen und hat erzählt, daß Goethe jetzt an dem zweiten Teil des Faust arbeite und gesagt, es werde noch viel Spaß drin sein.“ Sehr merkwürdig ist auch in dieser Hinsicht ein Traum, den Wilhelm Grimm von sich damals aufgeschrieben hat: „Ich kam zum Engelhard, wo der Goethe saß an einem Tisch mitten in der Stube und Bilder besah. Wie ich eintrat, sagte er, ich solle doch einmal das schlechte Bild an der Wand betrachten, es sei übermäßig schlecht und lächerlich dabei ... Ich sah darauf das Bild an. Goethe war als Einsiedler in einem dunkelblauen Mantel gemalt, die Augen standen so hoch, daß man nur ein klein Stück kahle Stirn sah. Sie war zum Himmel gerichtet, als wenn er betete, und das ganze Gesicht leichenblaß: doch war eine Karikatur-Ähnlichkeit darin. Goethe stand auf und ging zum Ofen, wo ein kleines irdenes Gefäß stand, das er anfaßte und lächelnd sagte: nein, Engelhard, das begreife ich nicht, wie Sie in dieser Stube sein können und arbeiten, wo die Mädchen ihre Apotheke haben. Ich sagte: Ew. Excellenz irren, hier neben ist die Arbeitsstube, und machte die Türe auf. Wir gingen hinein, die Vorhänge waren zu, ich zog den mittelsten auf; es war aber ein trüber, wolkigter, kalter Himmel draußen, so daß nur wenig Licht hereinfiel, und wir schienen alle verdrießlich.“ Auch eine Federzeichnung, die Engelhard darstellt, mit der Jahreszahl 1809, hat Wilhelm Grimm, ein Zeichen ihres sehr nahen Verkehrs, damals angefertigt.

V.

Aber über dem Werte all dieser einzelnen Nachrichten, die ich zusammenfügen konnte, steht doch die Tatsache, daß Goethe die Gestalt seines jungen Architekten in den Wahlverwandtschaften nach dem Bilde Engelhards geschaffen hat. Bald nach des letzteren Fortgang von Weimar machte sich Goethe, im Frühsommer 1809, zu Jena an die Ausarbeitung seines Romans. Waren die Gedanken dazu auch schon längst in seiner Seele lebendig und wirksam, so gab ihm vielleicht gerade erst die Erscheinung Engelhards, den er als den willkommenen Träger der den Abschluß mit bedingenden architektonischen Einrichtungen benutzen konnte, den Anstoß dazu, die Hand ans Werk zu legen. Die Beziehungen zwischen der Wirklichkeit und der Dichtung, auch die verborgeneren, dürften jetzt wohl viel deutlicher ins Licht treten. Auch im Roman bleibt der Architekt ohne Eigennamen, erscheint ebenfalls schlank, wie in Wirklichkeit. Wie im gesellschaftlichen Umgang zeigt er sich auch in der Dichtung gegen die Damen artig, unterhaltend, hülfreich und ist beliebt bei ihnen. Und wenn zu Ottiliens unbegreiflichem Wesen auch Bettina Brentano, wie mehrfach ausgesprochen, einzelne Züge geliefert hat, dann rückt im Roman des Architekten tiefinnige, aber doch bloß freundschaftlich aufgenommene Neigung zu Ottilien ungefähr in die Beleuchtung, die auf Engelhards Neigung zu Bettinen fallen könnte.

Jedenfalls wurde von denen, die Engelhard kannten, sein Bild in den Wahlverwandtschaften, als sie im Oktober 1809 erschienen, unzweifelhaft sofort wiedererkannt. Auf der Weimarischen Seite z. B. erklärte ihn Riemer als „in den Wahlverwandtschaften sozusagen porträtiert" und versichert, daß „alle Welt ihn in dem jungen dort geschilderten Manne zu erkennen glaubte". Nach Stephan Schütze tauchte der „lange Architekt mit blühendem Gesichte, von Locken umwallt", dem er auch auf den Abendgesellschaften der Frau Schopenhauer begegnet war, wieder in den Wahlverwandtschaften auf; wobei zu beachten ist, daß auch Goethe seiner Romanfigur „schwarzes, langlockiges Haar" verlieh. Die Kasseler Kreise waren sich gleichfalls darüber einig. Jacob Grimm schrieb

sofort nach der Lektüre seinem Bruder: „Beim Architekten hat vielleicht Goethe wenigstens an die Gestalt des Engelhard gedacht.“ Bettina sprach die gleiche Wahrnehmung brieflich zu Goethe aus. Wilhelm Grimm, der, als er im Dezember 1809 nach Weimar kam, von Riemer als „ein artiger junger Mann, der aus Arnim, Brentano und Engelhard gemischt sei, auch in der Physiognomie“ charakterisiert wurde, schrieb an Arnim und Brentano nach Berlin: „Wer die Personen in den Wahlverwandtschaften sind, hat man längst heraus, der Architekt ist natürlich der Engelhard.“ Worauf wieder Arnim, der alles Darstellende und Beschreibende in dem Roman von wunderbarer Wahrheit und Vollendung fand, sich zu Jacob dahin äußerte, daß er die Menschen darin sich nicht zu gestalten wisse: „den Architekten ausgenommen, weil ich ihn gesehen habe“. Und dieser Auffassung, daß Daniel Engelhard das Vorbild seines Kunstgenossen im Roman sei, hat Goethe, wie schon oben bemerkt, nicht widersprochen, sondern ihr durch seine spätere Aufnahme sogar Geltung verschafft.

VI.

Diesen festen Tatsachen gegenüber entsteht die Frage, ob sich in des jungen Engelhard Entwicklung der Einfluß Goethes bemerkbar macht und aufweisen läßt: eine Frage, die zu bejahen sein wird.

Die architektonische Grundauffassung, die scheinbar absichtslos im Romane herrscht, ist die von deutscher Art und Kunst, vom Spitzbogenstil, kurz von sogenannter gotischer oder altdeutscher Baukunst. Dieser Stil war ein Haupterfordernis des damaligen Modegeschmackes, dem Goethe nachgab. Diesen Standpunkt vertrat auch der „mit Schlegelianismus tingierte“ Kölner Kunstfreund Sulpiz Boisserée. Ebenso dachten auf ihren davon verschiedenen Arbeitsgebieten Brentano, Arnim oder die Brüder Grimm; niemals wären die letzteren z. B. von ihrem Glauben abgegangen, daß die Phantasiegebilde der deutschen oder nordischen Mythologie, des Tierepos, des Märchens, der Sage dem heimischen Boden entsprossen seien, wie sie folgerichtig an dem reindeutschen Ursprunge der gotischen Baukunst festhielten. In diesen Anschauungen müssen wir uns auch Engelhard als Architekten befangen denken,

ob wir gleich sahen, daß er in jugendlich-theoretischem Streitverfahren gegen Bettina auch schon mit griechischen Kunstidealen spielte. In Weimar aber, wo tatsächlich der Klassizismus, nicht der Romantismus, von staatswegen gefördert wurde, verstärkte sich in Engelhard die Hinneigung zu den griechischen Kunstformen, und nach Goethischer Lehre wollte auch er in den älteren deutschen Bauwerken nur einen Übergang von früheren zu späteren Bauformen erkennen.

Nach Kassel heimgekehrt, scheint er seine neue Kunstansicht mit Schärfe und Eifer ausgesprochen zu haben. Ihrem Mißmut darüber machten die Brüder Grimm, trotz aller Freundschaft, die fortbestand, des öfteren Luft. Wilhelm schrieb an Clemens Brentano (12. 4. 1810): „Öfters werden wir von dem Engelhard besucht, der recht gut und gescheit auch ist, der einem aber bei jedem Gespräch scharfe Degenspitzen von Grundsätzen und Meinungen entgegenhält, so daß man weder mit ihm reden noch angenehm sein kann.“ An Arnim (3. 8. 1810): „Es soll auch (in Kassel) ein neues Theater gebaut werden, und eine Konkurrenz ist eröffnet. Der Engelhard macht auch einen Plan, oder will ihn machen. Da er aber alle Taschen, Futtertuch, Ärmel und, wie ein Hamster, auch die Backen voll von Plänen hat, so kann er sich nicht regen, um einen auszuführen. Er quält uns oft mit der Entstehung der gotischen Baukunst, die ohne Barmherzigkeit aus Ägypten her sein soll. Mir wird überhaupt die Manie zuwider, mit der man alles aus der Fremde herleiten und uns wieder entziehen will, daß man nächstens auf die Erde fallen wird, wenn man sich setzen will, weil der Stuhl weg ist.“ Und an den gemeinschaftlichen Freund Wigand schrieb Wilhelm Grimm um dieselbe Zeit: „Du mußt auch wissen, daß wir mit dem Engelhard in Gemeinschaft ein Haus bauen, ohne jedoch bis jetzt auch nur einen Fuß breit Platz oder Stein zu haben: es wird in dem modern griechisch einfach edlen romantischen etwas gotischen Stil gebaut werden.“ Kein Zweifel, Engelhards Kunstansicht fängt an, von der seiner Freunde sich mehr und mehr bewußt zu entfernen.

Dies geschah aber, wie angedeutet, unter Goethes mächtigem Einfluß. Die Liebe der Jugend zur deutschen Vorzeit hatte er befördert, solange er darin nichts als das berechtigte

Streben sah, eine vergessene Epoche deutscher Geschichte wieder lebendig in die Gegenwart hineinzustellen. Seine Anzeige des ersten Bandes von „Des Knaben Wunderhorn", 1806, und die Baukunst der Wahlverwandtschaften bleiben die erfreulichen Denkmäler dieser Sinnesart. Aber als er in dem ganzen Beginnen eine „leidenschaftliche Beschränkung", eine einseitige Abkehr von der allgemeinen Bildung wahrzunehmen glaubte, hielt er es für seine Pflicht, von solchem „deutschen Patriotismus" sich freizumachen. Das ist der Grund, weshalb er 1808 für die Fortsetzung des Wunderhorns und die Einsiedlerzeitung, oder nachher für die Altdänischen Heldenlieder nichts mehr öffentlich tun mochte. Was die Baukunst anlangt, so war es ihm recht willkommen, daß er 1809 Hirts prächtiges Werk „Die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten" empfing, worin er den Grundsatz entwickelt und durchgeführt fand, daß das Ideal aller Baukunst die griechisch-römische sei, was im Grunde auch seine Meinung traf. Und gerade während er Hirt gestand, daß ihn oft eine gewaltsame Sehnsucht ergreife, sich zum geistigen Anschauen der großen Monumente des griechischen Altertums zu erheben, wurde ihm von Sulpiz Boisserée mit jener leidenschaftlichen Beschränkung das größte Werk der „gotischen" Baukunst, der Kölner Dom, in Grundrissen und Zeichnungen entgegengebracht. Um sich dagegen zu behaupten, gab er unbedenklich seine eigenen, auch „leidenschaftlich beschränkten" Jugendtendenzen preis. „Ich habe mich," schrieb er an Boisserées Gönner Reinhard (14. 5. 1810), „früher auch für diese Dinge interessiert und ebenso eine Art von Abgötterei mit dem Straßburger Münster getrieben." Boisserée irrte sich sehr, wenn er als Erfolg seiner persönlichen Einwirkung auf Goethe den Seinigen meldete (10. 5. 1811): „Alle Einwendungen des Alten gegen die eigene vaterländische Erfindung der gotischen Baukunst verstummen". Nein, Goethe bekannte sich jetzt zu der Anschauung, daß diese Bauart eine „sarazenische Pflanze" sei, die sich von Süden nach Norden verbreitete: gleichsam ein unfertiger Raupen- und Puppenzustand, in dem die ersten Künstler der italienischen Renaissance auch steckten, bis endlich Michelangelo, indem er die Peterskirche konzipierte, die Schale zerbrach und als wundersamer Prachtvogel sich der Welt darstellte. Goethe hatte eben,

seit seiner Jugendschwärmerei für den Straßburger Münster, nicht umsonst seine Reise nach Italien gemacht und sich für die Baukunst der Renaissance begeistert. Er wollte sich nicht auf einen seiner Meinung nach überwundenen Standpunkt zurückstoßen lassen, und es wird uns daher begreiflich, daß er in lange genährtem Unmut sogar „Wut und Haß gegen die gotische Architektur" zum Ausdruck brachte, wie derselbe Boisserée berichtet (1815. 1,264). Ja, man kann sagen, daß Goethe durch seine Veröffentlichung der „Italienischen Reise" (1814—1817), die die Kunst der Renaissance verherrlicht, ein Gegengewicht gegen die Bestrebungen der Jungen schaffen wollte.

Engelhard, der noch als mäßiger Bewunderer der sogenannten gotischen Baukunst nach Weimar ging, kam mit veränderten Anschauungen zurück. Wilhelm Grimms ungehaltener Scherz über seinen „modern griechisch einfach edlen romantischen etwas gotischen Stil" zeigt, daß schon etwas wie eine allgemein-geschichtliche Auffassung in ihm wirksam zu werden beginnt. Nun gar die für seine Freunde ketzerische Meinung, daß die gotische Baukunst aus Ägypten her sei, schmeckt doch, verstanden oder nicht verstanden, stark nach Weimar und Goethe, der ja den sarazenischen Ursprung behauptete. Engelhard ist aber in dieser Ansicht niemals mehr schwankend geworden, hat sie in sich weiter entwickelt und in seinen Schriften zur Baukunst vielfach ausgesprochen. Ich will mich in diesem Betracht nur auf sein letztes (1857, ein Jahr nach seinem Tode) erschienenes Werk „Die Theorie der architektonischen Verzierungskunst" beziehen.

Er handelt darin (S. 106) auch von der arabischen Baukunst, in deren Stile „durch Araber . . und Sarazenen in . . Ägypten, Spanien und Sizilien" die prächtigsten Gebäude entstanden seien; aus der arabischen Bauart spreche Kenntnis der griechischen Baukunst; vorherrschend in allen Zweigen der arabischen Bauart seien die Spitzbogen. In der „sogenannten neugotischen oder Spitzgewölbe-Bauart" sieht er (S. 113) nichts als die Verpflanzung einer orientalischen Architektur in den Occident; ihre unterscheidende Grundform sei auch der Spitzbogen. Und als Muster des reinen und vollendeten Spitzbogenstiles rühmt er, nicht mit Goethe den Straßburger

Münster, nicht mit Boisserée den Kölner Dom, nicht mit Schön die ostpreußische Marienburg, sondern als guter Hesse die Kirche der heiligen Elisabeth in Marburg. Den geraden Beweis für Goethes Einfluß erbringt aber glücklicherweise eine Stelle, die (S. 132) folgendermaßen lautet: „Wir verdanken es Goethe, auf die Verdienste dieser (der „gotischen") Bauart aufmerksam gemacht zu haben, und das in seiner bekannten Schrift „Über deutsche Baukunst", die er in seinem 24. Jahre, 1773, verfaßte. Sie ist der begeisterte Ausdruck jugendlicher Gefühle über den Wert einer Bauart, die der verdorbene Geschmack der damaligen Zeit zu verachten sich das Ansehen gab. Goethe hat sich über diese Schrift persönlich gegen mich geäußert, indem er erklärte, daß er wohl glaube, im Jugendeifer darin zu weit gegangen zu sein, und daß man das Gesagte nicht als mit seinen reiferen Ansichten ganz übereinstimmend ansehen dürfe. Diese Äußerung, die er im Jahre 1808 gegen mich machte, geschah wohl eben in der Absicht, mich selbst von einem allzugroßen Eifer, den ich für diese Bauart zeigte, abzuhalten, und gewiß war es wenigstens damals nicht seine Meinung, daß diese Bauart aus ihrem Grabe gleichsam wieder auferstehen und die herrschende des Zeitalters werden könne. Auch sah er wohl damals, wo man die herrlichen Produktionen des Spitzbogenstils in England, Frankreich, Spanien und Portugal in Deutschland besser kannte wie im Jahre 1773, längst ein, daß derselbe keine eigentümlich deutsche Architektur sei. Dennoch hat sein Vorgang viele andere, und zwar mitunter sehr geistreiche und talentvolle Männer bewogen, das Panier für diese Bauart zu erheben und die Zeitgenossen aufzufordern, sie als eigentlich deutsche Kunst wieder auf den Thron zu setzen, der ihr gebühre. Ich glaube, daß ich, wiewohl ich selbst unter dieser Fahne gefochten habe, dennoch imstande bin, mich unparteiisch über diese Richtung auszusprechen."

So hat Goethe auf Engelhard sowohl als Theoretiker der Baukunst wie als ausübenden Architekten nachhaltig eingewirkt und damit Einfluß auf seine öffentlichen Bauten gewonnen.

VII.

Das Jahr 1810 brachte dem jungen Architekten Daniel Engelhard, der nun als ausgelernt gelten konnte, den Eintritt in den königlich westfälischen Staatsdienst, altersgemäß zwei Jahre nach Jacob Grimm, während Wilhelm noch lange Privatgelehrter bleiben mußte. In den westfälischen Staatshandbüchern erscheint zuerst 1810 Engelhard jeune — jeune im Gegensatze zu einem älteren Baumeister Engelhard — in der Administration générale des Ponts et Chaussées, und zwar im Conseil général des Ponts et Chaussées, als ingenieur ordinaire et secrétaire, ebenso 1811, 1812 und 1813, während die deutsche Ausgabe der Staatshandbücher ihm den Titel Distrikts-Baumeister beilegt.

Es war damals allgemeiner Brauch, daß die jungen Künstler eine Reise nach Italien machten, auch Paris besuchten, wohin die berühmtesten Kunstwerke aus allen Ländern Europas verbracht worden waren. Ich nenne von Engelhards hessischen Bekannten nur den von Goethe mit dem Preise ausgezeichneten Landschaftsmaler von Rohden, den Bildhauer Werner Henschel, den Maler und Radierer Ludwig Grimm, die alle das gelobte Land der Kunst aufgesucht haben. Auch dem jungen Engelhard schien die Reise nach Italien, wie er in einer seiner Schriften bekennt, als der Glanzpunkt im Lebenslaufe des Architekten, nach welchem er schon als Knabe und Jüngling sehnsüchtig schaute. Was ihm aber seine persönlichen Verhältnisse schwerlich gestattet hätten, schenkte ihm seine amtliche Stellung: nämlich zu Ende des Jahres 1810 erhielt er einen Studien- und Reiseurlaub nach Italien. Wilhelm Grimm schrieb damals an Clemens Brentano (15. 12. 1810): „Wir können diesen Winter recht ungestört arbeiten, da unser einziger Besuch, der Engelhard, in diesen Tagen abreist, und zwar nach Italien. Er hat auf acht Monate Urlaub und seinen Gehalt bekommen und will sich nun dort zu einem perfekten Baumeister machen. Ich hoffe, daß diese Reise ihm zuträglich ist und daß er ernster gesinnt wird für seine Kunst. Denn es ist merkwürdig, daß von allem dem, was in den Wahlverwandtschaften gesagt wird, auch gar nichts wahr ist. Statt eines stillen, ruhigen, fleißigen Fort-

arbeitens, das ihm gerade notwendig wäre, ist eine unfruchtbare Planmacherei in ihm, die ihn gar nicht dazu kommen läßt, etwas auszuführen. Im Anfang hab ich mich für manches interessiert, das er vorzuhaben schien, als ich aber sah, wie liederlich er alles wieder hinwarf, ist mir das Wesen zuwider geworden: ich habe ihm gesagt, ein Wohnhaus allhier wär mir lieber als ein Chateau en Espagne. Dazu kommt, daß er in einigen Dingen geradezu verwirrt ist. Sonst hat er manches Gute und ist auch brav, und ich glaube, daß er jenen Fehler wieder ablegt, wenn er einmal zu einer Erkenntnis von sich und seinen Kräften gelangt, wozu diese Reise behilflich sein kann." Was in diesem Urteil für Engelhard günstig lautet, werden wir doch um so höher bewerten dürfen, als wir ja wissen, daß Wilhelm Grimm und sein Bruder ungewöhnlich planvoll arbeiteten und manche sachliche Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und Engelhard sich herausgebildet hatte.

Wie Wilhelm Grimm sein Interesse für Engelhards baukünstlerische Pläne bezeigte, so nahm dieser wieder an den literarischen Bestrebungen der Freunde Anteil. Die ausgiebigen Mitteilungen über ihn an Arnim und Brentano können doch nur darin ihre Berechtigung haben, daß auch zu ihnen ein auf Gegenseitigkeit gegründetes Verhältnis bestand. Er gehörte dem damals von Grimms eingerichteten Lesezirkel an. Sein Name erscheint in der Pränumerantenliste vor ihrer Ausgabe des Armen Heinrich. Wilhelm gab ihm Arnims Gräfin Dolores zu lesen (an Clemens Brentano 15. 12. 1810), ohne freilich von seinem Geschmacksurteil befriedigt zu sein. Während seiner italienischen Reise, hatte er den Brüdern zugesagt, wolle er auf Volkslieder, Volksbücher, Märchen und Sagen achten und in Rom den von Görres mit Abschrift altdeutscher Handschriften in der Vatikanischen Bibliothek betrauten Privatgelehrten Glöckle nach etwa ihm vorgekommenen Beiträgen zur Tiersage befragen. Es sollte ein Briefwechsel unterhalten werden, der auch Auskunft darüber ergäbe, ob es den Brüdern in wirtschaftlicher Hinsicht möglich wäre, bald ihren Bruder Ludwig, der damals in München arbeitete, die Reise nach Italien antreten zu lassen. Es ist nun freilich der Lauf der Welt, daß aus solchen Wünschen und Versprechungen,

die man für eine Reise mitnimmt, meist weniger herauskommt, als in der redlichen Absicht der Beteiligten liegt.

Zu dem neuen Jahre trat Engelhard die römische Reise an; er ging zunächst nach Weimar. Wie Goethe in seinem Tagebuche vermerkt hat, machte ihm der „Architekt Engelhard von Kassel, auf seiner Durchreise nach Italien" am 3. Januar 1811 Besuch. Für den folgenden Tag ward „Mittags Architekt Engelhard zu Tische" bei Goethe geladen, und am 5. Januar richtete dieser einen Brief „an Dr. Schlosser nach Rom durch den Architekt Engelhard". Auf der regelmäßigen Abendgesellschaft bei der Frau Schopenhauer am 6. Januar, zu der sich auch Goethe einfand, wird er Engelhard nochmals gesehen haben. Näheres über diese Weimarer Tage erfuhren die Brüder Grimm in Kassel durch folgenden Brief:

Weimar d. 5ten Januar 1811.

Liebe Grimms.

Ich schreibe Ihrem Wunsch gemäß von Weimar, wo ich seit dem 2ten d. M. bin und alte Freunde wiedergefunden habe, bin auch so glücklich Ihnen viel von Göthe schreiben zu können, da ich Denselben zweymal gesehn und gesprochen und gestern den ganzen Mittag und Nachmittag bey ihm gewesen bin und beständig mit ihm gesprochen habe, ich werde wohl Zeit meines Lebens an diesen Mittag denken, so herrlich und schön ist er gewesen. Göthe sprach durchaus von architectonischen Sachen, machte mich auf viele Gebäude in Italien aufmerksam und beschrieb mir solche, mit vielen allgemeinen vortrefflichen Bemerkungen über den hohen großen Geist der ältern italienischen Baumeister, besonders Palladio.

Er fragte mich auch, ob ich Sie, Grimms, kenne, und da ich sagte: recht gut und genau, so setzte er hinzu, Sie wären wackere Leute und hätten sehr viel Verdienst um die alte Poesie. Es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht schreiben kann, ob man vielleicht bald ein neues Werk von Göthe zu erwarten hat, es scheint mir unbescheiden, Riemer danach zu fragen, und sonst habe ich nichts erfahren. In einem der Zimmer hängt ein großes sehr gut gemahltes Bild, Copie von dem Selbstportrait des Albrecht Dürer zu München,

die Bettine hatte solches geschickt, und nach Riemers Beschreibung könnte solches wohl von Ihrem Bruder seyn.

In Erfurth habe ich mich mehrere Tage aufgehalten, um den Dom recht zu sehn, einen ganz herrlich verzierten großen Chorstuhl zu zeichnen und ein Bild von Lucas Kranach durchzuzeichnen. Zugleich lege ich eine Beschreibung von einem der schönsten altdeutschen Bilder eben dasebst bei, bitte Sie aber, solche hernach an meine Schwester Luise abzugeben, für welche sie eigentlich bestimmt ist. —

Das neueste von Kunst hier (in Weimar) ist die Rückkunft des Mahler Jagemann aus Italien, der ein freyes kräftiges Talent hat und einen guten Geist, mahlt aus dem alten Testament, was ich sehr verständig finde. Das Werk der Riepenhausen[1]) habe ich auch gesehn bey Bertuch und finde es äußerst interessant. Die Figuren sind 6 bis 10 Zoll groß, also viel größer als gewöhnlich. Es sind jetzt 4 Hefte erschienen. Außer den von Herrn Jagemann nach der Natur und andern Bildern gemahlten Sachen, hat er auch ein Lebensgroßes Bild: Elisa der den Sohn der Sunamitin erweckt, componirt und in Oel gemahlt, welches ohne Zweifel sehr brav ist und einfach und gehaltvoll.[2]) Bloß die drey Figuren und einfache verständige Staffage.

Leben Sie wohl und denken Sie an mich, und wenn Sie mich lieb haben, so schreiben Sie mir bald etwas von dem, was mich am höchsten interessirt in der Welt. Die Zweige können wohl wieder grüne Blätter treiben, aber die Blume und Krone sind zerschmettert und werden nie wieder wachsen, der innerste Kern ist gestorben. O was ist das Leben ohne Liebe in dieser ehrlosen Zeit.

DE.

N. S. d. 6ten Januar.

Da ich noch einige Tage länger hier geblieben bin, so kann ich noch soviel Zeit finden, um Ihnen einiges sehr interessantes zu schreiben. Das neueste, was von Göthe auf Ostern zu erwarten, ist Hackerts Leben, größtentheils von Hackert selbst geschrieben. So dann kommen die Fort-

[1]) Die Geschichte der Malerei in Italien, Stuttgart 1810.

[2]) Dieses Bildes erwähnt auch Goethe in seiner Gedächtnisrede auf Jagemann.

setzung vom Wilhelm Meister, die Vollendung der Pandora und ein Band noch unbekannter oder wenig bekannter Gedichte, worunter mehrere kleine dramatische Stücke in der Art des Fastnachtsspiels. Daß die Hofräthin Schoppenhauer, der Hofrath Meyer, Bertuch's u. s. w. wohl und die alten sind, versteht sich von selbst. Ich reise wahrscheinlich Morgen Abend ab, und dann wohl sehr schnell, nicht so sehr wegen der Kälte, sondern wegen der Unruhe, die mich peinigt. Übrigens ist mir mein Aufenthalt sehr nützlich, wegen der Empfehlungsschreiben, die ich hier erhalte, und mündlicher Belehrung. DE.

Man stelle sich die Situation vor: der junge Baukünstler, dessen Bild die Wahlverwandtschaften enthielten, tritt wieder persönlich vor Goethe und erfährt abermals seine fördernde Güte! Etwas von diesem berechtigten Hochgefühl klingt in den Worten seines Briefes nach. Auch Goethe sind die Stunden des Wiedersehens so wichtig und eindrucksvoll erschienen, daß er den Gang des Gespräches durch Stichworte in seinem Tagebuche festgehalten hat: „Über Kassel. Palladio. Bußlers Ornamente". Engelhards vorstehender Brief liefert gleichsam den Kommentar dazu. Was Goethes Beurteilung der Brüder Grimm anlangt, von denen Wilhelm ein Jahr zuvor bei ihm gewesen war, so fügt es sich sehr gut zu dem, was ich aus anderen Quellen früher in meinem Buche „Goethe und die Brüder Grimm" (Berlin 1892) zusammentragen konnte. Aber sehr interessant ist, daß von Goethe und seiner Umgebung die Kopie des Dürerschen Selbstporträts, von dem in Bettinens „Briefwechsel mit einem Kinde" genugsam die Rede ist, irrtümlich für eine Arbeit des jungen Ludwig Grimm gehalten wurde, und daraus dürfte sich, wie vorher bemerkt, der warme Ton des Briefes (3. 11. 1809) erklären, in dem Goethe für Grimms Bettinabild wie für den Dürer dankt.[1]) Die architektonischen Gespräche nahmen, in Anbetracht des Reise-

[1]) Die Dürerkopie, die wieder in Bettinens Hände gelangte, hing Jahrzehnte lang später im Arbeitszimmer Herman Grimms, nach dessen Verfügung ich sie in Goethes Haus nach Weimar zurückgestellt habe. Sie ist von einem jungen, sehr armen Maler, namens Epp, gemalt worden, den Bettina in München hilfreich beschäftigte.

planes, natürlich ihre Richtung auf die italienische Baukunst und Baugeschichte, innerhalb deren Goethe das Verdienst Palladios sehr hoch schätzte. Man braucht daraufhin nur sein (späteres) Werk über die „Italienische Reise“ durchzusehen. Er fand etwas Göttliches in den Bauanlagen Palladios, wie eines völlig großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert. Er ermuntert durch sein eignes Beispiel zum Studium dieses Meisters, weil er die Alten und das Altertum gründlich erforscht und unsren Bedürfnissen näherzuführen gesucht habe. Während aber Sulpiz Boisserée, der (1,264) auch Goethes „rein persönliche Leidenschaft für Palladio, bis ins grassesste nichts als Palladio und Palladio“ 1815 zu hören bekam, sich innerlich ablehnend verhielt, ging Engelhard auf diese Ideen ein und wurde ein Bewunderer Palladios wegen seiner „genialen Erfindung der Gebäude im ganzen“, wie er es noch in einer seiner letzten Schriften ausdrückt.[1]) Wenn Bußlers „Ornamente“, richtig: „Verzierungen aus dem Altertum“ (Berlin 1805) weiteren Gesprächsstoff boten, so erinnern wir uns, daß Goethe sich 1806 über dieses Werk öffentlich erklärt hatte, in dem Sinne, daß zu den aus dem Altertum uns herübergereichten Typen der Verzierungen nichts hinzuzutun nötig, wenig wirklich Neues und Gutes noch zu erfinden möglich sein dürfte. Es deckt sich diese Ansicht mit Hirts Lehre, daß die griechische Bauart eigentlich schon alle Formen der späteren Entwickelungen der Baukunst vorweggenommen habe und in sich enthalte. Gerade aber wieder die Verzierungen in der Baukunst machte Engelhard zum Gegenstande seiner besonderen Studien; sein letztes Werk (Kassel 1857) trägt den Titel: „Die Theorie der architektonischen Verzierungskunst“ und kommt, wie wir sahen und noch sehen werden, wenn irgendmöglich, auf Goethe und seine dies Fach berührenden Kunstanschauungen zurück.

---

[1]) Es wäre nicht unmöglich, daß auch Achim von Arnim unter goethischem Einflusse stand, als er in seiner „Gräfin Dolores“ (vgl. meine Arnim-Ausgabe im Insel-Verlage 1, 8) schrieb, der Graf hätte sich zu dem heiteren Palaste, den er dem altertümlichen Fürstenschlosse gegenüber erbaute, „mit vielem Kunstsinne einen der schönsten Pläne Palladios angeeignet und zugerichtet.“

Aber nicht nur durch guten Rat, sondern auch durch Empfehlung suchte Goethe seinem jungen Freunde den Aufenthalt in Italien fruchtbar zu machen: doch ist sein Brief an Dr. Schlosser in Rom nicht wieder, weder im Original noch im Konzept, zum Vorschein gekommen. Die Nachrichten, die Engelhard schließlich doch noch über neu zu erwartende Werke Goethes in seinem Briefe überschreiben konnte, gingen frisch von Kassel nach Berlin weiter; denn Wilhelm Grimm bemerkte (22. 1. 1811) gegen Brentano, im Anschluß an W. Schlegels Heidelberger Rezension über die Pandora, eines der „schönsten und lieblichsten" Gedichte: „Daß Goethe Hackerts Leben, einen Band Gedichte, Fortsetzung von Wilhelm Meister herausgeben will, wird Ihnen keine Neuigkeit sein." Es ist ganz wunderbar, welche Folgen auch dieses Architekten-Erlebnis mit Goethe nach den verschiedensten Seiten hin ausstrahlt.

VIII.

Erinnern wir uns, daß Engelhard schreibt, er werde die bei Goethe verbrachten Nachmittagsstunden Zeit seines Lebens nicht vergessen. Goethe habe ihn auf viele Gebäude in Italien aufmerksam gemacht und sie ihm beschrieben, mit vielen allgemeinen Bemerkungen über den großen Geist der älteren italienischen Baumeister, besonders des Palladio. Wir empfinden, daß Goethe, angeregt durch die bevorstehende Reise des jungen Architekten, die Erinnerungen seiner eigenen italienischen Reise wieder nachgenossen habe. Noch war ja damals sein Werk, die „Italienische Reise", nicht heraus. Es fragt sich, ob noch einiges von den Anregungen dieser Nachmittagsstunden bei Engelhard wiedergefunden werden kann. Der Versuch, diese Frage zu beantworten, hat mich nun in den Stand gesetzt, bisher nicht gekanntes Material zu Goethes „Italienischer Reise" beizubringen.

Unter Engelhards späteren Schriften gibt es eine, die den Titel „Instruktion für junge Architekten zu Reisen in Italien" führt und in den Bänden 11 und 12 des im Reimerschen Verlage von A. L. Crelle herausgegebenen „Journals für die Baukunst" erschienen ist (auch separat bei Reimer, Berlin 1838). Es war von vornherein klar, daß die „Instruktion" auf den eigenen Reiseerfahrungen Engelhards beruhen werde, aber

die Lektüre ergab des weiteren das unverhoffte Resultat, daß den eigentlichen Kern der Schrift ein Tagebuch ausmacht, welches er auf der Reise geführt hat. Und dadurch erhalten wir eine Fülle von neuen Beziehungen persönlicher Art, von architektonischen Beobachtungen und Schilderungen, die, wo es angeht, mit Vorliebe und sichtlicher Neigung an Goethe geknüpft sind. Es waltet freilich ein großer Unterschied zwischen Goethes „Italienischer Reise" (1816) und Engelhards „Instruktion zu Reisen in Italien" (1837). Goethe schreibt als allgemeiner Kunstfreund, der Natur, Kunst und Kultur in all ihrer Schönheit genießt; Engelhard, der sich im wesentlichen auf die Baukunst beschränkt, schreibt als Architekt für Architekten. Zwar war ihm Goethes „Italienische Reise" wie andere seiner Werke bekannt, als er seine „Instruktion" verfaßte; aber er bezieht sich fast gar nicht auf die „Italienische Reise", sondern folgt streng seinen Tagebuchaufzeichnungen, so daß seine Mitteilungen über Goethe nur auf die mündlichen Gespräche mit ihm zurückgehen. Er reiste 1811 auch nicht auf Goethes Spuren. Die Reise ging vielmehr, um nur die Hauptpunkte zu nennen, über Prag, Wien, Pontafel-Pontiebba (noch im Januar), San Daniele, Spilimbergo, Pordenone (Februar), Treviso, Mestre nach Venedig; dann weiter über Padua, Vicenza, Verona, Mantua, Ferrara, Bologna, Ravenna, Rimini, Ancona, Florenz nach Rom (Mai); von dort nach Neapel, Pompeji, Vesuv, Pästum; und zurück wieder über Rom und Florenz nach Pisa, Genua, Pavia, Mailand, Lago maggiore in die Heimat.

Wir erkennen in der „Instruktion" den persönlichen, selbstbiographischen Einschlag, wenn Engelhard in der Einleitung sagt: „Ich setze voraus, der Architekt, der die italienische Reise unternehmen will, sei ein junger Mann über zwanzig bis etwa vierundzwanzig Jahre alt; von früh auf zur Baukunst gebildet und, nach Erlernung der gewöhnlichen Vorkenntnisse und allgemeiner bauwissenschaftlicher Kenntnisse, mehrere Jahre unter Leitung eines älteren Architekten mit den praktischen Arbeiten seines Faches beschäftigt gewesen; habe dann einige Jahre auf einer guten Universität studiert und sei auch durch Reisen in seinem deutschen Vaterlande mit demselben bekannt geworden; nun aber wolle er durch eine Reise nach Italien

seinen Studien die Vollendung oder vielmehr die zunächstliegende Fortsetzung geben." Oder wenn er seine Leser mahnt: „Die Führung eines Tagebuchs oder Reisejournals ist eine, besonders im Anfange beschwerliche, aber doch ungemein nützliche, und später, vorzüglich nach der Rückkunft, sehr dankbare Sache." Der Palast des Gotenkönigs in Ravenna fesselt sein Interesse, weil „dieser Palast zu ähnlichen deutscher Kaiser, denen zu Gelnhausen und Goslar, in der auffallendsten Beziehung steht". Sein hessisch-patriotisches Herz regt sich auch, als er an einem schwülen Frühlingsabend ermüdet vor Rom eintrifft; er klettert den Erdrain eines Hohlweges in die Höhe, und „nun sah ich auf einmal die große römische Ebene, mit der Siebenhügelstadt in der Mitte und weithin von den herrlichsten Gebirgen umgeben, vor mir ausgebreitet! Die Sonne war dem Untergange nahe und vergoldete die blinkenden Gebäude. Welch ein Anblick! welches unermeßliche Bild, in dem unzählige Erinnerungen der Geschichte eines großen Volkes auftauchten! Noch jetzt, nach so manchem Jahre, steht jener Augenblick hell in meiner Seele. Was für mich noch einen besonderen Reiz hatte, war eine, zwar sehr vergrößerte, aber doch nicht ganz entfernte Ähnlichkeit der Lage von Rom mit derjenigen meiner Vaterstadt Kassel, wenn man diese von der Südostseite in der Ferne erblickt".

Auf der Reise folgte Engelhard nach Möglichkeit den Anregungen und Ratschlägen Goethes. In Venedig schon besichtigt er besonders die von Palladio erbauten Kirchen, deren „grandiose Erfindung", „schöne Grundrisse" und „interessante Einzelheiten" er bewundert. Auch er eilt, wie Goethe seinerzeit, in die Caritá: „Das Kloster della Caritá, auch von Palladio, war ein Lieblingsgebäude Goethes, der auch den Verfasser (also: Engelhard) bei seiner Reise nach Italien besonders darauf aufmerksam machte", und wir gedenken der enthusiastischen Schilderung, die Goethe in der Italienischen Reise (Venedig, 2. Oktober) diesem unvollendeten Wunderwerke Palladios widmet. Aber erst in Vicenza fühlt sich Engelhard „recht eigentlich in Palladios Architekturgebiet", er benutzt die Gelegenheit, sich in größerem Zusammenhange über Palladios Schriften, Bauten, Verzierungen, Säulengänge und Treppen auszusprechen. Er besucht natürlich bei Vicenza die Villa

Capra oder die Rotunde von Palladio (in des letzteren Werken unter dem Namen Almerico), an deren Schilderung er eine höchst bemerkenswerte mündliche Mitteilung Goethes knüpft. „Die kleinen Treppen in den Ecken der Rotunde", sagt er, „sind oval und die Stufen schön geschnitten, so daß sie alle von gleicher Breite sind, was ganz einfach dadurch erreicht worden ist, daß die Richtung der Stufen nicht nach drei Punkten gezogen worden ist, sondern daß das Äußere und das Innere in gleiche Teile geteilt und die Linien der Stufen nach den Teilungspunkten gezogen sind. Goethe hatte, wie an der Architektur Palladios überhaupt, besondere Freude an diesen ovalen Treppen. Er hatte eine solche Treppe in dem oberen Stockwerke seines Hauses zu Weimar nachgeahmt und, wie er mir einst erzählte, dazu persönlich den Zimmerleuten die Anleitung gegeben." Goethe selbst hat die Rotonda in der „Italienischen Reise" (22. September) beschrieben; in den gebräuchlichen Erläuterungsschriften finde ich keinen Hinweis auf Goethes Treppennachahmung im eignen Hause

In Mantua zeichnet Engelhard das von oben her erleuchtete Treppenhaus und den Saal im zweiten Stockwerke eines unweit der Kirche San Barnaba, angeblich von Giulio Romano erbauten Hauses aus und fügt hinzu: „Goethe hatte eine Vorliebe für dieses Haus." Er schildert auch beim Tore Pusterla ein Haus, das Andrea Mantegna erbaute, namentlich den Hof und die Attika, und setzt hinzu: „Wenn ich nicht irre, hatte mich Goethe auf dieses wirklich sehr originelle Denkmal aufmerksam gemacht." Goethe gelangte nicht auf seiner ersten italienischen Reise, sondern erst später am 28. Mai 1790 nach Mantua, in Begleitung des Malers Bury, der noch länger verblieb, mit Kopien nach Giulio Romano und Mantegna beschäftigt. Somit gehört Engelhards gute und sichere Erinnerung mit zur „Nachgeschichte der italienischen Reise" Goethes.

Der junge Architekt kommt nach Florenz und er erinnert sich: „Als ich nach Italien reisete, empfahl mir Goethe ganz besonders, der Gegend von Florenz recht viel Aufmerksamkeit zu widmen, weil sie es so sehr verdiene und es selten hinreichend geschehe." Nun aber Rom! Auf einem Spaziergange gelangte Goethe nach der Villa Madama auf dem Monte

Mario, und eine Wirkung der Natur wie der Sonnenuntergang, von Villa Madama gesehen, schien ihm nur vergleichbar dem tiefen und belebenden Eindruck, den ein Werk der Kunst wie die vielverehrte Juno hervorbringt. Goethe stellt also in seiner „Italienischen Reise" (2. Dezember, 10. Januar) allein den wunderbaren Naturgenuß dar, den Villa Madama ihm gewährte. Bei Engelhard aber finden wir Bericht darüber, was Goethe von der Architektur der Villa hielt. Er sagt in seiner „Instruktion": „Villa Madama auf dem Monte Mario, mit Verzierungsmalereien von Giulio Romano, ist mir nicht bloß deswegen, sondern auch noch wegen der eigenen poetischen Idee, in der unser großer Goethe die Architektur derselben aufgefaßt hatte, merkwürdig geblieben. ‚An dieser Villa', sagte er zu mir bei meiner Reise nach Italien, ‚kann man lernen, wie die Italiener verstanden haben, mit wenigen Mitteln großartig zu bauen. Hier waren keine Mittel zu einem großen, ausgedehnten Hauptgebäude vorhanden, und so hat der Baumeister denn nur ein Stück eines großen Gebäudes an den Berg gesetzt, und es der Phantasie des Betrachtenden überlassen, sich das Übrige, als durch das Vorhandene angedeutet, gleichsam in dem Berge verborgen vorzustellen.' — Es ist nicht ganz so; denn der schöne Grundriß, den Percier und Fontaine als Restauration des Vorhandenen gegeben haben, zeigt wohl hinreichend, daß sich der Baumeister das Gebäude vor dem Berge vollendet dachte. Allein in der Hauptsache ist doch Goethes Meinung richtig; denn die Neigung der Italiener, lieber einen Teil eines großen Gebäudes als eine mesquine Kleinigkeit zu bauen: eine Gesinnung, die so viel Großartiges hervorgebracht hat, zeigt sich hier, wie in so vielen andern italienischen Anlagen, deutlich ausgesprochen. Aber die vielen Beispiele großartiger Vollendung beweisen genug, wie sie auch diese verstanden." Diese Stelle wird um so willkommener sein, als Goethe auch im „Philipp Hackert" über die damals dem König Ferdinand von Neapel gehörige Villa Madama berichtet, die durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Malerische der ganzen Gegend ein wahrer Ort des Vergnügens sei, wo zum ersten Male auf dem Theater Guarinis Pastor Fido aufgeführt worden war und Hackert selbst sein berühmtes Bild, den drei Fuß hohen Wasserfall, malte.

Es gibt eine Spur, daß Engelhard Goethes „Philipp Hackert" kannte, obgleich er dieses Werk nicht mehr vor Antritt seiner Reise gelesen haben kann; wie er auch, als er seine „Instruktion" schrieb, natürlich die „Italienische Reise" kannte. In diesen beiden Werken berichtet Goethe über das alte Schloß in Caserta bei Capua, wo Hackert arbeitete und Goethe ihn besuchte. Engelhard schreibt: „Das Schloß Caserta, eines der größten in der Welt, bietet, wenigstens in seinem Äußeren, gar wenig architektonische Reize dar; es scheint eine äußerst große und kostspielig erbaute Kaserne zu sein. Wenn König Ferdinand, wie wir in Hackerts Leben lesen, häufige Unzufriedenheit über diesen Bau, der ungeheure Summen wegnahm, ohne ihm besondere Freude zu machen, äußerte, so scheint solches höchst natürlich, und es ist überhaupt schwer zu begreifen, wie nur solche Baue anders als ohne besondere, gewiß mit dem Interesse der Baukunst nicht zusammenstimmende Triebfedern, jemals zu Stand kommen konnten. In der Tat erscheinen solche Werke nur wie kleine Gebäude, die durch ein Vergrößerungsglas besehen werden." Es läßt sich aber in Goethes Werke über „Philipp Hackert", wiewohl ähnliches begegnet, keine bestimmte Stelle angeben, die Engelhards Worten entspräche.

Nirgends zitiert dieser in seiner „Instruktion" die „Italienische Reise" selbst. Aber er hat sie im Sinne, da wo er ein Abenteuer erzählt, das ihm unterwegs von Rimini nach Ancona zustieß: „In Cattolica wurde ich auch einige Stunden angehalten, weil ich ein altes Kastell, von dem ich nicht vermuten konnte, daß es noch zu militärischen Zwecken diente, aus den Fenstern des Gasthofes skizziert hatte. Mein sehr in Ordnung gehaltener Reisepaß machte mich jedoch auch dieses Mal bald wieder los. So gut aber, wie es Goethe bei einer ähnlichen Gelegenheit in jenem lombardischen Städtchen ging, wo er an eine Gemeinde und ihren Vorgesetzten eine schöne Rede halten und deren Neigung und Gesinnung mannigfaltig auf die Probe setzen, erforschen und gewinnen konnte, wurde es mir nicht: ich hatte es nur mit argwöhnischen und trocknen Gendarmen zu tun, welche kaum mit etwas gutem Wein zu befeuchten waren." Engelhard meint natürlich Goethes Abenteuer in Malcesine am Garda-

see, das er in der „Italienischen Reise“ (14. September 1786) beschreibt.

Wollen wir den Kreis der italienischen Bauberichte, die Engelhard veröffentlicht hat, beschließen, so sind vor allen aus der Wiener allgemeinen Bauzeitung (1844) von ihm „die St. Markuskirche in ihrer ursprünglichen Gestalt“, aus dem Berliner Journal für das Bauwesen Bd. 17 die Beschreibung des Dogenpalastes in Venedig und die der in Pompeji ausgegrabenen Gebäude, Bd. 29 und 30 die Aufsatzfolge über die italienische Bauart zur Zeit der Wiedergeburt der Künste (Renaissance), über die byzantinische Bauart in Italien, über die Spitzbogengewölbe-Bauart in Italien, über die altrömische Bauart in Italien hinzuzunehmen. Auch gehören dahin Bd. 6 seine „Ausführbaren Verbesserungen der Bauart deutscher Landstädte“, Vorschläge, zu denen er auf Grund seiner Bauerfahrungen in Italien, aber auch in den größeren deutschen Städten, namentlich in Frankfurt a. M., gelangt ist; um seine Anforderungen der Einbildungskraft der Leser näher zu bringen, entwirft er das Bild einer idealen italienischen (lombardisch-venetianischen) Landstadt, wozu er sich die Berechtigung aus Goethes Märchen in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten herleitet, und schreibt: „Indem wir hier unsere Verbesserungs-Vorschläge schließen, wo schon Freundin Phantasie versuchte, uns von dem, was wir praktisch bewährt fanden, zum Idealen zu verführen, fügen wir noch die Beschreibung einer italienischen Landstadt hinzu, deren Vorbild der gütige Leser in allen italienischen Städten, und in keiner wiederfinden soll, um uns auszudrücken, wie Goethe von seinem berühmten Märchen; wir versprechen, daß wir, so sehr wie uns auch die Phantasie verlocken möchte, doch nichts in dieser Beschreibung anführen wollen, was man nicht irgendwo in einer italienischen Stadt findet. Möge der ernste Leser das dichterische Kleid, das wir dieser geschlossenen Form unserer Darstellung geben, gütig aufnehmen.“

Wir sehen: für Engelhards Auffassung von Italien und italienischer Baukunst war und blieb Goethe das Vorbild, dem er nachstrebte.

IX.

Von seiner italienischen Reise schrieb Engelhard noch einen zweiten Brief an „Herrn Staatsrathsauditor Grimm und dessen Bruder Wilhelm", der folgendermaßen lautet:

Rom d. 31ten Mai 1811.

Liebe Freunde,

Ich bin hier in Rom angekommen und seit der Zeit so wie im Himmel, in dem nichts mich stört, als der Gedanken, bald wieder abreisen zu müssen, und die Furcht, daß auf eine solche übermäßige Herrlichkeit ein großes Unglück folgen müsse. Und doch weiß niemand zu sagen (es sind ihrer viele, die sich so wohl befinden wie ich) worin eigentlich diese Herrlichkeit steckt. Dieser höchste schönste Kunstfrieden, dieser allgemeine Trieb zum Fortschreiten und die allgemeine Liebe zur Kunst und Wissenschaft, welche wie auch in Venedig bis zum Lazaroni herabsteigt, diese begeisternde Luft und der an allem schönen, lebendigen und todten reiche Boden muß es seyn, der alle die Freude hervorbringt. Ich habe deshalb gleich geschrieben an Herrn Crelle, der ungeachtet des Ministerwechsels ohne Zweifel noch an der Spitze des Civil-Baues stehn wird, und solchen dringend gebeten, mir zu einer Verlängerung meines Urlaubs bis Ende dieses Jahres oder, wenn es möglich wäre, bis zu kommendem Frühling zu verhelfen. Haben Sie Gelegenheit dazu etwas zu würken, so denken Sie an mich, den Sie dadurch ein paar Monat länger im Paradies erhalten können.

Meine Schwestern haben mir nur mit zwey Worten geschrieben, daß Herr von B.[1]) nicht mehr Finanzminister sey, sondern der Staatsrath Malchus diese Stelle begleite,[2]) theilen Sie mir doch etwas über diese neuen Verhältnisse mit und wo man anklopfen muß, damit aufgethan wird. — Eine meiner ersten, wiewohl zufälligen Bekanntschaften allhier ist Herr Glöckel[3]) gewesen. Er hat sich gleich bereitwillig gezeigt, mir über alles mögliche Nachrichten mitzu-

[1]) Bülow.

[2]) = bekleide.

[3]) Glöckle.

theilen, und ist überhaupt sehr gefällig, nur leider der Schweinerey und Weinerey so zugethan, daß man es kaum mit ihm aushalten kann. Er hat vieles neues gefunden und die Untersuchung geht noch immer fort. Auf meiner Reise hierher habe ich keine weitere Entdeckungen gemacht, wo etwas war, ist es meist durch neuere Veränderungen verlohren gegangen oder entfernt worden. Volksbücher und Lieder gibt es aber genug und ich werde Ihnen mehreres mitbringen können. Die Volkspoesie scheint mir überhaupt in Italien noch weit reger und lebendiger zu seyn als in Deutschland.

Vergeben Sie es mir, daß ich Ihnen nichts weiter von meiner Reise schreibe, der Brief an meine Schwestern enthält schon alles, laßen Sie sich denselben mittheilen, wenn Sie solches interessirt, in Hinsicht einer vor einiger Zeit gethanenen Frage, bemerke ich, daß es zwar hier in Italien viel theuerer ist als in Deutschland, besonders als in Oesterreich, wo man um den dritten Theil lebt, daß man sich aber doch durchschlagen kann, vornehmlich in den großen Städten, wo alles wohlfeiler ist. Ihren ersten Brief nach Prag, von welchem meine Schwestern schreiben, habe ich nicht erhalten.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich in gutem Andenken.

Ihr

D. E.

Engelhards Wünsche und Bemühungen hatten indessen keinen Erfolg, der Urlaub wurde ihm nicht verlängert, und er mußte nach Kassel heimkehren.

Welchen Einfluß die italienische Reise auf seine baukünstlerische Entwicklung nahm, haben wir bereits beobachten können. Rom wurde aber auch bestimmend für seine persönlichen Verhältnisse. Grimms waren darüber schon vor seiner Rückkehr unterrichtet, aus Briefen an seine Familienangehörigen. „Den Architekten“, schrieb Wilhelm an Arnim (1. 11. 1811), „werden wir bald wiedersehen. Nachdem er hier eine etwas jammervolle Liebesgeschichte hatte,[1]) wobei ich auf eine wunderliche Art

[1]) Diese Liebesgeschichte, also eine neue nach seiner Neigung zu Bettinen, meint der etwas sentimentale Schluß des obigen Briefes aus

ins Vertrauen geriet und die ich beendigt zu haben mich rühmen kann, schrieb er, gleich wie er in Rom angekommen, er habe das Glück gehabt, die Bekanntschaft eines ganz still und verborgen lebenden Mädchens zu machen, ein solches Wunder von Schönheit, daß die Madonnenbilder kaum gegen sie aufkommen könnten, und er bitte seine Eltern um Konsens, da er sie als Frau mitbringen wollte. Seine Mutter war in Verzweiflung, eine Schwiegertochter, die sie nicht verstehe und die außerdem katholisch sei, um sich zu sehen; zum Glück kam bald darauf ein zweiter Brief, daß er krank gewesen und dabei gedacht, es sei doch Unrecht, das Wagestück mit einer Italienerin zu unternehmen, und habe dann alle Verbindung aufgehoben: welches mir auch sehr vernünftig vorgekommen ist." Das Urteil des letzten Satzes wird den nicht befremden, der weiß, daß Jacob sich damals im Meistergesang (S. 10) „gegen alle Mischung der Katholiken mit den Protestanten, der Christen und Juden und gar wohl der Türken" aussprach, im Gegensatz gegen die achtlose Verwischung historisch begründeter Eigenheiten, die sich in Kassel unter dem französischen Regime vordrängte. Aber Engelhard hielt doch an seiner römischen Wahl fest, und Ende November 1811 konnte Wilhelm Grimm ihrem gemeinsamen Freunde Wigand in Höxter mitteilen: „Neues von hier ist, daß der Architekt Engelhard von Rom zurückgekommen und eine Frau mitgebracht, eine echte Italienerin aus Rom, die ich noch nicht gesehen, über die aber alle Damen hier, die sie nur gesehen, wie Deutsche und wie Damen urteilen. Es ist eine gewagte Sache, eine Ausländerin zur Frau zu nehmen, Du hast's nicht getan und ich wahrscheinlich auch nicht." Engelhard muß heimreisend über Frankfurt a. M. gekommen sein und dort die Brentanosche Familie, bei der gerade Arnim mit seiner Frau Bettina zu Besuch war, getroffen haben. So konnte Wilhelm am 25. November dahin an Arnim zurückschreiben: „Der Architekt ist angekommen und hat uns Grüße von Dir gebracht. Heute geht er schon wieder nach Paris, seine Frau

---

Weimar, 5. Januar 1811, und unten der Ausdruck Wilhelm Grimms, daß eine Art Verdruß und Rache an seiner bald darauf erfolgten Verheiratung mit einer Römerin schuld sei.

hab ich nicht gesehen, die er wirklich mitgebracht, so daß ich ihn in meinem vorigen Brief umsonst gelobt. Es ist immer ein Wagstück, je schneller unternommen, je gefährlicher, man sollte ohne gewaltige Anregung eine solche Scheidewand, die Gott selbst angeordnet, nicht niederreißen, ein völliges Verstehen und völlige Vereinigung ist hier nicht möglich; wie übel ist die Frau jetzt schon daran, die er bei seinen Eltern und Geschwistern läßt, die sie nicht verstehen, so sie jene nicht. Dazu kommt, daß eine Art Verdruß und Rache schuld an dieser Ehe ist, wenn auch nicht ganz."

Der Name der römischen Frau Engelhard ist nach dem Kasseler Kirchenbuch: Annunziata Dorothee Gertrud Bossi aus Rom. Am 18. Dezember 1812 wurde dem jungen Paare in Kassel ein Sohn geboren, mit Namen Gottlob, der des Vaters Talent erbte, sich ebenfalls dem Baufach widmete, auch eine italienische Reise machte und als Geh. Regierungs- und Baurat in preußischen Diensten 1873 zu Münster gestorben ist. Die italienische Frau, die das Deutsche nur immer mit fremdem Accent zu sprechen vermochte, lebte sich doch in ihre deutschen Verhältnisse ein und genoß, nach der Erinnerung der Tochter Wilhelm Grimms, die sie recht gut gekannt hat, allgemeine Achtung in Kassel und den Ruf einer lieben Frau und Mutter.

X.

Engelhard sah noch 1811 und 1812 in Paris die Pracht des Napoleonischen Kaisertums und die überschwengliche Fülle der von den Franzosen aus halb Europa zusammengeraubten Kunstschätze, kurz bevor die ganze Herrlichkeit zusammenbrach. Die Schlacht bei Leipzig vertrieb Napoleon aus Deutschland und seinen Bruder Jerome aus Hessen. In Kassel zog der angestammte rechtmäßige Kurfürst wieder ein, und wie alles Volk ihm zujauchzte, traten auch die königlich westfälischen Beamten mit Freuden wieder in kurhessische Dienste. Engelhard wird im Kurhessischen Staats- und Adreß-Kalender 1814 im Baudepartement als Baumeister aufgeführt, und sein Verkehr mit den Grimms, die beide an der Bibliothek Verwendung fanden, ging in der alten Weise fort. Ja, als ihnen noch während der Kriegszeit die alte Wohnung in der Markt-

gasse, wo ihnen die Mutter gestorben und die Märchen entstanden waren, gekündigt wurde, war ihnen Engelhard zu einer neuen passenden Wohnung behilflich, wie Wilhelm an Jacob schrieb (22. 3. 1814): „Der Architekt Engelhard will mir zu einem schönen Logis in den kurfürstlichen Häusern, deren Verpachtung er mitbesorgt, um billigen Preis helfen, denn er ist seit einiger Zeit äußerst freundschaftlich wieder geworden“; und abermals (15. 4. 1814): „Ein bestimmtes Logis habe ich noch nicht, wahrscheinlich aber bekomme ich noch in dem letzten Haus an der Wilhelmshöher Allee die zweite Etage. Es ist herrschaftlich und hat eine sehr angenehme Lage. Die erste Etage bekommt der Baumeister Engelhard.“ Es war das von der Stadt aus rechts gelegene Torhaus am neuen Wilhelmshöher Tore, ein mit Säulen versehenes Gebäude, das noch heute steht und im Gebrauche ist. So wohnten nun Grimms mit der Familie Engelhard eine Reihe von Jahren in einem Hause, und obgleich der immer tätige Wilhelm einmal wieder klagt, der Engelhard und ein ihnen allen befreundeter Arzt Dr. Harnier raubten ihm viel Zeit, so haben sie doch mancherlei Spaß und Anregung miteinander gehabt und Freude und Leid gemeinsam getragen. Zur ersten Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig, 18. Oktober 1814, wurde nach Wilhelms Bericht eine Karikatur Napoleons „unten beim Engelhard gemalt“ und dann öffentlich verbrannt.

Engelhard stieg in seinem Dienstfache mit Ehren vorwärts. 1818 führt er im Kurhessischen Staats- und Adreß-Kalender den Titel „Hof-Baumeister“ und erscheint 1819 auch unter den ordentlichen Mitgliedern der Akademie der bildenden Künste in Kassel, 1821 ist sein Titel „Ober-Baumeister“, 1840 wird er in den Ruhestand versetzt. Er starb, 68 Jahre alt, am 13. November 1856. Er hat durch Bauten in Kassel, die heute noch stehen, seinem Namen Dauer verliehen. Zu eigenem Gebrauche erbaute er sich die „Engelsburg“, das jetzige Lesemuseum. Im kurfürstlichen Eckpalais am Friedrichsplatze sind die schönsten Säle und Zimmer von seiner Erfindung und Ausführung, namentlich das ägyptische Gemach und der große Ballsaal, welcher für einen der schönsten Fürstensäle in Europa gehalten wird. Auch in dem vormals kurprinzlichen Garten der Wilhelmshöher Allee ist das äußerst geschmackvolle

ägyptische Gartenhaus sein Werk, gleichwie der gefällige runde Tempel am oberen Ende der Bellevue, den er für den Kurfürsten Wilhelm I. als Frühstückstempel erbaute. Er konnte sich bei diesen Aufgaben seiner Vorliebe für das Prächtige, nicht unmittelbar Nützliche unbeschränkt überlassen. Den Versuch einer artistischen Beschreibung des kurfürstlich-hessischen Lustschlosses Wilhelmshöhe lieferte er in Crelles Journal für das Bauwesen Bd. 16. Die städtischen Behörden von Kassel haben neuerdings nach ihm und seinem Sohne eine Straße die „Engelhard-Straße" genannt.

In seinem wohlverdienten Ruhestande ließ er seine Feder noch lange nicht rasten, sondern blieb tätig bis in die äußerste Zeit seines Lebens. Seine letzte selbständige Schrift, die im Druck erst ein Jahr nach seinem Tode erschien, galt der Theorie der architektonischen Verzierungskunst, über die er von Jugend an nachgedacht und Material auf seinen vielfachen Reisen gesammelt hatte. Es war dies ein Gebiet der Architektur, das auch Goethes Sinn für heitre Schönheit beschäftigt hatte, und Engelhard war sich bewußt, jugendlich hier auf den Spuren des Meisters von Weimar zu wandeln. In dem weitesten Umfange zieht er daher Goethe in den Kreis seiner Betrachtungen und Ausführungen. Das Gespräch mit ihm über die gotische Baukunst und den Straßburger Münster wurde oben schon in anderem Zusammenhange verwendet. Fast ganz auf Goethes Farbenlehre beruhen wichtige Kapitel in Engelhards Schrift, wie diejenigen, in welchen von der „sittlichen Wirkung der Farben", von der „Harmonie der Farben", von der „Verzierung mit Malereien als Abbildungen vorhandener Gegenstände" gehandelt wird, und auf Seite 30 lesen wir als sein Bekenntnis: „Jedermann gibt zu, daß Farben zusammen gut und schlecht stehen können, und darin hat Goethe das große Verdienst, das Naturgesetz, wodurch dieses Zusammenstimmen bedingt wird, aufgefunden und unwiderleglich begründet zu haben, was, wie einleuchtet, für die architektonische Farbenverzierung von der höchsten Bedeutung ist." Ein Bekenntnis, das um so schwerer wiegt, als Goethes Farbenlehre meist auf Widerspruch stieß und sich nur sehr langsam und spät durchzusetzen vermochte. Der gereiften Kunsterfahrung des greisen Architekten Engelhard

schließt sich alle Kunstausübung, wie verschieden sie auch nach den Darstellungsmitteln sein möge, auf höherer Stufe wieder zur Einheitlichkeit zusammen. Diese Einheitlichkeit hatte der junge Architekt in Goethes Persönlichkeit bewundert und zum eignen Vorbild in sein späteres Leben mit hinübergenommen. So glaubte er auch in seiner letzten Schrift, Seite 59, was eine Arabeske, jene wunderbare Verzierung der arabischen Baukunst, sei, nicht besser erklären zu können, als wieder mit den Sätzen, die Goethe in der Dichtkunst dem „Märchen“ widmet: „Luftige Gestalten, Produkte der Einbildungskraft, bei denen es zum Genuß gehört, daß wir ohne Forderungen genießen, denn die Phantasie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden.“

Die jugendliche Beweglichkeit der Phantasie, wie sie in Goethes Märchen sprudelt, hat sich auch Engelhard in der Märchenstadt Kassel bis ans Ende bewahrt, der Schüler Goethes, der Meister der Baukunst im Goethischen Sinne.

Zu Klingers Bildnis.

Von Prof. Dr. Otto Heuer in Frankfurt a. M.

Am 16. Februar 1912 waren zehn Jahre verflossen, seit das Hochstift den 150. Geburtstag Friedrich Maximilian Klingers durch einen Festakt beging. Wir hatten damals die Freude, Klingers Großneffen und Biographen, Herrn Dr. Max Rieger, als Ehrengast begrüßen zu dürfen. Seitdem hat auch er, hochbetagt, die Augen für immer geschlossen. Aber er hat jenes Tages und der pietätvollen Erinnerung, die wir dem hervorragenden Menschen und Schriftsteller, dem treuen Kampfgenossen Goethes bewahren, freundlich gedacht. In seinem letzten Willen hat er die auf ihn vererbten Andenken an seinen Großoheim dem Frankfurter Goethemuseum überwiesen.

In Gemeinschaft mit einer Sammlung von Klingers Briefen, die wir ebenfalls seiner Güte danken, bilden diese Stücke einen wertvollen Besitz für das Museum und für Frankfurt, um so wertvoller, als es die einzigen Reliquien sind, die das Vaterland von dem bedeutenden Manne, der in der Fremde zu Ansehen und Stellung gelangte, aufzuweisen hat. Sein literarischer Nachlaß ist bei seinem Tode in Petersburg dem Feuer überliefert worden, seine große Büchersammlung ist der Dorpater Universitätsbibliothek einverleibt.

In der Vaterstadt ist nicht einmal die Stätte, wo der Sohn des armen Schneidergesellen und Konstablers das Licht der Welt erblickte, mit Sicherheit festzustellen. Otto Volger hat die Vermutung ausgesprochen (Berichte des Freien Deutschen Hochstifts 1864, S. 101 ff.), daß es das Nebenhäuschen des alten Goethehauses gewesen sei. Rieger hat in seinem geistvollen Buche „Klinger in der Sturm- und Drangperiode" 1880 S. 19 f. sich dieser Ansicht angeschlossen; im allgemeinen aber hat man sich, da ein bestimmter Beweis fehlt, ablehnend verhalten. Ein solcher Beweis liegt auch heute noch nicht vor, aber das Prüfungsmaterial hat sich doch inzwischen etwas vermehrt, so daß eine erneute Untersuchung der Frage

gestattet ist. Die Grundlage der Annahme bildet das bekannte Gedicht Goethes, das mit der Überschrift „An Klinger, mit einem Bilde des elterlichen Hauses zu Frankfurt" zuerst in den nachgelassenen Werken der Ausgabe letzter Hand 1833 Bd. 47, S. 195 gedruckt wurde.

„An diesem Brunnen hast auch du gespielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt;
Den Wanderstab aus frommer Mutter Hand
Nahmst du getrost in's fernste Lebens-Land,
Und magst nun gern verloschnes Bild erneun,
Am hohen Ziel des ersten Schritts dich freun.

Eine Schwelle hieß in's Leben
Uns verschiedne Wege gehn;
War es doch zu edlem Streben, —
Drum auf frohes Wiedersehn!"

Wenn auch die Überschrift nicht von Goethe selbst, sondern von Eckermann herrührt, so ist die Beziehung auf Klinger und auf den Röselschen Stich des Hofes und Brunnens im väterlichen Hause zu Frankfurt doch so deutlich, daß es keinem Zweifel unterliegen kann, die Verse seien als Begleitwort zu diesem Stich für den alten Freund in Petersburg bestimmt gewesen.

Über die Absendung dahin fehlt eine bestimmte Angabe, ebenso wie der Dank Klingers. Aus einem Briefe Goethes an die auch mit Klinger befreundete Gräfin Caroline v. Egloffstein vom 31. Januar 1826, in dem es heißt: „Eine gestrige Absendung nach Petersburg wird unserm Freund ein Lächeln abgewinnen" schließt man, daß Bild und Begleitverse am 30. Januar 1826 an Klinger abgesandt seien. Aus dem Gedicht geht mit Sicherheit hervor, daß Klinger als Knabe an dem Brunnen gespielt, also auch schon in seinen Kinderjahren im Goetheschen Hause mit den Kindern verkehrt hat. Dazu stimmt, daß er, wie Rieger aus der Familientradition berichtet, ein eifriger Zuhörer bei den Märchenerzählungen der Frau Rat gewesen ist. Demgegenüber darf man aus Goethes Darstellung seiner Freundschaft mit Klinger im 14. Buche von Dichtung und Wahrheit (W. A. 28, 252ff.) nicht den Schluß ziehen wollen, als datiere die Bekanntschaft erst aus den Jünglingsjahren, was natürlich für die geistige Verbindung beider richtig ist.

Ebenso klar ist die Beziehung auf Klingers treue, fromme Mutter, aus deren Händen er den Wanderstab ins fernste Lebensland empfängt. War doch auch die Mutter wie die Schwester Agnes mit der Familie Goethe in Beziehungen. Nach Rieger hat Agnes auch noch als Frau Stiftspfarrer Anthäus mit ihrer Tochter, Riegers Mutter, die Frau Rat zu besuchen nicht unterlassen.

Auch die zweite Strophe paßt ganz auf Goethe und Klinger, die beiden Freunde, die von einem Punkte aus ganz verschiedene Wege, aber in gleichem, edlem Streben gehen, das sie beide zur Höhe führt. Rätselhaft aber ist das Wort „Eine Schwelle". Was meint Goethe damit? Dürfen wir es wörtlich nehmen, oder bezeichnet es in weiterem Sinne nur die Vaterstadt?

Volger verficht die erstere Deutung. Das Goethehaus bestand vor seinem Umbau durch den Herrn Rat im Jahre 1755 aus zwei Gebäuden, einem Haupthause und einem Nebenhäuschen. Das letztere war nachweisbar im Jahre 1706 an einen Schuhmacher vermietet. Wahrscheinlich hat es also öfter Handwerker als Mietsleute gehabt. Konnte nun nicht auch der Schneidergeselle und Konstabler Johannes Klinger vor 1755 darin gewohnt haben? In diesem Falle wäre Maximilian 1752 hier geboren.

Damit wäre das Rätsel gelöst. Auf die ungezwungenste Weise wäre Goethes Wort wie die nahe Verbindung der beiden Familien und das gemeinsame Spielen der Kinder am Brunnen im Hofe erklärt. Dem Ausdruck „Eine Schwelle" zuliebe nahm Volger nun an, das Nebenhäuschen habe keinen eigenen Ausgang nach der Straße, sondern nur einen solchen nach dem Hofe, an der Stelle der jetzigen Waschküche, gehabt, so daß die Klingers ihren Weg über die Schwelle des Haupthauses hätten nehmen müssen. Diese Annahme hat sich jetzt als irrig erwiesen. Es ist urkundlich bezeugt, daß das Waschhäusel sich schon 1627 an der gleichen Stelle befand, und die neu aufgefundenen Risse des alten Goethehauses zeigen, daß das Nebenhäuschen seinen eigenen Eingang vom Hirschgraben hatte (vgl. Jahrbuch des FDH. 1910, S. 408 ff.).

Als weiterer Einwand kommt hinzu, daß der allgemeinen Annahme nach Goethe am 18. Juni 1826 das gleiche Bild mit den gleichen Versen, zusammen mit den Röselschen

Sepiazeichnungen der Gerbermühle und der Aussicht von dort auf Frankfurt der Herzogin Friederike von Cumberland, der späteren Königin von Hannover, geschickt haben soll (vgl. W. A., Bd. 5, Abt. 2, S. 99 ff.) und man folgert daraus wohl, daß Goethe bei der Abfassung der Verse die Herzogin im Auge gehabt habe. Die Sendung der Gerbermühlbilder ist sicher beglaubigt, und die Beziehung auf den von der Herzogin ihm dort am 15. August 1815 abgestatteten Besuch erläutert Goethe selbst in einer eigenhändig beigefügten Erklärung. Das Brunnenbild und die dazu gehörigen Verse werden dabei aber gar nicht erwähnt. Und doch hätten sie einer Erläuterung noch nötiger bedurft. Denn nur die erste Zeile „An diesem Brunnen hast auch du gespielt" konnte in Bezug gebracht werden zum Aufenthalt Friederikens mit ihren Geschwistern Luise und Georg im Goethehause 1790 und zu der bekannten Brunnenszene.

Das ganze übrige für Klinger bestimmte und nur für ihn passende Gedicht hätte der Empfängerin völlig unverständlich sein müssen. In der sorgfältig in Goethes Tagebuch unterm 8., 10., 14., 17. und 18. Juni 1826 verzeichneten Zusammenstellung der Sendung erwähnt Goethe Bild und Verse gar nicht. Die landläufige Annahme gründet sich lediglich auf die Tatsache, daß der Röselsche Stich, in einem Briefbogen liegend, der von Schreiberhand auf S. 1 und 3 die beiden Strophen zeigt, sich im Besitz der Nachkommen Friederikens befindet, und im Jahre 1864 in der die Sendung vom 18. Juni 1826 bergenden Mappe lag (vgl. Volger, a. a. O., S. 101 ff.). Daß sie in diese Mappe nicht hineingehört, ist sicher. Auch der Beweis, daß die Herzogin Blatt und Verse von Goethe selbst erhalten habe, ist nicht erbracht. Es ist sogar höchst unwahrscheinlich, daß Goethe diese Schreiberhandschrift an die hohe Frau gesandt haben sollte. In solchen Fällen nahm er stets selbst die Feder zur Hand, und noch mehrere Jahre später entschuldigt er sich beim Großherzog Georg, dem Bruder Friederikens, ausdrücklich, daß er sich erlaube, in einem Briefe die eigene Handschrift durch die des Schreibers zu ersetzen.

Es erscheint daher völlig ausgeschlossen, daß die Verse in dieser formlosen Weise von Goethe an die Herzogin gelangt seien. Wie aber kamen sie in ihren Besitz? Aus einem Briefe

des Großherzogs Friedrich Georg von Mecklenburg-Strelitz an Goethe vom 26. Juni 1826 (vgl. W. A., Bd. 5, Abt. 2, S. 100 f.) geht hervor, daß dieser im Sommer 1825 Goethe in Weimar besucht hatte, und daß Goethe ihm bei dieser Gelegenheit den Röselschen Stich, den er eben in 12 Exemplaren vom Künstler als Geburtstagsgeschenk erhalten hatte, gezeigt und ihm einen Abdruck versprochen hatte. Der Großherzog, dessen pietätvolles Gedenken an die fröhlichen, im Hause der Frau Aja verlebten Kindertage ja bekannt ist (vgl. Jahrbuch des FDH. 1910, S. 372 ff.) — hat er doch die alte Dame noch im goldenen Brunnen durch einen Besuch erfreut und den Dichter durch das Geschenk der alten Standuhr aus dem Vaterhause zu seinem Geburtstage im Jahre 1828 überrascht — erinnerte nun in seinem Briefe Goethe an sein Versprechen. Dieses wurde nun selbstverständlich erfüllt. Auf der letzten Seite des großherzoglichen Briefes hat Goethe eigenhändig die für Klinger gedichteten Strophen mit der Überschrift: „Zur Beantwortung mit Übersendung des verlangten Bildes. Weimar, d. 3. Juli 1826" niedergeschrieben. Zu dieser „Beantwortung" gehört die folgende Widmung „Dem hochverehrten wie vielgeliebten Fürsten und Herrn Friedrich, regierenden Großherzog zu Mecklenburg-Streliz Königliche Hoheit verpflichtet und angehörig Goethe. Weimar d. 3. Juli 1826". Sie befindet sich, in später Abschrift, im Besitz der Nachkommen Friederikens (Mitteilung des Herrn Bibliotheksrats Buck in Gmunden).

Wie aus den folgenden Eintragungen in Goethes Tagebuch hervorgeht, erhielt Goethe am 1. Juli 1826 das Schreiben des Großherzogs, am 3. Juli wurde die Sendung an ihn „vorbereitet", am 4. „weitergeführt" und am 6. „Buch und Rolle" abgesandt. Zu dieser Sendung findet sich nun wieder eine Widmung Goethes in später Abschrift in Gmunden: „Dem Hochverehrten, Vielgeliebten, Treugedenkenden, Mildentschuldigenden Fürsten und Herren Georg Großherzog zu Mecklenburg-Strelitz Königliche Hoheit widmend und weyhend Goethe Weimar d. 6. Juli 1826".

Der Röselsche Stich ist also am 6. Juli 1826 mit „Buch und Rolle" an den Großherzog abgegangen. Die Sendung des Bildes und der Strophen ist auf den Wunsch des Empfängers erfolgt und nicht der Initiative Goethes entsprungen.

Für eine direkte Sendung Goethes an Friederike fehlt jeder Anhalt. Die in Gmunden verwahrten 3 Schriftstücke, das Gedicht und die beiden Widmungen an den Großherzog, sind von der gleichen, späteren Hand geschrieben und entstammen nach Suphans Untersuchung von 1907 nicht der Goetheschen Kanzlei. Wir dürfen also annehmen, daß diese Abschriften in Strelitz für die Herzogin genommen sind.

Die Abschrift der Strophen stimmt mit der in Strelitz 1866 noch vorhandenen, jetzt verschollenen Reinschrift auch darin überein, daß sie die Variante „heitres" statt „frohes" Wiedersehen hat, und die von Goethe in der Niederschrift vom 3. Juli durch Zeichen angedeutete Umstellung „Den Wanderstab ins fernste Lebensland nahmst Du getrost aus frommer Mutterhand". Ein Bezug auf Friederike bei Abfassung des Gedichtes erscheint daher ausgeschlossen. Die Verse waren nur für Klinger gedichtet und wurden dem Großherzog nur auf seinen Wunsch, da das Geschwisterpaar ja ebenfalls am Brunnen gespielt hatte, beigelegt. Der Begleitbrief wird die nötige Erklärung enthalten haben; er ist nicht mehr vorhanden.

Für die Bedeutung des Gedichtes kommt daher die spätere gelegentliche Verwendung nicht in Betracht; wir müssen sie ganz ausscheiden. Es bleibt die unanfechtbare Tatsache bestehen, daß Klinger als Kind im Goethehause heimisch war, und daß die beiden Freunde von „einer Schwelle", von einem Punkte, aus ihre Lebensbahnen beschritten. Diese unter den Kindern so verschiedener Stände auffallende Freundschaft würde sich am leichtesten durch die Annahme erklären, daß Klingers Eltern in dem Nebenhäuschen gewohnt und für die Goethesche Familie gearbeitet hätten, in welchem Falle wir dessen engen Raum als Klingers Geburtsstätte betrachten dürften.

Dagegen spricht nichts, auch nicht der Umstand, daß Klingers Schwester ihren Kindern davon nichts erzählt hat. Man legte damals auf diese Dinge nicht den Wert wie heute, und auch von einem anderen Geburtshause des Dichters ist in der Familie nie die Rede gewesen.

Vielleicht bietet noch einmal ein späterer Fund einen sicheren Beweis für die Tatsache, die man aus Goethes Strophen mit einiger Wahrscheinlichkeit entnehmen kann. Wie dem aber auch sei, Klinger hat die dankbare Anhäng-

lichkeit an den Freund seiner Kindheit und seiner Jünglingsjahre sein Leben lang treu bewahrt. Das Bild, das Goethe im Januar 1775 von ihm gezeichnet hat, ist das kostbarste Stück unter den Reliquien, die nach seinem Tode in den Besitz der Familie zurückgekehrt sind und jetzt eine Zierde des Goethemuseums bilden, wenn es auch an Kunstwert hinter Bossis meisterhaftem Porträt, das wir als Titelblatt dieses Jahrgangs bringen, zurückstehen muß. Dieses, eine leicht farbig gehöhte Kreidezeichnung 44×38 cm, zeigt uns den etwa 50jährigen Dichter als russischen Generalmajor.

Der schöngeschnittene Kopf mit den festgeschlossenen Lippen und den stahlharten Augen spricht die herbe Menschenverachtung aus, mit der das Leben am Petersburger Hofe den äußerlich und innerlich so starken Mann erfüllt hatte. Stolz, gerade und ehrlich ging er seinen Weg, Neid und Intrigue, die ihn rings umgaben, haben ihn niemals anzutasten vermocht. Eine Gestalt wie aus Erz gegossen und das Herz mit starrem Erz umpanzert. Und doch war dieses Herz so gut und treu, so weich und milde. Der leidenden Gattin zuliebe hat Klinger dem innigsten Wunsche seines Lebens entsagt, die Heimat und die Freunde seiner Jugend wiederzusehen, an denen seine Seele hing. In der Vaterstadt hatte der arme Beisassensohn wenig genug von dem genossen, was sie ihren bevorzugteren Bürgern bot, aber niemand hat über sie, ihre Verfassung und Einrichtung anerkennendere und gerechtere Worte gesprochen als der russische General in seinen „Betrachtungen und Gedanken ꝛc.“ (Werke Bd. 12, 1809, S. 286 f.).

In dem äußeren Glück, das er errungen, hat er der alten Freunde, mit denen er in jungen Jahren brüderlich verbunden war, nicht vergessen. In den Hochstiftsberichten 1891, S. 453 ff., konnten wir den schönen Brief veröffentlichen, den Klinger am 10. Oktober 1792 an den Musiker Ph. Chr. Kayser, den Organistensohn von St. Katharinä, richtete, in dem er dem Bedrängten die hilfreiche Bruderhand bot. Inzwischen ist noch ein diesem vorhergehender Brief in unsern Besitz gelangt, der die gleiche Angelegenheit behandelt. Kayser, ein zur Melancholie neigender, in unklarer Schwärmerei und tatloser Unentschlossenheit dahinträumender Mensch, schlug sich in Zürich kümmerlich mit Musikunterricht durch.

Vergebens hatte Goethe sich bemüht, den nicht unbegabten Künstler zu fördern. Endlich hatte er ihn 1788 fallen lassen müssen. Als Klinger nun von seinen dürftigen Umständen Kenntnis erhielt, versuchte er ihm eine neue Lebensbahn in Petersburg zu eröffnen, obwohl er sich darüber klar war, ein wie schwieriges und undankbares Unternehmen es sei, dieses ewig unentschlossene, in sich zurückgezogene Wesen sich aufzuladen und in immer erneutem Anspornen zur Tatkraft zu erwecken. Er schrieb ihm:

S. Petersburg. 27. Jan: 92. a. St.

Lieber Bruder! Diesen Brief wirst Du rascher wieder erhalten, als die Antwort auf dein letztes Schreiben. Es liegt mir daran, Dich etwas wissen zu lassen. Du schreibst mir, Dein Schiksal sey ärger als je, u ich habe dies immer vorgesehen. Wenn alle Stricke reißen, so komme zu mir. Du kannst so lange bey mir leben, bis eins von den Dingen geschieht, die ich Dir vorschlage. Wenn Du in dem Klavier das bist, was Du immer warst, u noch dazu französisch sprichst, in welchem Du Dich, von nun an üben kannst, u bey mir noch mehr, da man in meinem Hause keine andere Sprache spricht, so versichere ich Dich, daß Dich Dein Talent, von allem Nachtheil, den Du bisher erlitten, schadlos halten wird. Man zahlt einem guten Meister im Klavier, zu Petersburg einen halben Ducaten, für die Lection, u Klavierstimmer machen hier sogar, mehr Glück, als der erste Virtuoso in Deutschland....

[7 Zeilen unleserlich gemacht.]

Wenn Du im Sommer zur See reist, so brauchst Du 20 Louisd'or. Überlege Dirs, u halte es mit Deinen andern Aus- u. Absichten zusammen, ich folge hier bloß meinem Herzen u der Liebe zu Dir, und leide, Dich leiden zu wissen. — Ja ich bin seit 4 Jahren verheurathet, u. habe einen braven Jungen. Gegenwärtig bin ich Obristlieutnant, u laß es so fortgehen. — Die Fabel der ersten Medea ist allgemein bekandt — aber die Wendung, der neue Charakter, der Medea ist ganz mein wie alle die Detaillen. Davon kannst Du Dich überzeugen, wenn Du die Medea Korneillens liest, der dem Euripides u

Seneca, freylich nach seiner Art, nachgebildet hat. Kannst Du einen französischen Euripides bekommen, oder das Theâtre gréc, so wirst Du Dich überzeugen, was ich aus der Furie gemacht habe. Ich empfehle Dir von meinen dramatischen Schriften: Konradin, den Günstling, die falschen Spieler, (Theater bey Hartknoch) den Aristodymos u. Damocles (Neues Theater, Leipzig). Schreibe mir, was Faust auf Dich gewürkt hat, u was man in Zürich davon sagt. Das Schiksal von Landolt rührt mich tief. Vergiß ja nicht den Übergebliebenen, von meiner Freundschaft zu versichern, u schreibe mir bald durch den gewöhnlichen Weg, was Du von meinem Vorschlag hälst. Adieu, Bruder!

(ohne Unterschrift.)

Wie der schon erwähnte Brief vom 10. Oktober desselben Jahres zeigt, hatte Klinger sofort weitere Schritte getan, dem Freunde eine Lehrerstelle im Kadettenkorps gesichert, für Reisegeld gesorgt und alles vorbereitet, ihm ein warmes Nest zu bauen. Doch alles vergebens, Kayser konnte die Kraft zum Entschlusse nicht finden. Aber ganz umsonst sind diese Briefe doch nicht geschrieben. Sie bilden ein dauerndes und schönes Zeugnis für die Freundestreue des hervorragenden Sohnes Frankfurts, der in fremder Erde, die ihm immer fremd blieb, ruht. Möge die Vaterstadt immer ebenso treu seiner gedenken.



V.

Jahresbericht.



Jahresbericht

über das Verwaltungsjahr 1911/12.

Die vom **Verwaltungsausschuß** einberufene ordentliche Hauptversammlung des Jahres 1911 fand am Dienstag dem 28. November abends 8¼ Uhr in Dr. Hoch's Conservatorium statt.

Anwesend waren 93 Mitglieder.

Die Versammlung nahm von dem den Mitgliedern zugesandten und im Jahrbuch 1911 Seite 359 ff. vorliegenden Berichte des Akademischen Gesamtausschusses über die Tätigkeit der Akademischen Abteilung während des Jahres 1910/11 Kenntnis. Sodann gelangte der — ebenfalls gedruckt vorliegende — vom Akademischen Gesamtausschuß entworfene und vom Verwaltungsausschuß genehmigte Lehrplan für 1911/12 zur Erledigung. Für seine Durchführung war bereits von der vorjährigen Hauptversammlung der Betrag von 10000 M. bewilligt. Für die Lehrgänge des Winters 1912/13 wurde der gleiche Betrag von 10000 M. vorgesehen.

Hierauf wurde der Rechenschaftsbericht des Pflegamts über die Rechnungsführung des abgelaufenen Geschäftsjahres nebst der Vermögensnachweisung vorgelegt, ebenso der Bericht der mit der Prüfung der Jahresrechnung von der Hauptversammlung betrauten Revisoren. Auf Grund beider Berichte wurde der Rechnungsführung die Entlastung erteilt.

Danach wurde zur Beratung des vom Verwaltungsausschusse vorgelegten und den Mitgliedern zugesandten Voranschlages der Einnahmen und Ausgaben für das neue Geschäftsjahr geschritten. Derselbe wurde genehmigt.

Die satzungsgemäß vorzunehmenden Wahlen hatten folgendes Ergebnis:

1. Verwaltungsausschuß:
   a) Ordentliche Mitglieder:
      Heinrich Cahn-Blumenthal, Bankier;
      Franz von Forckenbeck, Landgerichtsdirektor;
      Max Kayser, Landgerichtsrat;
      Karl Kotzenberg, Konsul;
      Richard Nestle, Rentner;
      Dr. Julius Ziehen, Stadtrat.
   b) Ersatzmitglieder:
      Dr. Paul Bode, Oberrealschuldirektor;
      Dr. Julius Burghold, Justizrat;
      Dr. Rudolf Jung, Professor, Archivdirektor;
      Emil Padjera, Rentner;
      Dr. Moritz Passavant, Justizrat;
      Karl Sethe, Staatsanwalt.

2. Pflegamt:
   a) Ordentliche Mitglieder:
      Max Keller, Kaufmann;
      Friedrich Roemmich, Kaufmann.
   b) Ersatzmitglieder:
      Franz Alexander Kirchner, Kaufmann;
      Walter Melber, Kaufmann;
      Franz Moldenhauer, Ingenieur.

   Zu Revisoren wurden gewählt:
      Willi Mietens, Kaufmann.
      Hermann Minjon, Druckereibesitzer;

   Zum Stellvertreter:
      Friedrich Melber, Konsul.

Der Verwaltungsausschuß bestand sonach für das Jahr 1911/12 aus folgenden Herren:
   a) Ordentliche Mitglieder:
      Heinrich Cahn-Blumenthal, Bankier;
      Wilhelm Fechner, Landgerichtsrat;
      Franz von Forckenbeck, Landgerichtsdirektor;
      Karl Funck, Kaufmann;
      Dr. Adalbert Hengsberger, Stadtrat;

Zacharias Hochschild, Direktor;
Otto Hörth, Schriftsteller;
Max Kayser, Landgerichtsrat;
Louis Koch, Hofjuwelier;
Karl Kotzenberg, Konsul;
Victor Moessinger, Stadtrat;
Richard Nestle, Rentner;
Karl von Portatius, Major a. D.;
Dr. Heinrich Rehn, Geh. Sanitätsrat;
Georg Seitz, Finanzrat;
Baron Louis von Steiger, Bankdirektor;
Dr. Ernst Wohlfarth, Sanitätsrat;
Dr. Julius Ziehen, Stadtrat.

b) Ersatzmitglieder:
Dr. Paul Bode, Oberrealschuldirektor;
Dr. Julius Burghold, Justizrat;
Dr. Rudolf Jung, Professor, Archivdirektor;
Emil Padjera, Rentner;
Dr. Moritz Passavant, Justizrat;
Karl Sethe, Staatsanwalt.

Das Pflegamt bestand aus folgenden Herren:
a) Ordentliche Mitglieder:
Moritz Abendroth, Buchhändler;
Bernhard Auffenberg, Privatier;
Dr. Dietrich Cunze, Fabrikbesitzer;
Max Keller, Kaufmann;
Friedrich Roemmich, Kaufmann;
Gustav Leopold Sautter, Kaufmann.

b) Ersatzmitglieder:
Franz Alexander Kirchner, Kaufmann;
Walter Melber, Kaufmann;
Franz Moldenhauer, Ingenieur.

Als Mitglieder wurden im Laufe des Verwaltungsjahres aufgenommen:
(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, M. 8.—, bei Auswärtigen M. 6.—. Höhere Beiträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Arthur Adler, Dr., Gerichtsassessor.
2. Fräulein Anna Balzer, Lehrerin.
3. Walter Barthel, Dr. phil., Assistent am Kaiserlichen Archäologischen Institut.
4. K. L. Barthels, Dr., Akademie-Professor h. c., Aschaffenburg.
5. Adolf Bauer, Kaufmann.
6. Fräulein Susi Behrendt.
7. Ernst A. Benkard, Dr., Assistent am Städelschen Institut.
8. Jacob Besthoff, Kaufmann. (M. 15.—.)
9. Paul Beyer, Dr. phil., Kandidat des höheren Schulamtes.
10. Hans Bodmer, Dr., Präsident des Lesezirkels Hottingen, Zürich. (M. 10.—.)
11. Klaudius Bojunga, Dr. phil., Studienanstalts-Direktor.
12. Erhard Born, Dr. jur., Syndikus.
13. Hermann Bräuning-Oktavio, Dr. phil., Leipzig.
14. Fräulein Frenny Cahn.
15. Frau Ludwig Doctor, Wwe.
16. Gotthold Dorschel, Dr. phil., Oberlehrer.
17. Ludwig Ehrichs, Dr., Direktor der Elisabethenschule.
18. Arthur Ellinger, Kaufmann.
19. Fräulein Susanna Feydt, Lehrerin.
20. Friedrich Florin, Oberlehrer.
21. Fräulein Elvira Fölzer, Dr. phil., Museumsassistentin.
22. Walter Franke, Dr., Oberlehrer.
23. Fräulein Clara Friese, Offenbach a. M.
24. Georg Gaag, Kolorist, Fechenheim.
25. Fräulein Agnes Geering, Dr., Oberlehrerin.
26. Fritz Georg, Kandidat des höheren Schulamtes.
27. Wilhelm Gieß, Kaufmann.
28. Andreas Goetze, Gefängnispfarrer.
29. Hugo Grüninger, Oberlehrer.
30. Siegfried Guggenheim, Dr., Rechtsanwalt, Offenbach a. M.
31. M. Heertz, Dr., Justizrat.
32. Wilhelm Hertz, Dr., Landrichter.
33. Wm. Addison Hervey, Prof. an der Columbia-Universität, New-York.
34. Fräulein Johanna Heymann, Lehrerin, Neu-Isenburg.
35. Frau Sanitätsrat Dr. Carl Kaufmann. (M. 20.—.)
36. Walter von Kienitz, Landgerichtsrat.

37. Oskar Klau, Dr., Referendar.
38. Fräulein Ella Knipschild.
39. Josef Kny, Kolorist, Fechenheim.
40. Wilhelm Laux, Lehrer.
41. Freiherr Friedrich von Löwenstern, Forstmeister, Homburg v. d. H.
42. Paul Mausolff, Direktor.
43. Friedrich Melber, Konsul.
44. Heinrich von Mettenheimer, Dr. med.
45. Fräulein Ida Pauline Müller.
46. Walter Müller, Dr., Assistent am Kaiserlichen Archäologischen Institut.
47. Richard Nestle, Rentner. (M. 20.—.)
48. Max Niederlechner, Buchhandlungsgehilfe.
49. Wilhelm Oppenheim, Kaufmann, Nürnberg.
50. Alexander Pelissier, Vikar.
51. Wilhelm Peters, Dr. phil., Prof., Oberlehrer.
52. Franz Pfeiffer, Kaufmann.
53. Fräulein Anna Rahusen, Lehrerin, Oberursel.
54. Heinrich Reh, Kandidat des höheren Schulamts.
55. Hugo Rietzsch, Geh. Regierungsrat, Görlitz.
56. Richard Ritter, Dr. phil., Oberlehrer.
57. Emil Ritterling, Dr., Professor, Direktor am Kaiserlichen Archäologischen Institut.
58. Frau Anna Roos. (M. 10.—.)
59. Wilhelm Schlömann, Dr., Chemiker, Griesheim a. M.
60. Peter Schlotter, Dr. rer. pol., Geschäftsführer des Mitteldeutschen Arbeitsnachweisverbandes. (M. 10.—.)
61. Erich Schmidt, Dr., Prof., Geh. Regierungsrat, Berlin.
62. Franz Schultz, Dr., ord. Prof. der deutschen Sprache und Literatur, Straßburg i. E.
63. Carl Schwarte, Kaufmann. (M. 20.—.)
64. Gustav Simon, Dr. med., Kinderarzt.
65. Frau Geheimrat Sophie Simon.
66. Fräulein Clara Soltow, Lehrerin.
67. Siegfried Sommer, Dr., Oberlandesgerichtsrat.
68. Ludwig Stern, Kandidat des höheren Schulamts.
69. Alois Stockmann, S. J., Schriftsteller.
70. Fräulein Marie Thomson, Offenbach a. M.

71. Ernst Traub, Dr., Oberlehrer.
72. Klaus Wagner-Roemmich, Dr. polit., Dr. jur., Geschäftsführer der „Zentrale für Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung" und des Vereins „Jugendwohl".
73. Georg Wallhäuser, Dr., Oberlehrer.
74. Arthur Warda, Amtsrichter, Königsberg i. Pr.
75. Fräulein Johanna Werner.
76. Eduard Wessel, Dr., Gerichtsassessor.
77. Hugo Wohlfarth, Referendar.

30 Mitglieder wurden uns durch den Tod entrissen.

77 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

Unter den Toten des Jahres beklagen wir vor allem den Verlust des Herrn Professors Otto Donner-v. Richter, unseres einzigen akademischen Ehrenmitgliedes. Hochbejahrt, bis zu seinen letzten Lebenstagen von seltener geistiger und körperlicher Frische, ging er dahin.

Sein Scheiden hat in dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Frankfurts eine Lücke hinterlassen, die in gleicher Weise nicht wieder ausgefüllt werden wird. Das Hochstift hatte sich durch lange Jahre seiner eifrigen und erfolgreichen Tätigkeit als Vorsitzender der Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft und als Mitglied der Verwaltung zu erfreuen. Bei der Einrichtung des Goethehauses war er mit seinem alten Freunde Otto Cornill der stets hilfsbereite künstlerische Beirat. Von seinen Kunstschöpfungen ziert ein vorzüglich ausgeführtes Gemälde, die Geburt Goethes nach Moritz von Schwinds allegorischem Transparent, das Goethemuseum. Von seinen hervorragenden kunstwissenschaftlichen Arbeiten hat manches in den Hochstifts-Publikationen Platz gefunden. Es sei hier nur an den umfangreichen Aufsatz über „Die Thorancbilder in der Provence und im Goethemuseum zu Frankfurt" im Jahrbuch 1904 erinnert, der von der scharfsinnigen Urteilskraft und der Darstellungskunst des damals schon in vorgerücktem Alter stehenden Kunstgelehrten das schönste Zeugnis ablegt.

Harmonisch ausgeglichen, feinsinnig und liebenswürdig wie seine Kunst war auch seine ganze Persönlichkeit. Die herzgewinnende Freundlichkeit seines Wesens zog alle, die ihm

näher treten durften, in ihren Bann. Er hat wohl kaum einen Feind gehabt. In die moderne realistische Welt ragte er herein wie die Verkörperung einer idealistischen Zeit, die dem reinen Kult des Schönen gewidmet, von allem Häßlichen und Rohen sich abgestoßen fühlte.

Sein Andenken wird im Hochstift nicht erlöschen.

Ferner beklagen wir den Verlust von drei langjährigen Freundinnen und Gönnerinnen unserer Bestrebungen und insbesondere des Goethemuseums: Frau Anna Luise Koch-von St. George, die noch in ihrem letzten Willen unseres Instituts so freundlich gedachte, und Frau Wilhelm Meister, die in gleicher Weise wie ihr verstorbener Gatte dem Museum stets bereite Förderung angedeihen ließ. Auch die in diesem Jahre verstorbene Witwe des früheren Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses, des Geheimen Justizrats Dr. Franz Leykauff, Frau Alwine Leykauff, hatte in ihrem letzten Willen dem Wunsch Ausdruck gegeben, daß dem Hochstift zum Gedächtnis ihres Gatten der Betrag von M. 500.— überwiesen werde. Frau Lina de Bary hat pietätvoll diesen Wunsch erfüllt.

Der Verwaltungsausschuß wählte zu seinem Vorsitzenden Herrn Landgerichtsdirektor von Forckenbeck und zu dessen Stellvertreter Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. H. Rehn.

Zum Vorsitzenden des Pflegamts wurde Herr B. Auffenberg und zum stellvertretenden Vorsitzenden Herr Dr. D. Cunze gewählt.

Die öffentliche Lehrtätigkeit des Hochstifts sowie die wissenschaftliche Arbeit innerhalb der Fachabteilungen (vgl. unten den Bericht des Akademischen Gesamtausschusses) vollzog sich in gewohnter Weise, die Entwicklung des Goethemuseums nahm ungestörten Fortgang (vgl. unten den Bericht der Direktion). Mit der Vermehrung des Inhalts hält auch die Steigerung der Benutzung und des Besuches gleichen Schritt. An Eintrittsgeldern vereinnahmte das Museum 31 748.90 M.

Die Finanzlage des Hochstifts ist nach wie vor eine gesicherte und zufriedenstellende, doch macht die Erfüllung seiner vielfachen Aufgaben bei den stetig steigenden Preisen auf allen Gebieten die äußerste Sparsamkeit zur Pflicht. Das Kapitalvermögen wurde durch letztwillige Zuwendung der verstorbenen Frau Koch-von St. George um 5000 M. vermehrt.

Die seit Jahren brennende Frage des Erweiterungsbaues des Frankfurter Goethemuseums ist ihrer Lösung näher gerückt. Auf Grund einer erneuten Eingabe des Hochstifts und eingehender Beratung arbeitete der Magistrat den Entwurf eines Vertrages aus und unterbreitete ihn im Einverständnis mit der Hochstiftsverwaltung im Mai der Stadtverordnetenversammlung zur Genehmigung. Die Vorlage wurde im Plenum sympathisch aufgenommen und an den Hochbau-, Finanz- und Schulausschuß zur Prüfung überwiesen. Diese drei Ausschüsse wählten aus ihrer Mitte eine Unterkommission, zu deren Beratungen die Vertreter des Hochstifts mehrfach zugezogen wurden.

Der Entwurf des Magistrats sieht die Bereitstellung der zur Erweiterung des Museums nötigen Räume durch die Stadt vor.

Die beiden Grundstücke Großer Hirschgraben 19 und 21 sollen für den Museumsbau in Erbbau übergeben und die Bausumme soll von der Stadt verzinst und amortisiert werden. Die Stadt erhält dafür die Anwartschaft auf das Goethehaus und alle übrigen Baulichkeiten nebst dem gesamten Inhalte des Museums, einschließlich des Archivs, der Bibliothek und der graphischen Sammlung. Das Hochstift verpflichtet sich, seine Satzungen unwiderruflich dahin zu ändern, daß alles dies bei seinem Erlöschen der Stadt zufällt.

Die Vaterstadt Goethes wird hierdurch also die eigentliche Eigentümerin des Frankfurter Goethemuseums, das vom Hochstift, während der Dauer seines Bestehens, zu verwalten, und zwar in der bisherigen Weise zu verwalten ist. Die gesamten Kosten dieser Verwaltung, die auch die fortlaufende Vermehrung der Sammlungen einschließt, ruhen nach wie vor auf den Schultern des Hochstifts.

Die Stadt bleibt in dieser Beziehung auch künftig völlig entlastet.

Diese Pflege aber wird in Zukunft dem Hochstifte noch weit größere Opfer auferlegen als bisher.

Der Etat des Museums beträgt zurzeit für persönliche, sachliche und Vermehrungskosten rund 42000 M., wozu noch die Verzinsung des Goethehauses rc. mit ca. 6000 M. kommt. Das Museum selbst trägt zurzeit zu diesen Kosten durch seine

Besuchseinnahme rund 31 800 M. bei. So ergibt sich ein jährlicher barer Zuschuß des Hochstiftes von ca. 10 000 M., der in einzelnen Jahren aber auch bis 12 000 M. betragen hat. Durch Indienststellung der neuen Gebäude muß der Museumsetat naturgemäß eine bedeutende Erhöhung an persönlichen und sachlichen Unkosten erfahren. Das Personal muß um drei Bedienstete — einen Pförtner und zwei Museumsaufseher — vermehrt werden.

Die Reinigung, Beheizung und Beleuchtung der neuen Räume, Steuern, Wassergeld, Feuerversicherung 2c. erfordern einen bedeutenden Mehraufwand.

Die Erhöhung der Verwaltungskosten ist mit 12 000 M. jährlich gering veranschlagt.

Die Frage der Deckung ist eine sehr schwierige. Wollte das Hochstift den Mehraufwand dauernd aus seinen Mitteln bestreiten, so müßte es den gesamten Zinsertrag der Emanuel Müller-Stiftung dem Goethemuseum opfern und seine satzungsgemäßen Aufgaben völlig vernachlässigen. Dem stehen aber die Bestimmungen des Stiftungsbriefes entgegen.

Daher müssen wir die Deckung lediglich in der Hoffnung auf die Zukunft suchen, die durch erhöhte Einnahmen dem Museum die Möglichkeit der Bestreitung des Mehraufwandes gewähren soll.

Der Verwaltungsausschuß wie das Pflegamt verhehlen sich zwar nicht, daß ein solcher Wechsel auf die Zukunft eine recht mangelhafte Grundlage für eine solide Geschäftsführung ist. Wenn sie aber trotzdem auf dieser Grundlage in Verhandlungen eingetreten sind, so geschah das aus folgenden Erwägungen:

Die Einnahmen des Museums sind bisher in stetem Wachsen begriffen und man darf mit Grund annehmen, daß dies auch weiterhin der Fall sein werde. Freilich wird diese Mehreinnahme nur sehr allmählig wachsen, während die Mehrausgabe sofort in vollem Umfange eintritt. Die Mitglieder werden sich daher mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß das Hochstift alle seine kleinen Reserven und Rückstellungen in den ersten Betriebsjahren opfern muß, ja daß auch vielleicht ein Appell an die Hilfe seiner Gönner und Freunde nötig sein wird. Ferner muß im Betriebe wie

in der Vermehrung des Museums nach wie vor mit größter Sparsamkeit gewirtschaftet werden, damit in günstigen Jahren ein Wiederansammeln der verbrauchten Reserven möglich werde.

Denn ohne einen gewissen finanziellen Rückhalt ist ein geordneter Betrieb des Museums nicht denkbar, der auch mit mageren Jahren, Zeiten des Kriegs oder wirtschaftlicher Depression rechnen muß. Man darf auch nicht vergessen, daß unser bisher geglücktes Experiment, ein Museum im wesentlichen aus seinen eigenen Einnahmen zu erhalten, ein sehr kühnes und ohne Beispiel dastehendes ist. Sein Gelingen wird in Zukunft davon abhängen, ob die erhofften Mehreinnahmen für einen gesicherten Betrieb ausreichen werden.

Die Verwaltung hofft alle diese Fragen, die ja auch Satzungsänderungen voraussetzen, einer im Laufe des nächsten Geschäftsjahres zu berufenden außerordentlichen Hauptversammlung zur Entscheidung unterbreiten zu können.

Der **Akademische Gesamtausschuß** hat über die Tätigkeit der Akademischen Fachabteilungen, sowie über die öffentliche Lehrtätigkeit des Winters 1911/12 folgendes zu berichten:

Die Fachabteilungen, die in ihrer Gesamtheit die Akademische Abteilung des Hochstifts bilden, wählten zu Vorsitzenden und damit zu Mitgliedern des Akademischen Gesamtausschusses die folgenden Herren:

Alte Sprachen: Oberlehrer Dr. F. Adami und Professor Dr. K. Hahn.

Neuere Sprachen: Professor Dr. M. Banner und Oberlehrer Dr. M. Werner.

Geschichte: Professor Dr. G. Küntzel und Direktor Dr. O. Liermann.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: Direktor Dr. H. von Trenkwald und Direktor Professor Dr. B. Müller.

Mathematik und Naturwissenschaften: Professor Dr. O. Rausenberger und Professor Dr. M. Brendel.

Deutsche Sprache und Literatur: Professor Dr. J. G. Sprengel und Dr. R. Hering.

Jurisprudenz: Justizrat Dr. P. Neumann und Geh. Justizrat Oberlandesgerichtsrat O. Creizenach.

Volkswirtschaft: Stadtrat Dr. K. Flesch und J. H. Epstein.

Zum Vorsitzenden des Akademischen Gesamtausschusses wurde Herr Justizrat Dr. P. Neumann gewählt und zu dessen Stellvertreter Herr Realgymnasialdirektor Dr. O. Liermann.

Als Mitglieder der Akademischen Abteilung wurden aufgenommen die Herren bez. Damen:

Dr. Walter Barthel, Assistent am Kaiserlichen Archäologischen Institut: Alte Sprachen.
Dr. Ernst A. Benkard, Assistent am Städelschen Institut: Kunst.
Dr. Klaudius Bojunga, Studienanstalts-Direktor: Deutsche Sprache und Literatur.
Dr. Friedrich Ganser, Oberlehrer: Neuere Sprachen.
Frl. Dr. Agnes Geering, Oberlehrerin: Deutsche Sprache und Literatur.
Dr. M. Heertz, Justizrat, Rechtsanwalt: Jurisprudenz.
Dr. Oskar Klau, Referendar: Jurisprudenz, Volkswirtschaft, Geschichte.
Dr. Alfred Maurer, Oberlehrer: Geschichte, Deutsche Sprache.
Franz Moldenhauer, Ingenieur: Geschichte, Alte Sprachen.
Dr. Richard Rheinstein, Rechtsanwalt: Jurisprudenz.
Professor Dr. Julius Richter, Oberlehrer: Deutsche Sprache und Literatur, Kunst.
Professor Dr. Emil Ritterling, Direktor am Kaiserlichen Archäologischen Institut: Alte Sprachen.
Emil Schönfelder, Oberlehrer: Deutsche Sprache und Literatur, Geschichte.
Ludwig Stern, Kandidat des höheren Schulamts: Alte Sprachen, Geschichte.

Aus den Fachabteilungen ist zu berichten:

Alte Sprachen.

Sitzung am 2. November 1911: Vortrag des Herrn Direktor Dr. E. Bruhn:

„Die beiden Elektren."

Sitzung am 16. November 1911: Vortrag des Herrn Oberlehrer Dr. Fahz:

„Ein neues Stück Zauberpapyrus (Helios — Apollo — Hymnus)."

Sitzung am 22. Februar 1912: Vortrag des Herrn Oberlehrer Dr. Adami:
„Das sogenannte Drei-Schauspielergesetz im griechischen Drama des 5. Jahrhunderts."

Sitzung am 4. Juli 1912, im Goethe-Gymnasium: Vortrag des Herrn Professor Dr. Bölte:
„Zur Geschichte des griechischen Festungsbaues." (Mit Lichtbildern).

Sitzung am 4. September 1912: Vortrag des Herrn Professor Dr. Jungblut:
„Der Abschnitt über den Wert der Freundschaft in Ciceros Caelius."

Neuere Sprachen.

Es wurden folgende Vorträge gehalten:

Am 25. Oktober 1911: Herr Dr. M. Werner über:
„Théophile Gautier (aus Anlaß des Centenarjahres)."

Am 29. November 1911: Herr Professor Dr. Wohlfeil über:
„Eine neue Theorie über die Entstehung der Chansons de geste."

Am 31. Januar 1912: Herr Dr. M. Werner über:
„Mérimée-Analekten von Henri Monod" († 5. Nov. 1911).

Am 13. März 1912: Herr Dr. Gerold über:
„Bemerkungen eines französischen Gesanglehrers (Bénigne de Bacilly) zur französischen Aussprache um 1670."

Bildkunst und Kunstwissenschaft.

Am 19. Dezember 1911: Vortrag des Herrn Dr. K. Simon über:
„Die Frankfurter „Darstellung" im Historischen Museum."

Am 23. Februar 1912: Vortrag des Herrn F. Knörk über:
„Der Richterstuhl" und Vorzeigung eines französischen Gebetbuches aus dem 16. Jahrhundert durch Herrn Dr. L. Baer.

Deutsche Sprache und Literatur.

Die Sitzungen wurden in Gemeinschaft mit der Akademisch-Germanistischen Gesellschaft im Germanischen Seminar der Akademie abgehalten.

Folgende Vorträge wurden gehalten:

Am 13. November 1911: Herr Professor Dr. J. G. Sprengel:
„Neuere Literatur über Heinrich v. Kleist."

(Abgedruckt im Auszuge unter dem Titel „Kleists Auferstehung" im Literaturblatt der Frankfurter Zeitung vom 19. November 1911.)

Am 27. November und 4. Dezember 1912: Herr Professor Dr. F. Panzer:
„Neue Untersuchungen über die Sigfridsage, I. Erlösungssage, II. Werbungssage und Sigfrids Tod."

Am 18. Dezember 1912: Herr Dr. R. Hering:
„Aus Maler Müllers Briefwechsel."

Am 15. Januar 1912: Herr Professor Dr. J. G. Sprengel:
„Die Kunstform der Novelle."

(Abgedruckt Eckart VI. 4.)

Am 29. Januar 1912: Herr Dr. Th. Hoenes:
„Über Goethes Wilhelm Meister."

Am 12. Februar 1912: Herr Direktor Dr. K. Bojunga:
„Sprachwissenschaft und deutscher Schulunterricht."

Am 26. Februar 1912: Herr Professor O. Bethge:
„Über Ortsnamenforschung I. Teil."

Am 6. Mai 1912: Herr Professor Dr. J. G. Sprengel:
„Über die Begründung des Germanistenverbandes."

Am 26. Mai 1912: Frl. Dr. A. Geering:
„Über Walzels Werk: Zur Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts."

Am 10. Juni 1912: Herr Professor O. Bethge:
„Zur Ortsnamenforschung II. Teil."

Am 24. Juni 1912: Herr Dr. R. Hering:
„Die Entwickelung des Goetheschen Gottesbegriffes und ihre Bedeutung für die Gestaltung des Faust."

Am 8. Juli 1912: Herr Direktor Dr. K. Bojunga:
„Über den Einfluß der Wortbedeutung auf die Wortform."

Geschichte.

Wie im Vorjahre fanden die Sitzungen der Abteilung für Geschichte während der beiden Semester regelmäßig alle 14 Tage Dienstag abends in Gemeinschaft mit der akademisch-historischen Gesellschaft im historischen Seminar der Akademie statt. Es wurden folgende Vorträge gehalten:

Am 31. Oktober 1911: Herr Professor Dr. Küntzel: „Philosophie und Politik Friedrichs des Großen (Friedrich als Kronprinz)."

Am 14. November 1911: Herr Bibliothekar Dr. Schiff: „Thomas Münzer und die Bauernbewegung am Oberrhein 1525."

Am 20. Dezember 1911: Herr Archivdirektor Professor Dr. Jung: „Die Anfänge des Jesuitenordens in Frankfurt a. M. (1562—67.)"

Am 23. Januar 1912: Herr Dr. Lennhoff: „Schulze-Delitzsch als Politiker."

Am 30. Januar 1912: Herr Professor Dr. Kracauer: „Frankfurter Militär im 18. Jahrhundert."

Am 13. Februar 1912: Herr Professor Dr. Küntzel: „Philosophie und Politik Friedrichs des Großen (Friedrich als König)."

Am 27. Februar 1912: Herr Dr. Bräuer: „Die Luxusgesetzgebung in der Reichsstadt Frankfurt a. M."

Am 7. Mai 1912: Herr Professor Dr. Küntzel: „Der Einfluß des Rationalismus auf Friedrich den Großen als Feldherrn."

Am 21. Mai 1912: Herr Professor Dr. E. Vogt-Gießen: „Heinrich von Gagern."

Am 11. Juni 1912: Herr Bibliothekar Dr. Schiff: „Neuere Forschungen zur Geschichte der Bauernprogramme von 1525."

Am 18. Juni 1912: Herr Professor Dr. Kracauer: „Frankfurter Militärwesen im 18. Jahrhundert."

Am 2. Juli 1912: Herr Dr. Jul. Cahn: „Die Schlacht bei Bergen." (Unter Besichtigung des Schlachtfeldes.)

Mathematik und Naturwissenschaften.

Es wurden folgende Vorträge gehalten:

Am 3. November 1911: Prof. Dr. Brendel:
„Einiges aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung."

Am 15. Dezember 1911: Prof. Dr. Flesch:
„Gedanken über die erste Entstehung von Lebewesen."

Am 26. Januar 1912: Diskussionsabend über:
„Die algebraische Analysis im Schulunterricht" durch einen gleichnamigen Vortrag von Prof. Dr. Rausenberger eingeleitet.

Am 8. März 1912: Direktor Ingenieur F. Dessauer:
„Neue Methoden zur Röntgenaufnahme bewegter Organe"; mit Experimenten.

Am 10. Mai 1912: Prof. Dr. Flesch:
„Das Aufhören der Lebensvorgänge. Versuch einer theoretischen Definition."

Am 14. Juni 1912: Dr. W. Wenz:
„Neues über die Geologie des Mainzer Beckens."

Jurisprudenz.

Es wurden folgende Vorträge gehalten:

Am Montag, den 6. November 1911: Herr Rechtsanwalt Dr. Alfred Geiger:
„Die Zivilprozeßnovelle in der Praxis."

Am Montag, den 15. Januar 1912: Herr Rechtsanwalt Dr. Flesch:
„Die Reichsversicherungsordnung, Allgemeine Vorschriften und das Verfahren."

Am Montag, den 4. März 1912: Herr Rechtsanwalt Dr. Rheinstein:
„Die Reichsversicherungsordnung, Krankenversicherung."

Volkswirtschaft.

Während des verflossenen Winters wurden zwei Sitzungen abgehalten:

Am 18. Dezember 1911: Wahlen der Vorsitzenden; ein angekündigter Vortrag konnte wegen Abhaltung des Referenten nicht gehalten werden.

Am 28. Februar 1912: Vorschläge für die Lehrgänge des Winters 1912/13; Vortrag des Herrn J. H. Epstein über: „Michael Flürscheim und die Bodenreform."

Die **Lehrgänge** des Winters umfaßten die folgenden Vortragsreihen:

1. Herr Professor Dr. Ludwig Curtius aus Erlangen: „Die Antike und wir."
2. Herr Dr. med. Wilhelm Hanauer aus Frankfurt a. M.: „Geschichte der öffentlichen Gesundheitspflege in Frankfurt a. M."
3. Herr Professor Dr. Hermann Oncken aus Heidelberg: „Die deutsche Auswanderung nach Amerika und das Deutschamerikanertum vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart."
4. Herr Geh. Hofrat Professor Dr. Eduard Schwartz aus Freiburg i. B.: „Kaiser Konstantin der Große und die Kirche."
5. Herr Professor Dr. Karl Helm aus Gießen: „Altgermanische Religionsgeschichte."
6. Herr Direktor Professor Dr. Friedrich Back aus Darmstadt: „Mittelrheinische Kunst im 14. und 15. Jahrhundert."
7. Herr Professor Dr. Ernst Sieper aus München: „Probleme der modernen englischen Kultur."
8. Herr Professor Dr. Robert Petsch aus Liverpool: „Prinzipielle Fragen des Dramas."

An dem zur Feier von Schillers Geburtstag abgehaltenen Festakte sprach Herr Professor Dr. Karl Berger aus Darmstadt. Sein Thema lautete: „Vom Weltbürgertum zum nationalen Gedanken. Eine Schillerrede."

Die Goethefeier fand am Abend des 28. August statt. Herr Dr. V. Cornius aus Leipzig sprach über „Goethes Theaterleitung und die bildende Kunst". Der Sängerchor des Lehrervereins verschönte die Feier durch stimmungsvolle Gesangsvorträge.

Den Herren Dozenten sei auch an dieser Stelle der wärmste Dank für ihre aufopferungsvolle und erfolgreiche Tätigkeit ausgesprochen.

Das **Frankfurter Goethemuseum** hat auch in diesem Jahre die ihm gestellte Aufgabe, einen Mittel- und Stützpunkt für die Erkenntnis Goethes und seiner Epoche zu bilden, nach Kräften zu erfüllen gesucht. Von Jahr zu Jahr wachsen die Anforderungen und immer weiter dehnt sich seine Wirksamkeit aus. Nicht nur für Deutschland, sondern auch für das Ausland wird Frankfurt immer mehr die Goethestadt.

Goethe und die Erinnerung an ihn, das ist es, was der Fremde hier vor allem sucht.

Wir haben auch im Laufe dieses Jahres wieder beobachten können, wie das Interesse der internationalen Gäste der Stadt in erster Linie Goethe gewidmet war. Das gilt von den deutsch-amerikanischen Lehrern wie von den englischen Arbeitern und den Kopenhagener Parlamentariern.

Das Goethemuseum ist daher stets das erste, wohin die Stadtverwaltung sie führt. Gern und ohne Entgelt öffnet dieses ihnen seine Pforten und seine Beamten sind stets zu erläuternden Vorträgen bereit.

Aber auch sonst wird die Liberalität der Museumsverwaltung in steigendem Maße in Anspruch genommen. Nicht nur die Frankfurter Schulen und alle Bildungszwecken gewidmeten Veranstaltungen haben freien Eintritt, sondern auch allen hier tagenden Kongressen ꝛc. wird bedeutende Ermäßigung gewährt.

Für alle Arbeiter- und Bildungsvereine wie für die Teilnehmer der Volksvorlesungen, die hiesige Lehrerschaft, finden unentgeltliche Gruppenführungen im Laufe der Wintermonate statt.

Die Gesamtzahl der Besucher überstieg 50 000.

Nicht minder erfreulich gestaltet sich die wissenschaftliche Benutzung. Der Forschung im In- und Auslande vermag das Museum bereits ein reiches Material zu bieten. Unter den außerdeutschen Ländern steht nach wie vor Frankreich in der Benutzung voran. Den dortigen Gelehrten konnten wir auch in diesem Jahre durch Übersendung von Handschriften und Büchern wie durch Auskünfte und Ratschläge mannigfache Dienste leisten.

Die Inanspruchnahme in Deutschland selbst wächst stetig. Aber mit ihr auch die Förderung, die dem Institute durch freundliche Übersendung der neu erscheinenden Werke von seiten der Herren Verfasser oder Verleger zuteil wird.

Die lange Liste der Geschenkgeber am Schlusse dieses Berichts legt davon Zeugnis ab.

Unter den Geschenken ist besonders hervorzuheben ein interessantes Familienbild, Elise von Türckheim gegen Ende der achtziger Jahre im Kreise der Ihren darstellend. Die vorzügliche Nachbildung des von Guérin geschaffenen kleinen Kunstwerkes verdanken wir dem Freiherrn W. von Türckheim in Baden-Baden, dem Urenkel Lilis.

Eine verkleinerte Marmornachbildung der Marchesischen Goethestatue wurde dem Museum durch Herrn Max v. Grunelius aus dem Nachlasse der Frau Koch-v. St. George überwiesen.

Herr Alfred Schmitt in Cöln, ein Nachkomme der mit den Goethes befreundeten Familie Münch, hatte die Güte, dem Museum 100 M. zu spenden, um den sorgfältigen Schutz der Handschriften vor Sonne und Licht zu befördern.

Durch Kauf wurde ein Originalporträt J. H. Mercks, Tuschzeichnung, erworben.

Aus den handschriftlichen Schätzen des Museums konnte in diesem Jahre ein bisher unbekanntes Werk der Genieperiode, Mahler Müllers Idylle „Faun Molon", veröffentlicht werden. Es ist in hübscher Ausstattung im Verlage von Ernst Rowohlt in Leipzig erschienen.

Der im vorigen Jahre erworbene Brentanonachlaß enthält von den Märchen nur den ersten Band. Der Nachforschung des Herrn Justizrat Dr. von Steinle ist es gelungen, den Aufenthalt des zweiten zugehörigen Bandes, sowie einer Böhmerschen Abschrift der Romanzen vom Rosenkranz ausfindig zu machen. Durch seine Vermittelung gelang es auch, beide für uns sehr wichtige Bände zu erwerben.

Auf dem Wege des Ankaufes wurden gleichfalls verschiedene Schriftstücke von Zeitgenossen Goethes erworben; unter ihnen sei besonders auf eine Anzahl Briefe von Ernestine Boie an H. W. v. Gerstenberg hingewiesen, durch die die bereits vorhandenen Briefschaften derselben Schreiberin eine wertvolle Bereicherung erfuhren. Der Güte des Herrn Sanitätsrats Dr. Wohlfarth verdanken wir ein Aktenfaszikel, enthaltend Schriftstücke über Erwerb und Ausbau des dem Goethehause benachbarten Hauses Großer Hirschgraben Nr. 21, des Elternhauses des Schenkers.

Die mit Mahler Müllers Nachlaß erworbene Sammlung von Handzeichnungen konnte durch eine größere Anzahl von Einzelblättern vermehrt werden, und zwar von Arbeiten Müllers selbst und von solchen seiner näheren Freunde. Unter den ersteren sind verschiedene Jugendarbeiten besonders erwähnenswert, wie z. B. Studien aus dem Heidelberger Schlosse. Die letzteren haben zum größten Teile italienische Motive.

Weiter konnten eine Anzahl Porträte, meist Kupferstiche, aber auch frühe Lithographien, von deutschen Malern um die Wende der Jahrhunderte, erworben werden, von denen manche mit Müller in engen persönlichen Beziehungen gestanden haben.

In Goethes italienische Zeit, auf seine Wanderung durch Sizilien mit Kniep, weist eine Landschaft, die der Reisebegleiter in Sepia ausgeführt hat; sie stellt die Trümmer von Taormina dar.

In einer Anzahl Federzeichnungen von Oskar Rickerl erwarben wir interessante Illustrationen zu Schillers Gedichten aus dem Ende der dreißiger Jahre.

Ein handkolorierter Kupferstich zu F. L. v. Stolbergs Agnes und Albrecht, in Nürnberg bei Campe erschienen, sei unter den verschiedenen Illustrationen von und zu den Klassikern besonders angeführt.

Die **Bibliothek** kann auch im vergangenen Jahr einen normalen Weiterausbau verzeichnen. Der Zuwachs an Bänden übertraf sogar den des vorhergehenden Jahres um ein Geringes; dieses ist jedoch mit darauf zurückzuführen, daß die Bibliothek sich mehr als bisher wertvoller Zuwendungen zu erfreuen hatte, von denen die wichtigsten unten an ihrem Platze besonders erwähnt werden.

In der Abteilung „Goethe" besteht die Vermehrung jetzt — da die Vollständigkeit in den Originalausgaben annähernd erreicht ist — mehr in der Anschaffung der neuen, sehr reichhaltigen Literatur. Jedoch konnte, neben den noch im fortlaufenden Erscheinen begriffenen modernen Ausgaben der Werke, eine anscheinend unbekannte ältere erworben werden; sie ist unter dem Titel „Ausgewählte Schriften" in Wien und Stuttgart 1817—1823 erschienen und aus Bogen der „Werke", Wien und Stuttgart 1816—1821, zusammengestellt. Von Neudrucken wäre vor allem der der Italienischen Reise zu nennen, den G. v. Graevenitz mit Handzeichnungen Goethes,

seiner Freunde und Kunstgenossen illustriert herausgegeben hat. „Wilhelm Meisters Theatralische Sendung" hat eine zahlreiche Literatur, zum Teil schon vor Erscheinen der Ausgabe, ins Leben gerufen. Zum „Werther" kamen mehrere Übersetzungen, darunter eine schwedische, hinzu und einige der seinerzeit durch ihn veranlaßten Schriften über den Selbstmord.

Eine Schrift von Sergius von Ouwaroff enthält eine schwungvolle Widmung an Goethe (das Exemplar trägt außerdem den eigenhändigen Besitzereintrag von Friedrich Creuzer) und ein Werk von W. G. Becker „Das Seifersdorfer Tal 1792" Beschreibung und Abbildung eines der frühsten Goethe-Denkmale.

Herr Dr. Alexander Berg erfreute uns durch die Nummer des „Frankfurter Intelligenzblattes" vom 4. November 1808, welche die Versteigerungsanzeige des Nachlasses der Frau Rat enthält. In der Rubrik der von Goethe benutzten Werke haben wir neben Gottfrieds historischer Chronik ein sehr wertvolles Geschenk zu verzeichnen: aus dem Nachlasse der Frau Gräfin Amélie von Reichenbach-Lessonitz wurde uns im Auftrage I. D. der Frau Prinzessin Löwenstein-Wertheim-Freudenberg ein ganz vollständiges und tadelloses Exemplar der Merianschen „Topographia" in 12 Pergamentbänden überwiesen.

Bei den Schriften der „Jugendfreunde", die wir immer besonders hervorzuheben pflegten, sind jetzt nahezu alle Lücken ausgefüllt, Heinrich Leopold Wagners „Tagebuch eines Weltmanns", aus dem Französischen des Grafen von Lamberg übersetzt, schloß wiederum eine solche. In Goethes Verwandtenkreis führt uns ein Werk von Friedrich Karl Ludwig Textor „De cognatione multiplici" mit längerer eigenhändiger Widmung an Dr. Friedrich Sigismund Feyerlein, in Goethes späteren Freundeskreis des geschäftigen J. J. v. Gerning „A picturesque Tour along the Rhine" mit den schönen illuminierten Kupfern nach C. G. Schütz.

Bei den andern Klassikern ist nur Wieland mit zwei Seltenheiten hervorzuheben: seine zweite Jugendschrift „Die Natur der Dinge", die der Hallenser Professor Georg Friedrich Meier 1752 zum Druck befördert hat, ohne zu wissen wer der Verfasser war, und die von Wieland 1753 herausgegebene

„Sammlung der Zürcherischen Streitschriften", die gewissermaßen ein Resumee des Kampfes der Schweizer gegen Gottsched darstellt. Zu nennen wären hier noch bei Schiller mehrere frühe Übersetzungen seiner Dramen ins Englische und Italienische und ziemlich viel Literatur über ihn, auch von Ausländern.

Von den übrigen „Zeitgenossen" sind in Erstausgaben vertreten: J. J. Engel, Philosoph für die Welt 1775—77; Arnim, Kronenwächter 1817; Gellert, Geistliche Oden und Lieder 1757; Bodmer mit vielen seiner kleinen frühen Dichtungen, Hebbel, Hauff, Laube und Hebel. Von Heines „Buch der Lieder" konnten wir wenigstens die zweite Ausgabe erwerben, während die erste des schier unerschwinglichen Preises wegen immer noch nur durch den Faksimile-Neudruck repräsentiert wird. Bereicherung erfuhren ferner namentlich: J. F. E. Albrecht, Bahrdt, J. G. Jacobi, Hagedorn, beide Schlegel, Matthisson, Brentano, Novalis, Winckelmann, Laube, Haller, Hemsterhuis, Runge, Steffens, Klotz u. a.

Unter den Übersetzungen in fremde Sprachen ragen hervor: eine holländische und eine italienische von J. J. Engels „Mimik", drei englische von Bürgers „Lenore" von 1797 und eine gleichfalls englische Parodie auf dieses Gedicht „Miß Kitty" von demselben Jahr (wozu übrigens noch die unter den Bilderwerken genannte englische Prachtausgabe tritt), lateinische von Klopstock, englische von Bodmer, Knigge, Körner, Uhland und dem heute fast vergessenen Friedrich Halm, französische und englische von Heine. In der Literatur nahm Kleist wohl den ersten Platz ein, neben ihm Hebbel, Rousseau, Klopstock, Lenau, E. T. A. Hoffmann, wobei auch der äußerst stattliche zweite Band von Eugen Reichels „Gottsched" nicht vergessen sein möge. Bemerkenswert waren hier mehrere zum Teil sehr umfangreiche französische thèses über deutsche Literatur. Von ausländischen Schriftstellern, die auf unsere Literaturperiode von Einfluß sind, wurden Rousseau, Byron, Racine, Milton, Montesquieu, Genlis, Beaumont u. a. vervollständigt.

Unter den alten „Zeitschriften" mögen hier nur erwähnt werden: „Erheiterungen, hg. von H. Zschokke und seinen Freunden", der „Bürgerfreund, eine Straßburgische Wochenschrift 1786", die „Amaranthen 1802—10", „Gothaische gelehrte Zeitungen 1775—1804", die von Rudolph Zacharias

Becker herausgegebene „Deutsche Zeitung bezw. Nationalzeitung der Deutschen 1795—1803“ und endlich der „Freygeist 1745“ von Christlob Mylius, von dem nur dieser einzige Jahrgang existiert.

Bei den „Almanachen“ kam der „Almanac de Carlsbad 1831—41“ neu hinzu, dessen erster Jahrgang auch einen Beitrag von Goethe enthält, kompletiert konnte Jacobis Iris und mehrere andere werden.

In der allgemeinen „Literaturgeschichte“, soweit sie nicht zu den einzelnen Schriftstellern gehört und dort schon erwähnt ist, war der Zuwachs ein reicher. Hier liefert uns auch der Schriftenaustausch mit den meisten Universitäten eine Fülle von Einzeluntersuchungen literarischen und philosophischen Inhalts, die sich sonst nicht so leicht an einem Platze vereinigt finden.

Reiches Material findet sich allmählich auch in der Abteilung „Theater-Geschichte“ zusammen. An neuem sehen wir hier: Des streitbaren Johann Melchior Goeze „Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne 1770“, Dreßlers „Theaterschule für die Deutschen 1777“, Signorellis „Geschichte der Schaubühne bei allen Völkern 1791“ und vor allem die „Spectatoriaale Schouwburg“, die uns von 1775—96 holländische Übersetzungen der besten Theaterstücke bietet, in großer Mehrzahl deutscher, mit vortrefflichen, auch kostümlich hochinteressanten Kupfern geziert.

Von den „Bilderwerken“ ist die englische Prachtausgabe von Bürgers Lenore schon oben gestreift, die blattgroßen Kupfer sind von Lady Diana Beauclerc, übrigens künstlerisch ebensowenig hervorragend wie die der Lady Lees zum „Erlking“, die wir gleichfalls erwarben; ebenso kam hinzu eine französische Prachtausgabe von Kaulbach „Les femmes de Goethe“ und neu erschienene Sammelwerke von Silhouetten und Weimarer Ansichten.

Bei den „Musikalien“ können wir uns auf die Namhaftmachung von Zelter und Rungenhagen beschränken, unter des letztern Kompositionen zu Klopstock, Tieck, Voß befinden sich einige ungedruckte Manuskripte.

Zu den für uns unentbehrlichsten literarischen „Hilfsmitteln“ gehört das Goethe-Jahrbuch und die Schriften der

Goethe-Gesellschaft; mit Freude nahmen wir daher ein zweites Exemplar dieser Publikationen auf, das uns aus der Hinterlassenschaft der Frau Koch-von St. George durch Herrn Max v. Grunelius überwiesen wurde, wodurch wir instand gesetzt sind, diese Werke, die bisher nur im Lesezimmer benutzt wurden, auch auszuleihen.

Zwei kleine seltene Schriften des Doktors Heinrich Hoffmann, des Verfassers des Struwelpeters, aus dem Jahre 1848 wurden mit andern unbedeutenderen Schriften bei den „Frankofurtensien" eingestellt.

Endlich in der „Faust-Bibliothek" haben wir einen reichlichen Zuwachs an Literatur, Übersetzungen und Musikalien zu registrieren, ohne daß sich solche Raritäten darunter befänden wie im vorigen Jahr.

Die Benutzung der Bibliothek erfolgt in erster Linie durch die Mitglieder des Hochstiftes, sowohl im Lesezimmer als durch Entleihen. Selbstverständlich aber muß eine wissenschaftliche Spezialbibliothek über die lokalen Schranken hinaus der allgemeinen wissenschaftlichen Forschung sich dienstbar machen, wenn anders sie eine Existenzberechtigung haben soll. Demgemäß wird nun seit Jahren diese Forschung seitens der Bibliotheksverwaltung in weitgehendstem Maße unterstützt. Den Gelehrten, die hier arbeiten wollen, stehen die Bücher, zum größten Teil durch Standortssignatur sofort auffindbar, zur Verfügung. Nach auswärts kommen wir durch Versendung an Private und bei wertvollen Werken an die Bibliotheken allen berechtigten Wünschen gern entgegen. Auf zahlreiche literarische Anfragen wird bereitwilligst sachgemäße Auskunft gegeben.

Andererseits wird uns aber auch fortdauernd die freundliche Unterstützung und Förderung der gelehrten Welt zuteil.

Den Direktionen der Universitätsbibliotheken, der höheren Lehranstalten, den Redaktionen literarischer Zeitschriften ꝛc., sowie den auf unserem Gebiete schriftstellerisch arbeitenden Fachgenossen sind wir im weitesten Umfange zu Dank verpflichtet. Da eine Bibliothek wie die unsere auf die durch den Buchhandel nicht zugänglichen, zum Teil höchst wertvollen Einzeluntersuchungen nicht verzichten kann, so werden diese Erscheinungen durch sorgfältige Durchsicht der in Frage kommenden Zeitschriften und anderer Hilfsmittel festgestellt

und von den Autoren oder Herausgebern ꝛc. direkt erbeten. Wir können auch in diesem Jahre unserer Genugtuung darüber Ausdruck geben, daß wir nur in seltenen Fällen eine Fehlbitte getan haben. Häufig haben wir den freundlichen Einsendern recht viel Mühe gemacht, und für ihre Langmut und Geduld gebührt ihnen noch unser Dank.

Es verpflichteten uns folgende Spender durch freundliche Einsendung zu wärmstem Danke:

Die Universitätsbibliotheken zu Freiburg i. B., Göttingen, Heidelberg, Jena, Kopenhagen, Tübingen, die Großherzogliche Bibliothek in Weimar, die Columbia University, die California University, der Magistrat der Stadt Aussig.

Die Direktionen der Gymnasien: Czernowitz, Friedenau, Hof, Kremsier, Schwedt; der Realschulen: Berlin (6. städtische), Jägerndorf (österr. Schles., Staats-Realschule), Prag (I. deutsche Staats-Realschule), Teschen (Staats-Realschule), Zwittau (Mähren, Landes-Realschule), der Privatschule in Graz, des Langerschen Privat-Realgymnasiums zu Wien VIII, der höheren Töchterschule zu Rastenburg.

Die Vorstände folgender Vereine: Altertumsverein Friedberg i. H., Centralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig, Geschichtsverein Hanau, Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst in Berlin, Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau; Kunstverein Frankfurt a. M., Schweizer Schillerstiftung in Zürich.

Die Verlagsbuchhandlungen: H. Beyer & Sohn in Langensalza, Bong & Co. in Berlin, Cotta in Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, Hugo Gebert in Stockholm, Insel-Verlag in Leipzig, Klinkhardt & Biermann in Leipzig, Rohland in Stuttgart, B. G. Teubner in Leipzig, Velhagen & Klasing in Leipzig.

Die Redaktionen der Zeitschriften bez. Zeitungen: Altpreußische Monatshefte, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Archiv für Stamm- und Wappenkunde, Blaubuch, Christliche Freiheit, Figaro in Paris, Gartenlaube, Hessenland, Hessische Chronik in Darmstadt, die Hilfe, Hochland, Japanische Zeitschrift für deutsche Sprache in Tokio, Jung-Ungarn, Die Lese, Leipziger Illustrierte Zeitung, März, Neue Jahrbücher für Pädagogik, Oberschlesien, Psycho-

logisch-neurologische Wochenschrift, Protestantenblatt, der Tag, die Tat, der Temps, Über den Wassern, Über Land und Meer, Wissen und Leben.

Ferner die Herren bezw. Damen: M. Abendroth, Prof. Dr. K. Alt in Darmstadt, Geh. Rat Dr. Behaghel in Gießen, H. Benzmann in Steglitz, Dr. P. Beyer, Dr. A. Berg, E. v. Boetticher in Berlin, Prof. Fr. Bothe, Ida Boy-Ed in Lübeck, Dr. R. Blume in Freiburg i. B., Dr. Bräuning-Octavio in Leipzig, O. Braun in Münster i. W., Dr. O. Braun in Hamburg, Martin Breslauer in Berlin, Prof. Dr. K. Breul in Cambridge, R. Buchwald in Leipzig, Geh. Rat Dr. Burdach in Berlin, Justizrat Dr. Burghold, Dr. Camenisch in Basel, Prof. Dr. E. Castle in Wien, Rev. W. A. Cox in Cambridge, Prof. Dr. Deetjen in Hannover, D. Dr. W. Diehl in Darmstadt, Dr. A. Dreyer in München, Dr. E. Ebstein in Leipzig, Prof. Dr. Ehwald in Gotha, Dr. A. Feußner in Breslau, Prof. Dr. H. v. Fischer in Tübingen, Dr. Erich Frank in Heidelberg, W. Frank in Offenbach, Geh. Rat Dr. Geiger in Berlin, Prof. Dr. Gloël in Wetzlar, Direktor V. Goering, Prof. Dr. O. Gradenwitz in Heidelberg, Prof. Dr. H. G. Gräf in Weimar, Gymn.-Dir. Dr. M. Groeger in Hirschberg i. Schl., Dr. E. Groß in Charlottenburg, Prof. Dr. O. Harnack in Stuttgart, E. Heilborn in Berlin, Frau Prof. Dr. A. Heuer, Prof. Dr. O. Heuer in Homburg v. d. H., Dr. L. Hirschberg in Charlottenburg, Prof. Dr. Hoops in Heidelberg, Dr. F. Hotzy in Innsbruck, Dr. H. Houben in Leipzig, A. J. van Huffel jr. im Haag, A. John in Eger, Dr. A. Kern in Breslau, Dr. O. Klein in Bitterfeld, Dr. Kippenberg in Leipzig, Dr. H. T. Kroeber in Weimar, Frau Dr. Kuhlmey in Homburg v. d. H., Oberlehrer G. Lutze in Sondershausen, L. L. Mackall in Jena, Magistratsrat Dr. Madjera in Wien, Prof. Dr. Harry Maync in Bern, Prof. Dr. Richard M. Meyer in Berlin, Prof. Dr. Minde-Pouet in Bromberg, Hofrat Dr. J. Minor in Wien, P. Mitzschke in Weimar, Frau Mond in London, Dr. M. Morris in Berlin, Prof. Dr. H. Morsch in Berlin, G. Müller in Naumburg a. S., C. Muth in Golln b. München, Prof. Dr. L. Neubaur in Elbing, W. Nithack-Stahn in Berlin, Geh. Rat Dr. Obser in Karlsruhe,

Dr. E. Oswald in London, Frl. Ella Oswald in London, Frl. Lina Oswald in London, Frau v. Passavant-Gontard, Dr. Payer v. Thurn in Wien, Prof. Dr. Petsch in Liverpool, A. Pienig in Bremen, Dr. O. Pniower in Berlin, Major Karl v. Portatius, Prof. Dr. R. Priebsch in London, Prof. Dr. Primer, Dr. S. Rahmer in Berlin, Fr. Reiffenstein in Bingen, K. v. Rose in Bialokosch (Kr. Birnbaum), Dr. Rullmann in Schlüchtern, H. Schaper in Hannover, Geh. Rat Dr. E. Schmidt in Berlin, Dr. Expeditus Schmidt in München, Dr. H. Schulz in Leipzig, Geh. Rat Dr. Siebeck in Gießen, Oberlandesgerichtsrat Spener in Cöln, Hofrat Dr. Spielmann in Wiesbaden, Justizrat Dr. v. Steinle, Prof. Dr. K. Sudhoff in Leipzig, Steingrimur Thorsteinsson in Reykjavik, A. Trappe, Dr. E. Traumann in Heidelberg, Dr. H. Uhde-Bernays in Hersching, Fr. Vult von Steyern in Kaggeholm bei Stockholm, Prof. Dr. Waas in Mainz, Amtsrichter A. Warda in Königsberg, Seminardirektor Dr. E. Wasserzieher in Neuwied, Prof. Dr. A. v. Weilen in Wien, Geh. Reg.-Rat L. v. Weise in Aachen, Dr. A. Weiß in Weimar, Baurat P. Wernecke, Prof. Dr. Fr. Wiegand in Greifswald, Dr. Kurt Wolff in Leipzig, Prof. Dr. A. Wolfstieg in Berlin, Fr. Wülker, Frl. E. Zanzinger in München, W. Zehner, Geh. Rat Dr. Zimmermann in Wolfenbüttel, Fr. Zinkernagel in Tübingen.



Register.

24

Literarischer Anzeiger.

Beilage zum Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts.

1912.

Kunstverlag Hermann Knoedel, Frankfurt a. M.

Aus dem Frankfurter Goethemuseum.

I.

Bildwerke.

Ausgewählt und herausgegeben von

O. Heuer.

14 Kunstblätter in Imperial-Folio in Mappe.

1. **Goethe,** Kreidezeichnung von J. H. Lips.
2. **Goethe,** Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen 1808.
3. **Schiller,** Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen 1808.
4. **Goethe,** Ölgemälde von H. Kolbe 1822.
5. **Goethe,** Ölgemälde von Schmeller 1826/27.
6. **Goethe, Johann Caspar,** Pastellgemälde.
7. **Goethe, Katharina Elisabeth,** Pastellgemälde.
8. **Zwei Federzeichnungen Goethes.**
9. François de Théas, comte de Thoranc, Ölgemälde.
10. **Goethe und seine Schwester,** Ölgemälde von J. K. Seekatz 1761/62.
11. **Drei Monatsbilder,** Ölgemälde von J. K. Seekatz 1761/62.
12. **Drei Monatsbilder,** Ölgemälde von J. K. Seekatz 1761/62.
13. **Joseph in Ägypten,** Ölgemälde von J. G. Trautmann 1761/62.
14. **Wieland,** Ölgemälde.

Ladenpreis **M. 150,** für Mitglieder des Freien Deutschen Hochstifts **M. 100.**
Einzelblätter **M. 15,** für Mitglieder des Freien Deutschen Hochstifts **M. 8.**